Schwäbiſche

Volksſagen, Geſchichten

und

Mährchen.

Erſter Band.

Das Mädchen am See.

Schwäbiſche

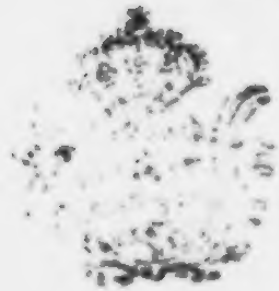
Volksſagen, Geſchichten

und

Mährchen.

Geſammelt und neu erzählt

von



Dr. W. Binder.

Neue Ausgabe mit in Stahl geſtochenen Titelbildern.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Caſt'ſchen Buchhandlung.
1845.

21,245.

Inhalt.

		Seite
I.	Das Mädchen vom See	1
II.	Der ſchwarze Brunnen	51
III.	Bruder Eckhardt	81
IV.	Der Todtenkopf	111
V.	Das Nebelmännlein	158
VI.	Die Gründung des Kloſters Schönthal	182
VII.	Das Grabmal auf Caſtell	251

Vorwort.

Da die Einleitung sich bereits über die Art und Weise der Behandlung vorliegender Erzählungen genügend ausspricht, so sind hier blos noch einige Worte über die Veranlassung zu deren Herausgabe beizusetzen.

Gegen das Ende des verflossenen Jahres hatte die Verlagshandlung ihr Vorhaben gegen mich ausgesprochen, gleich den Sagensammlungen anderer Theile unseres Vaterlandes auch eine ähnliche von oberdeutschen oder alemannischen Sagen zu veranstalten und mich zur Besorgung dieser Arbeit eingeladen.

Nicht ohne Schüchternheit nahm ich diesen Auftrag entgegen, denn wohl war ich mir bewußt, daß ich mich hier auf ein mir noch ziemlich unbekanntes Feld wagen würde. Es entging mir nicht, daß hiezu zwei Eigenschaften erforderlich wären, deren vereinten Besitzes sich nur Wenige rühmen dürfen, nämlich großer Forscherfleiß und eine glückliche Gabe der Darstellung, und daß selbst da, wo diese beiden sich wirklich finden, der Schriftsteller noch der Klippen genug zu überwinden habe, indem es gerade in diesem Zweige der Literatur mehr als in jedem andern schwierig ist, die richtige Mitte zwischen Geschichte und Roman zu treffen, welche Lücke nun einmal die Volkssage nach den Forderungen unserer Zeit auszufüllen bestimmt ist.

Bei diesen Schwierigkeiten, die sich mir von Tage zu Tage lebhafter vergegenwärtigten, war ich schon entschlossen,

das Ganze wieder aufzugeben, als ein Beſuch meines vieljährigen Freundes, des Pfarrers Schönhuth in Wachbach, meinen Entſchluß plötzlich wieder änderte. Ich theilte ihm, dem unermüdlichen Forſcher in dem Gebiete des Mittelalters, den Plan mit und erfuhr zu meiner nicht geringen Freude, daß, was ich ſelbſt aufzutreiben mir nicht getraut hatte, nämlich der Stoff ſelbſt, in ſeinen reichhaltigen Sammlungen ſchon beinahe ganz vorräthig da liege. Nunmehr war meine Aufgabe eine völlig veränderte, unendlich leichtere geworden.

Wir theilten uns in die Arbeit, ſo, daß der Stoff, mit wenigen Ausnahmen, Eigenthum meines Freundes iſt, die Auswahl und Darſtellung dagegen, ſowie die theilweiſe Berichtigung einzelner Parthieen, mir angehört. Ueber die getroffene Wahl werden meine Leſer wohl nicht mit mir rechten wollen: ich nahm aus der überreichen Maſſe zunächſt das heraus, was mich theils um ſeiner hiſtoriſchen Wichtigkeit, theils um ſeines praktiſchen Werthes willen vorzüglich anſprach. Auch die Aufnahme der ſechsten Erzählung dürfte, obgleich der Titel des Buches hiezu nicht berechtigt, in dem Intereſſe, das ſie gewiß allen unſern württembergiſchen Landsleuten gewährt, ihre hinreichende Entſchuldigung finden.

Der Verfaſſer.

Einleitung.

Das Reich der Moden genügte uns Deutschen längst nicht mehr, um das Ausland zu bewundern und nachzuäffen, wir haben dieß leidige Vorrecht unserer Nation auch auf die Werke des Geistes übergetragen. Wie seit vierzig Jahren keine andere Nadel, als eine englische, auf dem Arbeitstische deutscher Damen Gnade fand, eben so werden jetzt auch nur Romane à la Bulwer, Marryat, Boz u. A. im Boudoir zugelassen, und es gehört zum guten Tone, genau zu kennen, was eine George Sand, dieses Mittelding zwischen Mann und Weib, geschrieben hat, wenn gleich die Erzeugnisse ihrer Feder meist von der Art sind, daß man sie zuvor einer strengen Censur unterwerfen sollte, bevor sie in die Hände sittsamer Frauen gegeben werden. Kein Wunder, daß über diesem Haschen nach Fremdem und Ausländischem der deutsche Roman je mehr und mehr in Verfall gerieth und nur selten Etwas zu Tage kam, was gut und preiswürdig erfunden wurde. Dafür hat sich unsere schöne Literatur einem Felde zugewendet, auf dem wir Deutsche ungleich reicher sind, als Engländer und Franzosen, das uns, wir möchten es behaupten, fast eigenthümlich zugehört, wir meinen die Volkssagen und sogenannte Geschichten der Vorzeit, ein unerschöpflicher Schacht, der von Tage zu Tage neue Ausbeute darbietet.

Es gibt keine Provinz unseres gemeinsamen Vaterlandes, keinen Gau, ja fast keine nur einigermaßen bedeutende Stadt, die nicht ihre eigenen Sagen hätte; von vielen derselben sind sie bereits gesammelt, wir besitzen Sagenbücher vom Rheinlande, vom Elsaß, aus Schwaben, Thüringen, dem Harze und andern Gegenden, deren jedes durch seine Oertlichkeiten ein eigenthümliches Interesse darbietet. Man hat aber diese Sagen gesammelt, nicht blos, weil man darin einen trefflichen Stoff zur Unterhaltung fand, sondern namentlich auch, um ihnen ihre verdienten und lange verkannten Rechte einzuräumen. Man hat einsehen gelernt, daß sie mehr seien, als bloße Mährchen, die ihre Entstehung blos der Phantasie verdanken, daß sie vielmehr, nach ihrer wahren Bedeutung aufgefaßt, nicht selten Lücken in der Geschichte ausfüllen, wo aller Fleiß und Scharfsinn des Historikers kein verbindendes Glied aufzufinden vermag; oder wichtige Data enthalten, die dem umsichtigen Forscher auch aus dem phantastischen Gewande der Sage nicht undeutlich entgegenleuchten. Einen sprechenden Beweis hiefür liefert die deutsche Heldensage, die, gleich den Saga's der Nordländer, die Heroengeschichte einer in Dunkel gehüllten Vorzeit unseres Volkes aufbewahrt hat und sich, trotz alles Strebens der Anhänger einer mythischen Erklärungsweise, doch nie in reine Mythe auflösen lassen wird.

Wenn übrigens von deutschen Sagenbüchern die Rede war, so meinten wir damit nicht Sammlungen solcher Sagen, die — wie die ebengenannte Heldensage — so sehr das phantastische Gewand an sich tragen, daß der historische Kern nur schwach und unkenntlich daraus hervorblickt; sondern hauptsächlich solche, die nur deßhalb in das Gebiet der Mährchen verwiesen wurden, weil sie, zwar mit mehrerer oder minderer Abänderung ihrer Form, aber stets denselben

Hauptgedanken verfolgend, ſich da und dort in mündlicher oder ſchriftlicher Ueberlieferung wiederholen. So ſind Geſchichten, wie die vom Wilhelm Tell, der Weibertreue in Weinsberg u. A. einzig aus dem Grunde von den Hiſtorikern angefochten worden, weil mehrere ähnliche Erzählungen von ganz verſchiedenen Orten überliefert ſind.

Aber ſelbſt um der bloßen Verſchiedenheit in der Darſtellung willen iſt ſchon manche Geſchichte zur Sage geworden. Von dem einen Berichterſtatter kommt ſie auf den andern; was der Eine geleſen oder gehört, ſtellt er auf ſeine eigenthümliche Weiſe wieder dar, und läßt weg oder fügt hinzu nach Gutdünken, ſo daß wir bei dem Letzten, in deſſen Hand eine ſolche Geſchichte gekommen, oft ganz neue Züge finden, die in der urſprünglichen Erzählung gar nicht enthalten waren. Und dieß iſt nicht ſelten in einem ſo hohen Grade der Fall, daß Geſchichten, die eine und dieſelbe Quelle haben, zuletzt, wenn ſie mehrere Jahrhunderte hindurch von Verſchiedenen erzählt und bearbeitet wurden, ſo abweichend von dem Urtypus erfunden werden, daß man nur allzuleicht verſucht wird, alle und jede Verbindung zwiſchen ihnen zu bezweifeln. Solche Darſtellungen verhalten ſich dann zur urſprünglichen Erzählung des Ereigniſſes etwa wie die Variationen in der Muſik zum Thema, wo oft nur noch der Grundgedanke des letztern, und dieſer auch nicht immer ohne große Mühe, herauszufinden iſt. So z. B. mit der Sage von Erbauung der Habsburg, die nur durch die Mannigfaltigkeit ſpäterer Darſtellungen aus der Geſchichte verdrängt worden iſt.

Uebrigens berührt uns das, wie der Hiſtoriker die Sagen ſammelt und ſie für die Geſchichte benützt, hier weniger; unſerm Zwecke liegt es näher, darüber verſtändigt zu werden, auf welche Weiſe die deutſche

Sage, der ſich nun einmal unſere Leſewelt mit beſonderer Vorliebe zugewendet zu haben ſcheint, darzuſtellen ſei, um eben ſo gut, oder noch beſſer, als die ſogenannten hiſtoriſchen Romane der Engländer und Franzoſen ihr Publikum zu gewinnen.

Dieß wird unſtreitig am Beſten durch eine einfache und ungekünſtelte Darſtellung geſchehen. Nicht die früheren Bearbeiter deutſcher Sagen ſeien uns Vorbilder für die Behandlung ſolcher Stoffe. Veit Weber in ſeinen „Sagen der Vorzeit" hat, wenn wir den „Grafen im Pfing" ausnehmen, angenehme Geſchichtchen, Novellen, Romane oder was man ſonſt will, erzählt, aber keine Sagen. Liegen indeſſen gleichwohl ſeinen Erzählungen — was man jedoch mit Grund bezweifeln könnte — wirklich Sagen zu Grunde, ſo hat er den vorgefundenen Stoff ſo breit geſchlagen, daß man das Weſentliche oder Urſprüngliche unmöglich mehr heraus erkennen kann. Nicht beſſer haben es ſeine zahlreichen Nachahmer gemacht.

Einen eigenthümlichen, von dieſem weſentlich verſchiedenen Weg aber ging der unübertreffliche Muſäus. Hat Veit Weber manchmal aus Wein Waſſer gemacht, ſo hat uns dagegen Muſäus in ſeinen „Volksmährchen" Alles in Wein verwandelt, — nur wird oft über ſeinem fort und fort ſprühenden Witze der Gang der Sage — weil da die Handlungen einander immer Schlag auf Schlag folgen — vielfach unterbrochen, wobei zwar nicht der Leſer an Genuß, aber die Sache ſelbſt an natürlicher Einfachheit verliert. Nur allein Benedicte Naubert hat bis jetzt dieſen originellſten aller Erzähler der Deutſchen mit Glück nachgeahmt, wenn anders bei Muſäus von Nachahmung die Rede ſeyn kann.

Am wenigſten aber dürften die neueſten Bearbeiter deutſcher Sagen unſer Vorbild ſeyn. Da bei der Mehrzahl derſelben der Grundſatz zu gelten ſcheint, daß eine Geſchichte zum mindeſten zwei bis drei, wo nicht gar

vier Bände füllen müſſe, ſo muß leider auch die Sage, wenn ſie zum Stoffe der Behandlung gewählt wird, ſich dieſem unerbittlichen Geſetze fügen und ſich ſpannen und dehnen laſſen gleich den unglücklichen Opfern des Prokruſtes, bis ſie das beſtimmte Maaß ausfüllt. Solche Schriftſteller verlieren in ihrer Darſtellung nach und nach ſo ganz ihren Stoff, daß man am Ende Mühe hat, nachzuweiſen, ob es wirklich eine Sage oder eitel eigene Erfindung war, was ſie uns erzählen, und doch prangen auf dem Titel des dickleibigen Buches die Worte: „eine Sage der Vorzeit."

Die empfehlenswertheſte Norm für die Darſtellung der Sagen iſt wohl diejenige, wie ſie uns in den ſogenannten Chronikenſagen vorliegt. Einfach und ſchlicht iſt das Gewand, worein der Chroniſt ſeinen Stoff hüllt. Da es der Sage, wie ſie ſich vorfindet, ſelten an Phantaſie fehlt, im Gegentheile ſie ſich durch dieſes Element beſonders auszeichnet, ſo braucht ſie von dem, welcher ſie niederſchreibt, nicht mit phantaſtiſchen Ingredienzien überfüllt und damit ins Reich der Unmöglichkeit hinübergeführt zu werden.

Eben ſo wenig darf man die Sage zur moraliſchen Abhandlung machen. Wo fände ſich eine Sage, die nicht, gleich der Fabel, eine Lehre in ſich enthielte, oder durch die ſich nicht die Moral gleich einem rothen Faden hindurchzöge? Wozu alſo noch Weiteres? Geben wir alſo die deutſche Sage getroſt ſo wieder, wie die Chronik ſie uns überliefert, oder erzählen wir ſie, wie ſie im Munde des Volkes lebt, ohne viele Zuthat, welche ihren Werth nie erhöhen, ſondern nur herabſetzen und ſie ſelbſt entſtellen kann.

Anders freilich verhält es ſich mit der Sage, die ſich nicht in einer ſchon abgerundeten Erzählung vorfindet, ſondern wo ſich — ſo zu ſagen — blos ein Grundgedanke in der Ueberlieferung erhalten hat. Hier iſt dem Bearbeiter freier Spielraum gelaſſen,

ein Bild liegt vor, und sein Beruf ist es, dieses Bild mit einem passenden Rahmen zu umfassen. Auf mehrere der hier mitgetheilten Sagen bezieht sich das eben Gesagte ganz besonders. Das Land aber, welchem sie angehören, das alte Besitzthum der Alemannier, verdient vorzugsweise „das Land der Sagen" genannt zu werden, denn kaum findet sich in diesem gesegneten Striche der Erde ein Berg oder Thal, ein See oder Wald, an den sich nicht eine anmuthige, sinn- oder lehrreiche Sage knüpfte. Mögen daher unsere Leser diesem Kranze von Sagen gerne ein freundliches Plätzchen in der Reihe ihrer Geschwister einräumen, und möge uns das Zeugniß lohnen, daß die Auswahl, die wir auf dem reichen Schauplatze trafen, keine unglückliche gewesen sei.

I.

Das Mädchen vom See.

Ach, wie lang' iſts, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur'
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur,
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angeſicht,
Nur der Tag, der Alles findet,
Die Verlor'nen fand er nicht.

1.

An einem lühlen Märzabende des Jahres 1528 ſahe man, bei ſchon einbrechender Dämmerung, ein leichtes Fuhrwerk aus einem der Thore Mergentheims herausrollen und die Heerſtraße nach Augsburg einſchlagen. Von den beiden Reiſenden, die in demſelben fuhren, war der eine ein Mann von gutem Ausſehen zwiſchen 40 und 50 Jahren, deſſen ſtark ins Graue ſpielendes Haar und tief gezeichnete Züge indeſſen ein ſchon vorgerückteres Alter ankündigten; ihm zur Seite ſaß ein hübſches, blondlockiges Mädchen von etwa 19 Jahren, die Verlobte eines jungen Bürgers von Augsburg, die eben im Begriffe ſtand, ſich in Begleitung ihres Pflegevaters nach dem Orte ihrer

nunmehrigen Bestimmung zu begeben. „Liebe Marie,“ begann der Alte, nachdem sie etwa eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, zu seiner Gefährtin, „du hast mich schon oft um Aufschluß über deine Lebensverhältnisse gebeten; jetzt, da diese eine ganz andere Richtung nehmen werden, als bisher, und wir uns, vielleicht auf immer, trennen müssen, ist es meine Pflicht, dir diese Bitte zu gewähren, obgleich mit schwerem Herzen. Deine Geschichte ist so enge verflochten mit meiner eigenen, die ersten schweren Stunden deines irdischen Daseyns gränzen so nahe an die seligste Zeit meines Lebens, welche begann, um schnell wieder zu verschwinden, daß diese Erzählung nothwendig Erinnerungen in meine Seele zurückrufen muß, die ich so gerne auf ewig daraus verbannt hätte. Gleichwohl will ich es thun, um dich mit den Namen bekannt zu machen, die dir, nächst Gott, von nun an für dein ganzes Leben die theuersten bleiben sollen.“

Die Stadt Mergentheim ist mein Geburtsort; das kleine Häuschen am Edelfinger Thore, worin du die Tage deiner Kindheit und Jugend verlebtest, vererbte sich von Voreltern her bis auf meinen Vater, Johannes Wunderlich, den seine Mitbürger wegen seiner Fertigkeit im Lautenspiele nur den Lautenhans nannten. Vermöge dieser Geschicklichkeit hatte er sich ein kleines Dienstlein als Lautenist der Stadt Mergentheim erworben, dem er viele Jahre lang getreulich abwartete. Er würde indessen mit dem, was der Magistrat ihm reichte, sein Leben nur knapp durchgeschlagen haben, wär' ihm nicht von dem damaligen Commenthur im

Schloſſe, der ein großer Liebhaber von Muſik war, noch mancher Goldgulden nebenher zugeflossen, wenn er ihm die Zeit mit Spiel und Geſang verkürzte. Ueberdieß gab es auch keine Luſtbarkeit in Stadt und Nachbarſchaft, wo der Lautenhans nicht ſeinen ſchönen Kreuzer verdiente; denn wo ſein Spiel erklang, war Leben im geſelligen Kreiſe, und ſelbſt die Herrn im Ordenskleide wanden oft ihre Füße um den Tiſch, um nicht auch Luſt zu bekommen, ſich den Reihen der Tanzluſtigen anzuſchließen. So ward der alte Lautenhans im kleinen Häuschen nach und nach ein angeſehener Mann, den Alt und Jung kannte und lieb gewann. Ich war ſein einziger Sohn und Erbe ſeiner Kunſtgabe. Darüber freute ſich mein Vater und ſah ſchon im Geiſte voraus, wie ſein Söhnlein einſt nicht nur das Aemtchen eines Stadtlauteniſten zu Mergentheim führen würde, ſondern er dachte auch noch weiter; — ich ſollte meine Kunſt auch über die Markung der Vaterſtadt hinaustragen, Reiſen zu meiner weitern Ausbildung machen und zuletzt mich an den Höfen der Fürſten und Könige hören laſſen. Unter ſolchen Hoffnungen verſäumte er keine Mühe, um in dem kleinen Jungen die Gabe der Kunſt ſo frühe als möglich zu wecken und auszubilden; ich kam auch in Kurzem ſo weit, daß ich meinen Vater auf ſeinen muſikaliſchen Wanderungen begleiten konnte; bald wurde derſelbe nirgends mehr ohne ſein Hänschen geſehen und brachte immer noch einmal ſo viel Geld nach Hauſe als vorher.

So trieb ich es bis in mein ſechszehntes Jahr,

und dachte gar nicht anders, als daß ich mein ganzes Leben hindurch diesem Berufe zugethan bleiben wolle; — freilich sollte ich zuvor noch in die Fremde gehen, aber nie wollte sich dieß recht schicken. Schon oft war mein Bündelchen gepackt, aber jedesmal, wann ich ziehen wollte, wußte meine Mutter irgend ein Hinderniß vorzubringen: das eine Mal war das Wetter zu kalt, das andere Mal zu warm, ein drittes Mal hatte man gehört, daß die Straßen gar unsicher wären: kurz, es gab immer neue Ursachen zum Aufschube, doch die Haupturſache war die allzugroße Anhänglichkeit der Mutter an ihr liebes Hänschen. Ein Zufall führte mich endlich aus dem elterlichen Hause, aber in eine ganz andere Laufbahn, als ich und die Meinigen je gedacht hatten.

Eines Abends wurde ich mit meinem Vater zu einer Lustbarkeit in die Herberge zum goldenen Kreuze gerufen. Mehrere adelige Herrn aus der Umgegend, die einem edeln Ritter aus dem Jartthale das Geleit gegeben hatten, waren hier versammelt und wollten die Nacht lustig und vergnügt zubringen. Manch lustiges Stücklein spielten wir ihnen auf, sie sangen dazu und waren alle froh und guter Dinge. Nach und nach wurde es ruhiger, mein Vater verließ den Herrentisch und setzte sich in eine Ecke, wo sein Schöpplein stand. Da winkte mir der jüngste unter den Rittern — es war ein Herrlein ungefähr in meinem Alter, von kurzer Statur, aber breiter Brust, rundem Gesichte und blitzenden Augen — in das nebenliegende Gemach und redete mich, als wir allein

waren, ungefähr also an: „Lieber Junge, du gefällst mir nicht übel, und es wäre gewiß wohl gethan, wenn du dich entschlößest, mit mir in die Fremde zu ziehen. Ich bin der Junker Götz von Berlichingen zu Jarthausen; die Andern, die du draußen am Tische erblickst, sind meine Vettern, die Ritter zu Dörzbach, sowie die von Adelsheim zu Wachbach; sie haben mich hieher begleitet um mit mir zu letzen, denn ich bin eben im Begriffe gen Onolzbach an den Hof meines gnädigen Herrn, des Markgrafen Friedrich zu ziehen. Folge mir dahin, wir werden Beide gewiß wohl aufgenommen und ehrlich gehalten werden, denn der Markgraf ist gar ein freundlicher und guter Herr. Er liebt Gesang und Saitenspiel, besonders aber hält die Frau Markgräfin, die gar eine liebevolle Dame ist, sehr viel darauf. Bedenke dieß, mein Lieber, und entschließe dich frisch auf der Stelle, denn morgen, mit Tages Anbruch möchte ich gerne weiter ziehen."

Es bedurfte keiner langen Ueberredung von Seiten des Junkers, um mich zu etwas zu bewegen, was schon längst der sehnlichste Wunsch meines eigenen Herzens gewesen war. Noch am gleichen Abende theilte ich meinen Eltern das gemachte Ansinnen mit; der Vater gab ohne Schwierigkeit seine Einwilligung, aber meine Mutter vergoß herbe Thränen über die bevorstehende Trennung, während sie meinen Bitten und des Vaters Zureden endlich nachgebend, mir das Bündelein zusammenpackte. Am Morgen stand ich schon mit dem frühesten an der Herberge zum goldenen Kreuze, des Junkers Rößlein wieherte schon

vor dem Hause; freudig empfing er mich, stieg zu Pferde und ritt langsam fürbaß, während ich neben ihm zu Fuße her ging, mein Bündelein unter dem Arme, und über die Schulter meine Laute, der ich immer noch herzlich zugethan war. Am Abende des zweiten Tages kamen wir in Onolzbach an und wurden freundlich empfangen, wie Götz von Berlichingen vorausgesagt hatte. Der Junker trat als Edelknabe in die Dienste des Markgrafen, ich dagegen wurde zum Diener der Frau Markgräfin verordnet, um ihr aufzuwarten und jezuweilen mit Gesang und Saitenspiel die Zeit zu verkürzen. Aber nur wenige Tage sollte dieses frohe, harmlose Leben am Hofe dauern.

Um Fastnacht des Jahres 1499 begann am Bodensee der Schweizerkrieg. Schon mit Anfang dieses Jahres hatte Kaiser Maximilian alle Fürsten und Stände des Reichs gegen die Eidgenossen ermahnt und nach Constanz zusammenberufen. Auch der Markgraf von Onolzbach war dem Aufgebote gefolgt und hatte schon vor unserer Ankunft zwei Fähnlein seines Kriegsvolks an den Bodensee abgesendet. Eine dritte Schaar, an deren Spitze er sich selbst zu stellen Willens war, sollte eben abgehen. Da trat eines Morgens Götz von Berlichingen in mein Gemach mit den Worten: „Was sagst du dazu, Hans, daß ich nächster Tage an den Bodensee ziehe? es geht gegen die Schweizer: willst du mich auch dahin begleiten, oder lieber zu Hause bleiben bei den Frauen und ihnen die Zeit verkürzen?“ „Das eben nicht, wertheſter Junker,“ erwiederte ich, wohl fühl' ich alle Luſt, mit

Euch zu ziehen, aber was soll ich unter den Kriegsleuten? dort gibt es ein anderes Spiel, als das, dessen ich pflege, dort bedarf man kräftiger Hände.“ „Wie wenn du keine Kraft hättest,“ fiel mir Götz in die Rede, „daß du so sprechen magst. Wer kräftig, wie du, die Saiten rühret, mag auch den Schwertknauf handhaben und im Streite das Seinige thun. Bin ich nicht auch, wie du, noch ein zarter Jüngling? darum trag ich doch hohen Muth in der Brust und folge unserm gnädigen Herrn wie Einer von denen, die schon ziemlich gebraucht und erprobt sind. Du wirst dich wundern, Hänschen, was das für ein Gelände ist am Bodensee. Als vor drei Jahren der Kaiser zu Lindau einen Reichstag hielt, war ich allda mit meinem seligen Vetter dem Ritter Conrad von Berlichingen, der in der Stadt Lindau starb, von wo aus ich als Bube mit seinen Knechten die Leiche bis herab nach Kloster Schönthal geleitete. Die Stadt aber, die ich dir nannte, liegt gleich einem Eilande im See, der von hier an gemessen bis an seine unterste Bucht neun Meilen lang ist. Darauf gehen Schiffe wie kleine Häuser mit bunten Segeln. Der Stadt zur Linken fließt der gewaltige Rheinstrom in den See und zu beiden Seiten des ausgebreiteten Thales ragen hohe Gebirge empor, deren Haupt mit ewigem Schnee bedeckt ist; zur Rechten aber dehnen sich die schönen Gaue des Schwabenlandes mit ihren gesegneten Gärten und Rebhügeln aus.“ Dieses und noch viel Anlockendes erzählte mir der Junker von der Landschaft am See; ich konnte seiner Rede nicht

widerſtehen und zog, nachdem ich zuvor meinen Eltern in einem Brieflein Nachricht von meinem Vorhaben ertheilt hatte, am Morgen des dritten Tages neben dem Junker von Berlichingen aus der Burg Dnolzbach.

Durch manches ſchöne Gelände zogen wir, bis wir die Ufer des Bodenſee's erreichten. Die Reichsſtadt Ueberlingen war der Ort, wo unſer gnädiger Herr ſich mit den Kaiſerlichen vereinigen ſollte. Nach einer Reiſe von acht Tagen ſtanden wir vor der uralten Stadt und begrüßten ehrerbietig das Rieſenbild des heiligen Chriſtoph, das über dem Thore gemalt iſt. Wie wunderbar wurde ich ergriffen, als mein Fuß zum erſten Male an dem Ufer des See's ſtand, als meine Augen über die unendliche Waſſerfläche hinüberſchweiften! Liebe Tochter, ſchön und lieblich ſind die Thäler, welche der Main, die Tauber und Jart durchſchlängeln, manches Plätzchen findet ſich darin, das wohlthuend zum Gemüthe ſpricht und ein Ruheort für das Herz werden kann, wenn es, aus dem Geräuſche der Welt ſich zurückziehend, in der Stille der Einſamkeit ſeinen Frieden ſucht: — aber, was ſind alle dieſe Thäler, alle dieſe auserleſenen Plätzchen gegen die Umgebungen des majeſtätiſchen Bodenſee's, wo die Natur Alles Großartige und Anmuthige zum ſchönſten Geſammtbilde vereinigt hat, wo Inſeln gleich Feengärten aus dem Waſſer hervortauchen, von Felſen, deren Fuß die blaue Welle beſpült, ſtattliche Burgen herabblicken; und all dieſe Schönheiten bekränzt, gleich einem großen Rahmen,

die Masse der Gebirge, deren Schneehäupter im Sonnenlichte golden erglänzen. Ich könnte dir noch Vieles von diesem herrlichen Lande erzählen, liebe Marie, aber wozu Bilder vor meine Seele rufen, welche nur die Sehnsucht nach dem schönen Boden auf's neue in mir wecken würden — nach dem Wunderlande, worin ich nur noch in meinen Träumen wandeln darf!

2.

Nur wenige Tage verweilte unser gnädiger Herr, der Markgraf, in Ueberlingen. Von allen Gegenden Deutschlands her hatten sich Schaaren gesammelt; nur die Reichssturmfahne fehlte noch. In der Nacht erhielten die Hauptleute Befehl, ihre Schaaren zu ordnen; eine große Anzahl Schiffe stand schon bereit, um die Kriegsvölker über den See zu führen. Es war mir ganz sonderbar zu Muthe, als ich, mein Rößlein an der Hand, über das Brett stieg, um die breite Wasserfläche zu durchsegeln. Junker Götz stand neben mir und scherzte nicht wenig, als er sahe, wie ich manchmal ängstliche Blicke auf die Wellen fallen ließ. Wir kamen glücklich in Constanz an, und erst, als wir am Damme ausstiegen und zurückblickten über den See, sahen wir, wie zahlreich die Schaar der Verbündeten war, denn die ganze große Fläche, vom Lughäuslein bis zum Damme, war mit Schiffen und großen Nachen angefüllt. Die ganze Zeit über hielt ich mich nur an den Junker, weil dieser schon längst der Gegend kundig und mit einem großen Theile der

vornehmen Herrn und Kriegsmänner, die hier versammelt waren, vertraut war.

Wie wir eben hinter unserem Gebieter die Marktgasse hinauf ritten, stieß uns aus einem kleinen Nebengäßlein eine Schaar Reisiger entgegen, voran ein Rittersmann auf einem unansehnlichen Rößlein. Er hatte einen ziemlich abgetragenen kurzen grünen Rock an; auf dem Kopfe trug er ein grünes Stutzkäppchen, über welchem noch ein breiter Kremphut von gleicher Farbe saß, der sein Gesicht ziemlich verdeckte. Er ritt zu dem Markgrafen hin und reichte ihm die Hand, worauf unser gnädiger Herr den Handschlag ehrerbietig erwiederte, jedoch ohne laut zu sprechen. Neugierig betrachtete ich den Unbekannten, da stieß mich Junker Götz scherzhaft an die Seite, mit den Worten: „Gelt, Häuschen, du möchtest gerne wissen, wer der Herr in dem alten Röcklein da wäre? Das weiß hier Niemand, als unser gnädiger Herr, der Markgraf und ich, sein wohlbestellter Fahnenträger. Schaue einmal genau unter seine Hutkrempe; erblickst du da nicht eine große Adlersnase, und hast du in der Chronik noch nie gelesen von dem hochseligen Kaiser Rudolph dem Ersten und seiner Nase, gestaltet wie bei den Helden der römischen Zeit? Hieran erkennt man auch die Herrn aus habsburgischem Stamme, und dieser hier, den du da vor dir siehest, ist unser hochberühmter Kaiser, der ritterliche Maximilian, den ich schon auf etlichen Reichstagen gesehen habe, namentlich zu Worms und Lindau, als ich noch Bube war bei meinem seligen Vetter Conrad."

Der Kaiser und der Markgraf redeten eine Zeit lang mit einander, aber so leise, daß Keiner der Umstehenden ein Wort von ihrer Unterhaltung vernahm. Hierauf trennten sie sich wieder und jeder ritt mit seinem Gefolge der Herberge zu. Wir nahmen unser Nachtlager im Gasthause zum goldenen Schiffe, welches nahe dem Damme liegt. Vor Tagesanbruch ritten wir durch das Thor, welches nach Gottlieben führt, bis an den Ort, wo vor mehr als achtzig Jahren Johannes Huß aus Böhmen wegen ketzerischer Lehre verbrannt worden war. Da stand schon der Kaiser mit allen Haufen zu Roß und zu Fuß und um ihn seine Hauptleute und Kriegsräthe. Dem Markgrafen zur Linken ritt der Junker und ich dicht hinter ihm. Jetzt erst verstand ich, was Götz gestern damit gemeint hatte, als er sich Fahnenträger seiner Gnaden des Markgrafen nannte. Er trug einen langen, weiß und schwarz gemalten Spieß in seiner Rechten, daran war eine große Fahne, ebenfalls weiß und schwarz, auch hatte er auf seinem Helme einen Federbusch von gleicher Farbe, der stand stracks über sich; so stattlich, wie heute, hatte ich meinen Junker noch nie gesehen.

Während der Kaiser sich mit dem Markgrafen unterhielt, blickte er manchmal herüber auf den Berlichingen und seine Fahne. Auf einmal verließ er seine Umgebung und lenkte sein Roß gegen uns her. „Wem stehest du zu?“ fragte er den Junker, der seine Fahne mit dem hohenzollerischen Wappen tief vor ihm neigte. „Meinem gnädigsten Fürsten und

Herrn, dem Markgrafen Friedrich von Onolzbach," erwiederte dieſer mit friſcher Stimme. „Du haſt da einen langen Spieß und eine große Fahne daran," redete der Kaiſer weiter, „reite mir hinüber, dort zu dem Haufen auf den Brühl und warte bis der Reichsadler von Conſtanz herauskommt." Schnell gehorchte der Junker dem Befehle des Kaiſers, und ritt an den bezeichneten Ort, wo der Schenk Chriſtoph von Limpurg mit den Seinigen hielt; neben dieſen ſtellte er ſich hin. „Und wem gehörſt du an," fragte jetzt der Kaiſer mich, indem er mich freundlich anblickte. Da nahm ich all meinen Muth zuſammen und ſprach: „Allergnädigſter Herr, ich bin aus Mergentheim im Tauberthale gebürtig und meines Zeichens ein Spielmann; — die Leute nennen mich deßwegen den Lautenhans; — der Junker dort hat mich beredet, ihm nach Onolzbach an den Hof des Markgrafen zu folgen, und nun habe ich ihn auch hieher begleitet." Der Kaiſer lächelte über meine ehrliche und naive Antwort, die mir etwas ſchwer geworden war; betrachtete mich vom Kopf bis zu den Füßen und redete dann weiter: „Willſt du in meine Dienſte treten, Knabe? du ſollſt immer um mich ſeyn, um mir die Zeit zu verkürzen, denn ich liebe das Saitenſpiel in hohem Maaße, doch für den Augenblick ſollſt du die Laute noch bei Seite laſſen, denn wir ſind der Zeit an einem ernſtern Spiele. Junge, wenn du Eines mit mir biſt, ſo reite herüber zu meinem Haufen und erwarte mich hier. Ein ſolches Anerbieten und von ſolchem Herrn ließ ich mir nicht zweimal machen, ich

wandte mein Rößlein und ritt hinüber zu dem kaiſerlichen Kriegsvolke.

Kaum war eine halbe Stunde verfloſſen, ſo zog eine neue Schaar aus der Stadt; — aus ihrer Mitte ragte die Reichsſturmfahne hervor. Schenk Chriſtoph von Limpurg nahm die Fahne aus der Hand des Trägers und neigte ſie dreimal vor dem Kaiſer. Eben tauchte die Morgenſonne aus den Fluthen des Sees und warf ihre erſten Strahlen auf das flatternde Reichspanier, das der kräftige Limpurger, an Statur über alle Ritter des Heeres ragend, wie eine leichte Lanze in der Hand ſchwang. Dieß war das erſte und letzte Mal, daß ich den Reichsadler ſo majeſtätiſch fliegen ſah, das erſte und letzte Mal, daß ich auf ein ſo ſtattliches Heer mit blanken Schwertern, ſtrahlenden Helmen und Harniſchen hinblickte. Es war ein Heer, ſo wohl geordnet und zahlreich, wie noch keines am See geſtanden hatte. Aber zur Linken auf den Höhen des Thurgau ſtanden die Schweizer, unſre Feinde, in wohl geſchloſſenen Rotten und gedoppelter Schlachtreihe. Schon war es ſo helle geworden, daß wir ihre Menge und Ordnung deutlich wahrnehmen konnten.

Als der Reichsadler ſo in der Hand des Schenken flatterte, wähnte ich, daß es bald gegen den Feind gehen würde; ſchon waren die Geſchütze aufgepflanzt und der Feind nahe genug, um ſich mit ihm in ein Treffen einzulaſſen; aber immer dauerte die Berathung der Herren noch fort. Eine Stunde ging über der andern hin, es wollte zu Nichts gedeihen; ungeduldig

und des langen Hinstehens müde, wieherten unsere Rosse; da erklang endlich die Trompete; aber nicht zum Angriffe, sondern zum Rückzuge in die Stadt.

Der Kaiser hatte zum raschen Angriffe gerathen, aber im Kriegsrathe wurden die Herren über die Art und Weise desselben uneinig, und über dem nutzlosen Hin- und Herrathen verfloß die kostbare Zeit; da wurde der Kaiser unwillig, wandte sein Roß und ritt wieder dem Thore zu. Hinter dem Kaiser ließ ich mein Rößlein traben; da gesellte sich der Berlichingen unterweges wieder zu mir. „Hänschen, Hänschen," — lachte er mir entgegen, — „du hast heute das beste Theil davon getragen, magst es nun leicht weiter bringen als ich, der Fähndrich Seiner Gnaden des Herrn Markgrafen, der beim Fastnachtszuge gegen die Schweizer die Fahne schwenken mußte; — unsere ganze Sache ist doch Nichts weiter gewesen. Die Schweizer wissen jetzt, daß wir ein stattliches und zahlreiches Heer haben, denn unsere Schlachtreihen waren vollzählig und wohlgeordnet, auch strahlten unsere Waffen einen schönen Glanz aus; aber von unserem Muth und Rittersinne haben wir ihnen wenig Kunde gegeben. Noch einmal sag' ich dir, Hänschen, du hast heute ein besser Geschäft gemacht, als der Kaiser selbst; der trägt seinen Aerger mit sich nach Hause, weil die Sache nicht nach seinem Kopfe ging: du aber hast ein gutes Aemtlein herausgeschlagen, wozu ich dir nur viel Glück und Verstand wünsche. Lebe wohl, Hänschen, und denke auch manchmal noch an den Berlichingen, deinen Gesellen." Bei diesen

Worten gab mir der Junker einen kräftigen Handschlag, den ich mit aller Herzlichkeit erwiederte, und ritt zurück zu dem Gefolge seines Herrn. Seither habe ich ihn am Bodensee nimmer gesehen, aber ich hörte nachher noch manches brave Stücklein von dem ritterlichen Herrn.

3.

Von nun an war ich ununterbrochen um den Kaiser und fand von Tag zu Tage größere Gnade in seinen Augen. Oft ergötzte ich ihn in Stunden des Mißmuthes durch Gesang und Lautenspiel, denn gar oft lief traurige Kunde ein, wie der Feind da und dort wieder einen Vortheil über das Volk des Kaisers errungen habe, was ihn immer wieder aufs Neue in Unwillen und Trübsinn versetzte. Bei alle dem sah man doch, daß die Anwesenheit des Kaisers am See einigen Eindruck auf die Eidgenossen gemacht hatte; ihre Feindseligkeiten waren bei Weitem nicht mehr dieselben, wie vor seiner Ankunft; es verlautete sogar, daß sie, obgleich bisher meistens im Vortheile, doch erbötig wären, dauernden Frieden mit dem Reiche zu schließen. Es zeigte sich auch bald, daß dieses Gerede nicht ohne Grund war.

Eines Morgens saß ich im Vorgemache des Kaisers und sahe durch eines der Fenster auf den See hin. Die Sonne war eben über dem Wasserspiegel aufgegangen und beleuchtete die stattlichen Bergkegel und Burgen des nahen Höhgau, als ich in der Hausflur, wo die kaiserliche Leibwache stand, ein Geräusch

vernahm, wie wenn einige Personen sich im lebhaften Gespräche befänden, aus dem heraus ich eine zarte weibliche Stimme deutlich unterscheiden konnte. Eben wollte ich der Thüre zugehen, um sie zu öffnen und zu sehen, was es draußen gäbe, als diese aufging und ein Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen mir entgegentrat. „Woher bist du, mein Kind, und zu wem willst du?“ fragte ich die sichtbarlich Erschrockene, die mich vielleicht für den Kaiser selbst halten mochte, denn im Aeußern war zwischen ihm und seiner nächsten Dienerschaft beinahe gar kein Unterschied. „Ich bin eine Thurgäuerin, mein hoher Herr,“ antwortete mir das Mägdlein, „und habe hier ein Schreiben aus dem Lager der Eidgenossen an den Kaiser, das ich aber nur ihm selbst einhändigen darf.“ Mit diesen Worten zog sie aus einem zierlich geflochtenen Strohkörbchen, das an ihrem Arme hing, einen großen Brief hervor und hielt mir denselben entgegen. Als ich den Brief in Empfang genommen hatte, ging ich damit in des Kaisers Gemach und hieß die schöne Botin einstweilen im Vorzimmer warten.

Während der Kaiser das Schreiben durchlas, blieb ich hart an der Thüre stehen und hörte von einem Gespräche, das sich zwischen dem Mädchen und einem der Trabanten, der ins Vorzimmer getreten war, entsponnen hatte, noch Folgendes: „Was treiben die Schweizer da oben in ihrem Lagen?“ „Ihr seht's ja,“ antwortete ganz naiv die Gefragte, sie erwarten Euch.“ „Wie stark sind sie wohl?“ „Stark genug, um Euch noch einmal zu schlagen.“ „Sprich auf

der Stelle, wie viele sind ihrer?" „Ei nun, Ihr hättet sie wohl vor den Thoren der Stadt zählen können, wenn ihr Euch auf der Flucht von Schwaderloch nur ein einziges Mal würdet umgesehen haben." Ueber diese Antwort gerieth der Trabant in die äußerste Wuth, eben wollte er seine Hand an das Schwert legen und drohte dem Mädchen den Kopf zu spalten, als diese sich ihm unerschrocken gegenüber stellte, ihm mit edler Verachtung ins Gesicht blickte und sagte: „Mann, du bist mir ein rechter Held, der einem schwachen Mägdlein mit dem Schwerte droht. Warum stürmst du damit nicht lieber gegen die Posten der Schweizer an? nicht wahr, da antwortet dir statt der Mädchenlippe die Eisenzunge des Mannes." Noch höre ich diese kühne Rede des Mädchens, noch sehe ich den muthigen Blick, womit sie dem Söldlinge gegenüber stand, diesen Blick aus den seelenvollen, blauen Augen, der indessen so wenig auf den rohen Trabanten wirkte, daß er bereits im Begriffe stand, seine Drohung in Erfüllung gehen zu lassen. Rasch trat ich zwischen beide und: „schäme dich, alter Graubart," — rief ich jenem zu, — „gegen ein wehrloses Mägdlein das Schwert zu ziehen." Beschämt steckte der Trabant seine Klinge wieder in die Scheide und verließ das Vorgemach. Ich las in den Augen des Mädchens den stillen Dank ihres Herzens; weder sie noch ich sprachen ein Wort, sie wohl aus Schüchternheit, ich, weil ich im Anschauen ihres lieblichen Wesens gleichsam versunken war. In schön geflochtenen Zöpfen hing ihr blondes Haar über den schlanken

Oberleib herab, den ein schwarzes Mieder umschloß; ein Goller mit weißer Stickerei zog sich, nach Landessitte, bis herauf an den Hals; kurze Aermel von schneeweißen Linnen, die zur Hälfte den Arm unverhüllt ließen, zeigten dessen schöne Rundung, so wie seine blendende Weiße. Während ich immer noch kein Auge von der Holden verwandte und sie stumm den schüchternen Blick zu Boden senkte, wurde die beneidenswerthe Scene durch das Aufgehen der kaiserlichen Zimmerthüre unterbrochen. Der Kaiser erschien, und rief mich in das Gemach. „Die Schweizer," sagte er, als wir da allein waren, zu mir, „machen mir Friedensvorschläge, die für mich durchaus nicht vortheilhaft sind. Wohl habe ich des Herben genug in diesem Kriege erfahren, dieß soll mich indessen doch nicht bestimmen, in ihre Forderungen zu willigen. Soll die Stadt, worin wir uns dermalen befinden, den Schaden von unserer Uneinigkeit haben und den Blutbann und das Landgericht an den Thurgau abtreten? nein, um solchen schändlichen Preis will ich keinen Frieden haben. Dieß ist mein Entschluß, und den kannst du in meinem Namen den Schweizern melden; du hast Nichts in ihrem Lager zu befürchten, sie sind wohl unsere Feinde, aber sonst immer wackere und biedere Leute." Mit diesen Worten entließ mich der Kaiser.

Mit kaum verhohlener Freude übernahm ich den Auftrag meines allergnädigsten Herrn, denn jetzt hatte ich ja die erwünschteste Gelegenheit, noch länger in der Nähe derjenigen zu seyn, die schon im ersten

Augenblicke ihres Erscheinens mich auf so unerklärliche Weise an sich gefesselt hatte. Die liebenswürdige Botin wurde nun meine Begleiterin in das Lager der Eidgenossen. Freundlicher, als ich je erwarten konnte, ward ich allda aufgenommen und, obgleich der Auftrag meines Herrn, des Kaisers, nicht mit dem Begehren der Eidgenossen übereinstimmte, hielt man mich doch ehrlich, wie es einem kaiserlichen Gesandten gebührt.

Als ich das eidgenössische Lager wieder verlassen hatte, folgte ich, ehe ich nach Constanz zurückkehrte, zuvor noch der liebevollen Einladung des Vaters meiner schönen Begleiterin, der sich ebenfalls im Lager seiner Landsleute befand. Es war dieß Hans Steiner, Mitglied des Rathes zu Winterthur, einer aus den edlen Geschlechtern dieser Stadt, der in der schönen Zeit des Jahres den Freisitz Pflanzberg zu seinem Wohnorte gewählt hatte. Selige Stunden verlebte ich auf diesem schönen Schlosse an der Seite des holden Mädchens. Von hier aus bot sich die allerfrohmüthigste Aussicht auf den Unter- und Obersee dar, und herrlich lag vor uns die uralte Stadt Constanz in ihrer ganzen Ausdehnung. Doppelt herrlich aber ist der Genuß der schönen Natur, wenn ein liebevolles Wesen sich an uns anschmiegt, das Theil nimmt an den Empfindungen unsers Herzens! Es war schon spät Abend geworden, als ich wieder in die Stadt zurückkehrte.

Noch oft wallte ich seitdem hinüber auf den Pflanzberg; die holde Thurgauerin war von nun an

das Bild meiner Träume. Was kümmerte ich mich um den Hader der Völker; mein Mädchen und ich, wir ſtanden im ſüßen Frieden, und der Vater meiner Geliebten ſah mich nicht ungerne in ſeinem Hauſe aus- und eingehen, ob er gleich auf der Seite unſerer Feinde ſtand. Aber ach! die ſelige Zeit ſollte zu Ende gehen, noch ehe ſie recht begonnen hatte. Mein Herr und Kaiſer verließ die Stadt Conſtanz, ohne durch ſeine Unternehmungen gegen die Eidgenoſſen auch nur den geringſten Vortheil errungen zu haben; — auch die übrigen Fürſten folgten ihm. Er nahm ſeinen Weg durch den Hohgau und Schwarzwald gegen Freiburg. Auf der alten Felſenfeſte Hohentwiel, wo Hans Heinrich von Klingenberg, einer der mächtigſten Ritter des Gaues ſaß, machte der Kaiſer einen kurzen Abſtand, um von hier aus dem ſchönen Seegelände und der Stadt Conſtanz noch einmal Valet zu ſagen.

Während der Ritter ſeinen hohen Gaſt und deſſen Diener herrlich hielt, ſaß ich auf dem Thurme, der gegen den See zu liegt, und nahm keinen Antheil an der Freude des Gelages; mir mundete nicht der goldgelbe Hohentwieler Trunk, ich ſprach kein Wort, aber mein Blick ſchwebte hinaus in die Ferne der blauen Fluthen. Waren es die Berge, in deren Anſchauen ich verſunken war? — Hier der hohe Rautis mit ſeinen ſieben Churfürſten, dort der Glärniſch und Tudi, das Finſteraarhorn, die Jungfrau, der Münch und Eiger — im fernſten Hintergrunde die Gebirge des Savoyer-Landes, wo der Montblanc mit ſeinem

Silberhaupte über die Wolken ragt — e, nein! — mein Auge haftete nicht an dem Eisgurte des Alpengebirges, obgleich ich es noch nirgends in solcher Pracht erblickt hatte, — sondern ein Dörfchen, nahe bei Constanz, dessen Kirche auf einer Anhöhe zwischen Bäumen malerisch hervorblickte, und nahe dabei ein gastliches Haus, waren die Gegenstände meiner Betrachtung. Hell erglänzten die Fensterscheiben des Pflanzberges vom Sonnenstrahle, und im Geiste sah ich dort die Geliebte stehen, die allein meine Sehnsucht theilte und in der Stunde der Trennung mir ein Lebewohl zugerufen hatte, — das letzte auf lange Zeit!

Ich muß abbrechen, liebe Tochter, jene Zeit war die erste und letzte selige meines Erdenlebens. Ich folgte von nun an meinem Herrn und Kaiser auf allen seinen Zügen, sah Städte und Länder, sah manches Herrliche, woran Auge und Herz sich erfreuen mögen! aber der Bodensee und seine Umgebung, das Schweizerland mit seinen Eisbergen waren mir doch die liebsten, in denen meine Gedanken fortwährend weilten; — ich sah manches schöne Frauenbild in deutschen und wälschen Landen, doch, ach! was waren sie Alle gegen mein Mädchen am See mit seinen blauen Augen und blonden Zöpfchen! — sie war die Engelsgestalt, die mir zur Seite ging auf allen meinen Wegen, sie war das Bild, nach dem ich so oft voll Sehnsucht meine Arme im Traume ausbreitete.

4.

Acht Jahre waren dahin gegangen, seitdem ich Constanz und seine Umgebungen zum letzten Male gesehen hatte; kaum dachte ich, daß je mehr der höchste meiner Wünsche erfüllt werden und ich das Land meiner Sehnsucht, das Mädchen meiner ersten, heißesten Liebe wieder erblicken würde. Da wandte sich eines Tages der Kaiser, als er eben zu Straßburg Hoflager hielt, zu mir mit den Worten: „was sagst du dazu, Hans; es geht jetzt wieder hinauf an den See; — du wirst mich doch auch dahin begleiten?“ Voll freudigen Erstaunens konnte ich Anfangs kein Wort hervorbringen, ich nickte blos mit dem Kopfe und beugte mein Knie vor dem Kaiser, zum Zeichen, daß sein Wille auch ganz der meinige wäre. Was der Kaiser gesprochen hatte, war wirklich sein voller Ernst gewesen. Schon lange hatte er beschlossen, mit den Churfürsten und Ständen des Reiches wegen eines Römerzuges zu unterhandeln, der nicht nur des Kaisers Krönung zum Zwecke hatte, sondern auch bewirken sollte, daß einmal den Anmaßungen des Königs von Frankreich ein Ziel gesteckt würde.

Zu dem Ende schrieb Maximilian einen Reichstag nach Constanz aus und entbot allen Fürsten und Ständen, gegen St. Vitus-Tag des Jahres 1507, daselbst einzutreffen. Mit einer noch nie gesehenen Pracht zog der Kaiser von Straßburg aus; tausend Pferde waren in seinem Gefolge. Ueber den Schwarzwald ging es nach Rottweil. Im vollen Glanze seiner

Majestät hielt unser Herr seinen Einzug in dieser Stadt; über seinem Küraß lag ein Waffenrock von goldenem Stoffe, der hin und wieder ordentlich geschlitzt war und ein lustiges Ansehen gewährte. Der Rath nebst vierhundert Bürgern gingen dem Kaiser in seiner Ordnung vor die Stadt hinaus entgegen und der Bürgermeister überreichte ihm an einem Stabe die Schlüssel zu den Thoren, wobei er dem Oberhaupte des Reiches zugleich Rath und gemeine Bürgerschaft in dessen Schutz und Gnade empfahl. Der Kaiser gab die Schlüssel alsbald wieder zurück, empfahl den Gesandten, ihre Stadt, wie bisher, so auch ferner selbst treulich zu bewahren und versicherte sie seiner allerhöchsten Gnade. Hierauf schenkten die Bürger dem Kaiser vier Wagen mit Hafer, zwei Fuder guten Elsasser Weines von vier Ochsen gezogen, sammt einem vergoldeten Gefäße, darin 600 Goldgulden lagen. Der Kaiser aber gab den Bürgern beim Einzuge vierzig Gulden und beim Abzuge eben so viel, um einen Trunk zu halten.

Von hier aus reisten wir gen Ueberlingen am See; — ach, wie schlug da mein Herz, als ich wieder die blaue Fluth erblickte, wie vor acht Jahren, wo ich zum ersten Male dieses reizende Gelände betreten hatte. Nach Constanz gelangten wir in den schönen Tagen des Junius; — bunte Wiesen und Gärten mit blühenden Bäumen lachten uns entgegen, als wir an das Ufer stiegen. Sechsundzwanzig geistliche und weltliche Fürsten, sammt vielen andern Ständen des Reichs und ihren Gesandten, waren schon

angekommen und harrten des Kaisers. Es hatten sich unter andern hier eingefunden: Herzog Georg von Sachsen, Herzog Ulrich von Württemberg, Herzog Erich von Braunschweig, Herzog Albrecht von Baiern, Churfürst Friedrich von Sachsen nebst den beiden geistlichen Churfürsten von Mainz und Trier. Die entfernteren Fürsten hatten ihre Gesandten geschickt.

Bald nach unserer Ankunft in Constanz wurde der Reichstag eröffnet. Während der Kaiser der Versammlung beiwohnte, ging ich, unbekümmert um all die wichtigen Angelegenheiten, worüber verhandelt werden sollte, eine gewohnte Straße längs der Strömung des Rheins, bis zu dem Orte, wo ich so manchen seligen Augenblick in der Nähe der Geliebten verlebt hatte. Aber wie ich an dem Schlosse stand, auf dem ich vor acht Jahren so gastlich aufgenommen worden war, kam es mir vor, als ob sich indessen gar Vieles auf dem lieben Pflanzberge geändert hätte. Es war auch nicht anders. Ich wandelte durch das Hofthor: kein Doggenpaar sprang mir da freundlich entgegen wie früher; ich trat in die Hausflur, aber Niemand bewillkommte mich hier mit dem gewohnten Gruße. Als ich schon auf einer der obern Treppen stand, trat ein griesgrämiger Alter aus einem Gemache und fragte mich mit barscher Stimme, wohin und zu wem ich wollte? „Zum Junker Hans Steiner," antwortete ich kurz, ohne mich durch das mürrische Wesen des Alten stören zu lassen. „Der ist nicht weit von hier," grinzte der Alte mir entgegen; „drüben auf dem Kirchhofe könnt Ihr ihn besuchen; er wird

Euch aber wenig Gehör geben, ſintemal er einen tiefen und langen Schlaf ſchläft.“ „Und ſeine Tochter?“ fragte ich haſtig weiter. „Ha ha,“ ſagte der Murrkopf, aber ernſter als zuvor, „jetzt verſteh' ich Euch; Ihr ſeid wohl auch einer jener vielen irrenden Ritter, die ſie am Narrenſeile gängelte — iſt wohl der Mühe werth, nach der zu fragen; die hat Nichts mehr hier zu ſuchen — in Conſtanz könnt Ihr ſie finden, da wohnt ſie bei einer Baſe: aber glaubt mir, junger Mann, ſie iſt Eurer Bemühungen nicht werth, wer Ihr auch ſeyn mögt.“ Mit dieſen Worten machte er eine kleine Verbeugung und ging, ohne weiter auf das zu hören, was ich erwiedern wollte, in ſein Gemach zurück. Lange ſtand ich da wie eingewurzelt, mein Auge haftete ſtier an dem Boden und die Arme waren feſt über einander geſchlagen. Erſt als ſich das Gemach wieder öffnete, und der Alte ſich abermal zeigte, blickte ich wieder auf. „Elender Lügner,“ rief ich dem Manne wild entgegen, obgleich ich ihn vorher noch nie geſehen hatte und alſo auch nicht wiſſen konnte, ob ſeine Rede wahr oder unwahr wäre; — dieſer aber blieb bei Allem ſo gleichgültig, als ob ihn das Wort gar nichts anginge, betrachtete mich eine Zeit lang vom Kopfe bis zu den Füßen und ſagte dann ſpöttiſch lachend weiter nichts, als: „wünſch' gute Beſſerung!“ Hiemit drehte er mir den Rücken und ſchlug die Thüre hinter ſich zu. Traurig und niedergeſchlagen verließ ich das Schloß; ſchreckliche Ahnungen bemächtigten ſich meiner Seele, während ich die Straße wandelte, auf der mich die geliebte

Bewohnerin des Schloſſes ſo oft begleitet, wo ſie mich ſo oft bei Allem, was heilig iſt, ihrer aufrichtigſten Liebe verſichert hatte.

Als ich in der Stadt ankam, war gerade die erſte Sitzung des Reichstags geſchloſſen worden. Den übrigen Theil des Tages beſtimmte der Kaiſer dem Gedächtniſſe ſeines Sohnes, Königs Philipp von Spanien, der das Jahr zuvor in Burgos geſtorben war. Eben begab ſich der Zug ſämmtlicher Fürſten, den Kaiſer an der Spitze, nach der Domkirche. Unwillkürlich folgte ich den in Trauerflöre Gehüllten, denn wer gehörte jetzt mehr unter die Zahl der Trauernden, als ich? Ich trat in die Kirche ein, um da, wo ſchon ſo manches Herz in Stürmen jeder Art Ruhe gefunden, vielleicht auch meine Ruhe und meinen Frieden wieder zu finden; denn wo es im Gemüthe des Menſchen ſelbſt düſter iſt, da ſprechen Nacht und Dunkelheit um ihn herum beſſer an, als Tag und Sonnenſchein. Das Dunkel der Abenddämmerung hatte ſchon die weiten Hallen des Domes erfüllt, nur die hellen Farben der ſchön gemalten Fenſterroſe verbreiteten noch von obenher einiges Licht auf die Eintretenden. Mitten im Schiffe der Kirche war ein prächtiges castrum doloris errichtet, um welches die Wappen des verſtorbenen Königs hingen. Es war erleuchtet durch ſechshundert Kerzen und um daſſelbe ſtanden dreißig edle Herren, deren jeder eine brennende Kerze in der Hand hielt. Nachdem der Biſchof von Münſter das Seelenamt geleſen und der von Conſtanz das Lobamt geſungen hatte, ging der Kaiſer an den Altar

zum Opfer; ihm folgten die übrigen Fürsten, nach diesen alle Grafen und Herren, die bei dem Reichstage anwesend waren, und zuletzt des Kaisers und der Fürsten Dienerschaft. Auch ich legte mein Scherflein in dem Opferbecken nieder, indem ich im Herzen den glücklich pries, für dessen Seelenheil ich opferte, der schon längst angekommen war im Ruheporte, wo der Mensch landet von den Stürmen des Lebens, wo er ausruht von den Schmerzen der Liebe.

Beruhigter als ich eingetreten war, verließ ich den Dom; aber ach, diese Ruhe verschwand bald wieder; das Bild, welches wohl Jahre hindurch der Gegenstand meiner Träume gewesen war, stand jetzt in schönerer Glorie, als je, vor meiner Einbildungskraft, es war die Jungfrau in ihrer vollen Entfaltung, die mir freundlich zulächelte, wie in früheren Zeiten; — aber, wenn ich meine Arme nach ihr ausstrecken wollte, wandte mir das Bild den Rücken; ich erwachte im Schmerze der Sehnsucht, und suchte wachend auf, was sich im Traume von mir gewendet hatte. Es war kein Gäßchen in der Stadt Constanz, wo ich am Morgen nicht nachfragte, kein Haus, an das ich mich nicht Stunden lange hinstellte, harrend, ob nicht diejenige aus- oder einginge, die bei allen Zweifeln, welche der Alte auf Schloß Pflanzberg in mir rege gemacht hatte, mir dennoch das Theuerste im Leben war. Aber nirgends konnte man mir Auskunft geben, wo ein Schweizermädchen wohne, das nach dem Tode ihres Vaters bei einer Verwandten in Constanz ihren Aufenthalt genommen hätte. Viele Tage lang wieder-

holte ich meine Nachforschungen, Alles war vergebens. Zuletzt glaubte ich, daß der griesgrämige Alte mir nur Unwahrheit berichtet hätte und daß mein Mädchen sich wahrscheinlich in Winterthur befände. Dieser Vermuthung gab ich um so gerner Raum, weil in diesem Falle auch die übrige Aussage, die mein Herz mit so großer Unruhe füllte, als Lüge und Verläumdung dastand.

Während ich allmählig jede Hoffnung aufgegeben hatte, die Ersehnte in den Mauern der Stadt Constanz aufzufinden, sollte der Zufall mein Führer werden. Der Kaiser gab während des Reichstages manchmal den versammelten Fürsten zwischen die Geschäfte hinein eine Erholung, damit sie über den vielen schwierigen Berathungen und Abthuungen nicht verdrüßlich würden. Diese Erholungen bestanden zum Theile in Wasserfahrten nach den nahen Inseln Meinau und Reichenau. Abt dieses Klosters war damals Martin, ein Geborener von Weissenburg, dem der Kaiser mit besonderer Freundschaft zugethan war; dieser fuhr uns allemal mit den Amtsherren des Convents entgegen und geleitete uns in das uralte Münster, wo so manches Merkwürdige aufbewahrt wurde, und von da aus auf die stattliche Pfalz, wo seit den Zeiten Carls des Großen schon so mancher Kaiser und König beherbergt worden war. Wenn wir aber auf die Meinau fuhren, wo damals der Deutschordens-Commenthur von Erbach seinen Sitz hatte, so wurden wir jedes Mal in dem deutschen Hause gar stattlich bewillkommt. Große Feldschlangen, Karthaunen

und Steinbüchsen wurden zu besonderer Ehrenbezeugung gelöst, wobei jedes Mal auch die Trompeter des Commenthurs sich lustig hören ließen und die schönsten Stücklein aufbliesen.

Unter solchen Erholungen und Ergötzlichkeiten zwischen die Geschäfte des Tages hinein ging der Reichstag zu Ende. Zum Beschlusse desselben veranstaltete der Kaiser den versammelten Fürsten und Herren zu Ehren noch eine große Feierlichkeit. Doch, nicht diese allein, sondern auch die Bürger der Stadt, so wie die Bewohner der Umgegend, selbst die Schweizer nicht ausgenommen, sollten daran Theil nehmen. Das erste war ein Freischießen mit Bogen und Hakenbüchsen. Bei dem großen Steinhause am Damme, wo vor hundert Jahren das weltberühmte Concilium abgehalten worden war, wurde die Schießstätte errichtet. Der Kaiser selbst trat unter den Schützen auf, denn er war in allen körperlichen Uebungen und Fertigkeiten einer der Wackersten. Um diese Schießstätte herum waren Tische in langen Reihen aufgestellt, daß die Geladenen nur niedersitzen durften, um zu essen und zu trinken, denn der Kaiser hatte Alles die Hülle und die Fülle herbeischaffen lassen. Man sah hier die zierlichsten Herren und Frauen des Schwaben- und Schweizerlandes in freundnachbarlicher Eintracht zu gemeinsamer Freude und Ergötzlichkeit versammelt. Erst, als die Sonne anfing, hinter den Bergen des Höhgau's niederzusinken, erhob sich die Menge, welche bisher froh und lustig durch einander gewogt hatte — und in geordneten Schaaren zog man wieder in die

Stadt zurück, voran der Kaiser und die Fürsten, dann die Patrizier-Familien der Stadt und Umgegend, hinter ihnen das übrige Volk.

War auf diese Weise der Tag lustig dahingebracht, so verhieß der Abend noch größere Freuden. Der Kaiser hatte an den Magistrat der Stadt das Begehren stellen lassen, daß sämmtliche Herren des Raths sammt den edlen Geschlechtern sich in dem sogenannten Hause zur Katze, der Trinkstube der Patrizier, einfinden sollten, und jeder sollte Frau und Tochter mitbringen; daselbst wollte der Kaiser noch einen Ehrentrunk und Tanzbelustigung geben. Nicht vergebens war die Einladung an die Herren ergangen. Als man die Kerzen anzündete, wallten schon in langen Zügen stattliche Herren in Gold und Sammt gekleidet nach dem Zunfthause, jedem zur Seite ging seine Hausfrau im besten Schmucke und neben her hüpften gewöhnlich zwei oder drei Töchterlein, mit Gesichtchen, wie man die Heiligenbilder zu malen pflegt. Im Hause zur Katze waren fünf lange Tafeln, mit den auserlesensten Weinen und Speisen besetzt, zugerichtet. Kein Platz blieb leer, denn keiner der Geladenen hatte sich zu kommen geweigert. Oben saß der Kaiser und neben ihm, zu beiden Seiten, die Fürsten des Reichstages. Ich stand, als erster Diener, neben meinem Herrn, um jeden seiner Winke zu beobachten. Die Kerzen brannten im Saale und flimmerten herrlich in dem Gold- und Silberschmucke der Frauen und Jungfrauen, und doch machte all diese Pracht und Herrlichkeit nur sehr wenig Eindruck auf

mich. Mein Blick war blos auf einen Gegenstand gerichtet, der schon diesen Mittag auf dem Damme unter der Menge der Hin- und Herwogenden an mir vorübergegangen, aber meinem verfolgenden Blicke plötzlich wieder entschwunden war. Es war eine Jungfrau, deren Anzug weder von Gold noch von Silber glänzte; nur ein Kränzchen von weißen Rosen schlang sich um ihr blondes Haupthaar. Je länger ich sie betrachtete, um so bekannter erschienen mir ihre Züge; sie hatte die Augen verschämt niedergeschlagen; nur ein Mal blickte sie auf — ihr Blick begegnete dem meinigen — es war dasselbe Auge, das mir einst so liebevoll entgegengestrahlt hatte. Es ruhete einige Augenblicke auf einem bekannten Gegenstande — der Blick war noch der gleiche, liebevolle, wie sonst, aber es war darin zugleich der Ausdruck der innigsten Wehmuth und des Schmerzens ausgedrückt.

„Den Becher gefüllt," hatte der Kaiser schon zweimal gerufen, ohne daß ich es gehört hatte; erst als er den Befehl zum dritten Male wiederholte, verließ ich die Stelle, um zu gehorchen. Ich reichte dem Kaiser den vollen Becher, meine Hand zitterte, so daß der köstliche Burgunder beinahe überfloß; er trank in vollen Zügen und stand dann auf von seinem Platze. Das war das Zeichen, daß der Tanz beginnen sollte. Pauken, Trompeten und Cymbeln erschallten und jeder der Herren suchte sich eine Tänzerin. Der Kaiser eröffnete den Reihen: wie im Ritterspiele, so war er auch im Tanze einer der Gewandtesten seiner Zeit. Mit ritterlicher Höflichkeit bot er seiner

Nachbarin, der Tochter des Bürgermeisters Christoph Schultheß, die Hand, freundlich verneigte sich diese gegen den Kaiser und bald sah man das gewandte Paar, dem noch viele andere folgten, durch die weiten Räume des Saales schweben. Auch Sie, der ich allein meine ganze Aufmerksamkeit zugewandt hatte, war unter den Tanzenden; ein junger Patrizier schwang sie im Wirbel. Der erste Reihen war vorüber, die Paare setzten sich wieder um auszuruhen und stolz blickte Margarethe Schultheß auf ihre Umgebung, als der Kaiser sie an ihren Platz zurückführte. Während er sich aber freundlich gegen seine Tänzerin verneigte, sah er sich schon wieder nach einer zweiten um; — ich bemerkte deutlich, wie sein Blick auf den Gegenstand fiel, den auch ich allein sah unter den vielen herrlichen Frauen und Fräulein. Er ließ sie nicht mehr aus den Augen, und als zum zweiten Male das Zeichen zum Tanze erklang, war sie es, mit der er den Reigen eröffnete. Und das war nicht das letzte Mal, daß der Kaiser mit ihr tanzte: noch oft sahe ich diesen Abend beide sich im schwebenden Wirbel drehen.

5.

Mitternacht war schon vorüber; die Scheibe des Mondes, die bisher mit ihrem goldenen Glanze in den Saal gestrahlt hatte, wurde allmählich bleicher, eine Kühle strich durch die hochgewölbten Bogen und man fühlte wohl, daß man stark im ersten Viertel des neuen Tages stand. Die Reihen der Tanzenden

wurden nach und nach lichter. Da und dort murmelte ein alter Patrizier ein Wörtchen an ſein jugendliches Töchterlein hin — es war von Aufbruch die Rede — und die holden Kinder fügten ſich willig in das ernſte Gebot; denn wohl hatte man von der neunten Stunde des Abends bis früh Morgens zum Hahnenſchrei der Wonne des Tanzes genug genoſſen, auch galt damals ein einziger Wink, ein einziges Wort der Eltern mehr, als jetzt langes Reden und Mahnen; denn das war noch die gute alte und ſittſame Zeit. Ein Paar nach dem andern ſchlich ſich, in dichte Mäntel gehüllt, aus dem Saale; mein Herr und Kaiſer aber blieb ſammt dem zwanzigjährigen Herzog Ulrich von Württemberg noch zurück. Sie hatten ſich zum Geſpräche in einem Nebengemache niedergeſetzt; des Tanzens war nimmer viel, da die Tänzerinnen ſich nach und nach alle weggeſtohlen hatten. Beider Unterhaltung nahm einen traulichen Ton an und wurde immer lebhafter, denn der Kaiſer liebte ſolche Männer, dergleichen der Herzog war, ob er gleich an Alter um mehr als das Doppelte über dieſem ſtand; — zudem war er ja ſein nächſter Vetter. Ich kam jetzt nimmer aus der Thätigkeit, denn nun waren cryſtallene Becher das einzige, worauf ich blicken durfte; mein Mädchen, meine einzige Augenluſt an dieſem Tage, war ſchon lange aus dem Saale verſchwunden. „Den Becher gefüllt!“ war immer das dritte Wort des Kaiſers; bald reichte ich ihn meinem Herrn, bald dem Württemberger dar.

Das Feuer des Burgunders ſpiegelte ſich bald

nur allzusichtbar in den glänzenden Blicken der beiden Herren ab, es strömte aus in heitern und zuletzt scherzhaften Worten, die mit dem sonst ernsten und sittsamen Wesen des Kaisers, das er als Wittwer schon mehrere Jahre hindurch beobachtet hatte, so schwer vereinbar schienen. „Es lebe, was uns lieb ist!“ rief der Kaiser, und brachte den Becher dem Herzoge entgegen. „Es kommt darauf an, was mein gnädiger Herr und lieber Vetter meint,“ erwiederte Ulrich, und faßte den Becher zum Anstoßen. „Was anders, als dein Bräutlein, meine liebe Base Sabina von Baiern.“ Da blickte der Herzog zum ersten Male ernst, wie ich ihn bis daher noch nie gesehen hatte: — „sie lebe,“ rief er, aber das Wort ging nicht frisch von der Leber, er stieß an mit dem Kaiser, der Stoß ließ einen seltsamen Ton nach sich und das herrliche Kelchglas war bis auf den Boden zersprungen. „Was du doch für ein hitziger Mensch bist, Vetter,“ sagte der Kaiser, und betrachtete nachdenkend den zersprungenen Becher. „So will man's,“ entgegnete der Herzog, „man hält nichts auf einen Bräutigam, bei dem sich nicht überall das Feuer und die Kraft kund gibt.“ „Nun, so mach' einmal, daß wir dich als Ehemann begrüßen können; 's wär, denk ich, hohe Zeit, daß du endlich Hochzeit machtest.“ „Seit anno neun und neunzig Bräutigam ist freilich eine lange Zeit, und wohl schlimmer, als zehn Jahre Wittwer, denn als Bräutigam hat man das Joch noch vor sich, als Wittwer hinter sich.“ Lachend sprach der Herzog dieses Wort, denn er hatte

wahrgenommen, wie der Kaiser über dem Zerspringen des Glases auf einmal in eine ernste Stimmung zu verfallen schien, darum suchte er seinen bedeutungsvoll ausgesprochenen Worten eine scherzhafte Deutung zu geben, indem er auf den langen Wittwerstand des Kaisers hinwies.

Die ernste Stimmung meines Gebieters war im geselligen Kreise niemals von langer Dauer, und so gelang es dem jungen Herzoge auch dießmal bald, den Ernst von des Kaisers Stirne zu scheuchen und die trüben Ahnungen zu entfernen, die in seinem Innern aufstiegen und leider nur zu sehr in Erfüllung gingen, als vier Jahre später der Herzog das Bündniß mit Sabina von Baiern schloß, das er gerne auf immer vertagt hätte. „Wißt Ihr auch," sagte der Herzog im Verlaufe des Gespräches unter Anderem mit lachendem Munde zum Kaiser, „was Euer Stammherr, der erlauchte Rudolph that, als er noch in späten Jahren des Wittwerstandes müde geworden war? er heirathete das blutjunge Fräulein Agnes; weiß der Himmel ob sich der alte Herr besser dabei befunden als vorher, denn nicht umsonst sagt der alte Chroniker Ottokar von Horneck von ihm: „er sei der verborgenen Minne Dieb gewesen." Der Herzog hatte hier eine schwache Seite des Kaisers berührt, doch das that ihm nicht wehe, wenn es im traulichen Gespräche und von Solchen geschah, die er so wohl leiden mochte, wie seinen lieben und getreuen Vetter, den Herzog Ulrich. „Was willst du damit sagen, Vetter?" lächelte der Kaiser, „willst du mir

ſagen, daß Rudolphs Blut auch in meinen Adern rolle?“ „Nun,“ entgegnete Ulrich, „die Habsburger waren von jeher Eines Sinnes, und der Apfel fällt nie weit vom Stamme.“ „Kannſt Recht haben,“ rief der Kaiſer. „Es lebe, wer gut Habsburgiſch iſt!“ war des Herzogs Antwort; — da hob der Kaiſer einen friſch gefüllten Pokal in die Höhe und „es lebe, was uns lieb iſt!“ ertönte aus beider Munde. Die Herren tranken und ihre Stirnen rötheten ſich immer mehr, der Gegenſtand ihres Geſpräches wurde ſtets deutlicher; wie zwei Jünglinge überließen ſie ſich ganz ihrer Laune und am Ende hätte man glauben können, Beide gingen auf Freiersfüßen. „Vetter,“ ſprach der Kaiſer, indem er mit der Hand über ſeine glühende Stirne fuhr, „willſt du nicht einen Gang mit mir machen, daß wir uns abkühlen?“ „Mit Willen,“ entgegnete der Herzog. Die beiden Herrn hüllten ſich hierauf dicht in ihre Mäntel; ich mußte ihnen folgen. Wir wandelten durch die Hallen des Zunfthauſes, wo Alles noch im tiefſten Schlafe lag; ſchauerlich blickte der Dom in der Dämmerung uns entgegen, wir durchſchnitten den Platz und kamen gerade durch die Straße, welche über die Rheinbrücke nach Petershauſen führt, an ein großes Herrenhaus aus uralter Zeit, vor welchem wir ſtille hielten. „Iſt dieß das Haus des Patriziers Haus von Guldmaſt?“ fragte der Kaiſer leiſe, indem er ſich zu dem Herzoge wandte. „Kein andres kann es der Beſchreibung nach ſeyn,“ entgegnete dieſer; „ſo viel ich

in der Dämmerung unterscheiden kann, besteht es aus drei Flügeln, die einen Hof umschließen."

„Nun ja, so hat sie es mir mit eigenen Worten bezeichnet," setzte der Kaiser hinzu, und wandte sich zu mir: „Wir sind zur Stätte, fang' an, mein lieber Hans, spiel' und singe du an meiner Statt, ich bin dessen nimmer Meister, wie in frühern Jahren; spiel' ein feines Liedlein, so ein Liedlein an's Liebchen." Ich stimmte die Laute, aber es war mir wunderbar dabei ums Herz, lieber hätte ich es gelassen, aber ich mußte dem Befehle meines Gebieters gehorchen. Meine Stimme bebte, — es war das erste Mal, daß ich in solcher Stunde und an solchem Orte sang: oft wollte der kühle Morgenwind meine Stimme zurückdrängen, wie wenn mein Gesang ein unheilbringender wäre. Indessen ermannte ich mich doch und begann die erste Strophe:

„Leise, Lautenton,
Denn sie schlummert schon.
Sanft nur schwebe vor
Ihrem Ohr;
Daß sie wähne
Liebliche Töne
Von himmlischen Chören
Im Traume zu hören."

Kaum hatte ich die Strophe geendet, so vernahmen wir ein Geräusch im obern Stockwerke. Ein Fenster öffnete sich und im schwachen Dämmerlichte wurde eine Frauengestalt sichtbar, die sich durch das Fenster herausbog. Ein weißes Tuch wehte in ihrer

Hand, dann trat sie wieder zurück und das Fenster schloß sich hinter ihr. Eine kleine Pause verging dazwischen, — jetzt klirrte das kleine Pförtchen neben dem Hofthore und wurde zur Hälfte geöffnet. Flugs stand der Kaiser am Pförtchen: „haltet gute Wache!" rief er uns zu, und verschwand hinter demselben. Eine zarte Mädchenstimme, das hörte ich noch, bewillkommte den Eintretenden, und es war mir, als ob ich sonst schon eine ähnliche Stimme gehört hätte.

Den gezückten Stahl in der Hand, stellte sich der Herzog als getreuer Wächter an die Pforte, ich stand ihm gegenüber und die Laute lehnte zu meinen Füßen. Nach und nach verschwanden die Sterne am Himmel, immer deutlicher stellte sich des Domes Riesengestalt unsern Augen dar und in den benachbarten Häusern fing es schon allgemein an, sich zu regen. „Was meinst du, guter Spielmann," begann der Herzog, ich dächte, es wäre Zeit, daß wir unserem Minnedieb das Tageslied sängen; es ist kein Wächter oben im Hause, der dieß Amt übernähme, laß du deine Laute noch einmal ertönen und sing ihm eins. Hast du ihn hineingesungen zur seligen Stunde, so sing ihn nun auch wieder heraus; es ist jeden Falles besser, man findet unsern gnädigen Herrn hier unter uns, als dort oben im Kämmerlein. Ich that einige Griffe in die Saiten, aber das Singen wollte nimmer von Statten gehen. Nicht lange stand es an, so erschien der Kaiser — meine Lautenklänge hatten ihren Zweck nicht verfehlt — er hatte sie wirklich für eine Mahnung zum Aufbruche

gehalten. „Nichts für ungut," ſcherzte der Herzog, „daß wir ſobald das Wächterlied ſangen; bis wir in unſerer Herberge ſind, kann uns nachſehen wer da will." Die Herren hüllten ſich tiefer in ihre Mäntel, drückten das Baret ins Geſicht, und als wir in der Pfalz ankamen, war die Sonne ſchon dem See entſtiegen und beleuchtete die Ufer mit ihrer Strahlenpracht.

6.

Bald nach dieſem nächtlichen Abenteuer verließ der Kaiſer Conſtanz und begab ſich über Augsburg nach ſeinem Lieblingsaufenthalte Innsbruck. Doch verweilte er dießmal nur kurz daſelbſt, denn bald wurde er nach den Niederlanden berufen und, als die Sachen dort wieder in Ordnung waren, rüſtete er ſich zu dem Römerzuge, der ſchon in Conſtanz einen Hauptgegenſtand der Beſprechungen gebildet hatte. Während dieſer ganzen Zeit war ich immer um den Kaiſer, aber ſeit jenem Aufenthalte in Conſtanz — ich geſtehe es — hatte meine Anhänglichkeit an ihn mit jedem Tage abgenommen; ſonſt war es meine größte Luſt geweſen, in ſeiner Nähe weilen zu dürfen, jetzt war es mir unheimlich bei ihm geworden; ich ſah von nun an in ihm blos den Mann, der das größte Unrecht gegen mich im Leben begangen hatte. Sonſt konnte ich ihm ſo vertrauensvoll in das Auge blicken, ſeit jenem Tage ſcheute mein Blick oft an dem ſeinigen, wenn dieſer auch noch ſo mild und huldvoll auf mir ruhte. Dieſe Aenderung machte immer mehr

den Wunsch in mir rege, mich auf irgend eine schickliche Weise aus seinem Dienste zu ziehen und nach Mergentheim zu meinen Eltern zurückzukehren, von denen ich seit acht Jahren nur gelegentlich durch Diesen oder Jenen Nachricht erhalten hatte, daß sie noch am Leben wären und sich sehnten, mich vor ihrem Tode noch einmal zu sehen. Lange wollte sich keine schickliche Veranlassung finden, dem Kaiser die Sache vorzutragen, bis dieser einmal selbst meinem Wunsche zuvorkam.

Zu Anfange des Jahres 1508 begleitete ich ihn nach Trient. Dort wurde er, so hatte es der Pabst eingeleitet, von den päbstlichen Legaten in der Domkirche mit allen Ceremonien und Feierlichkeiten, wie solches in Rom selbst zu geschehen pflegte, zum Römischen Kaiser gekrönt und gleich darauf durch die Reichsherolde in allen Straßen der Stadt unter dem Schmettern der Trompeten als Römischer Kaiser ausgerufen. Einige Tage nach der Krönung, als der Jubel des Festes bereits vorüber war, wendete sich der Kaiser eines Morgens, als ich in sein Gemach trat und ihm das silberne Handbecken reichte, zu mir mit den Worten: „Nun, mein Lieber, wäre erfüllt, wovon wir schon so lange geredet, und mein Ehrentag ist vorüber. Aber jetzt kommen andere Zeiten; es geht gegen die Venetianer, das kann ein langwieriger Strauß werden, dahin wirst du mir wohl nicht folgen wollen?“ „Ich theile das Schwere mit Euch, mein erlauchter Gebieter, wie das Erfreuliche,“ war meine Antwort. „Man theilt gerne

Leid und Freud',“ — fuhr der Kaiſer fort, — „mit denen, die man mit inniger Liebe, mit ganzem Vertrauen umfaßt, aber...“ (ich wußte, was er ſagen wollte, ich fühlte, daß er ſchon längſt die Veränderung meines Weſens bemerkt hatte, ich wollte eine Antwort hervorſuchen, aber die Rede wollte nicht von Statten.) „Laß es gut ſeyn,“ unterbrach der Kaiſer ſelbſt mein Stillſchweigen, „du haſt alte Eltern, die dir näher ſtehen, als ich, was ſoll ich ihnen den Troſt ihrer letzten Tage nehmen? Wir müſſen uns trennen, das habe ich ſchon lange bei mir beſchloſſen, nur meinen letzten Ehrentag ſollteſt du nach meinem Wunſche noch bei mir erleben. Morgen gehe ich nach Innsbruck zurück und dann ins Reich nach Ulm, um von dem Schwäbiſchen Bunde für meinen Venediger Zug noch mehrere Hülfe zu werben, — bis dahin bleibe noch bei mir, und dann führt dich ein kurzer Weg zu den Deinigen zurück. Aber Eines,“ ſetzte er bedeutungsvoll hinzu, „thue mir noch zu Liebe; ein Auftrag, den ich nur dir allein vertrauen kann, gehe durch deine Hand nach Conſtanz.“ „Was ich für Euch thun kann, mein erlauchter Herr und Kaiſer, ſoll geſchehen, und wenn ich mit meinem Blute Euch dienen könnte,“ war meine Antwort. Seitdem wurde von der Sache vorerſt nicht mehr geſprochen.

Wir zogen zurück nach Innsbruck und ſetzten nach kurzem Aufenthalte daſelbſt die Reiſe gen Ulm fort. Als wir in das Lechthal gekommen waren, wo das Städtchen Füßen liegt, trat ich zu dem

Kaiſer und ſprach: „Erlauchter Herr und Gebieter, wir ſind zur Stelle, wo die Wege nach Ulm und dem Bodenſee ſich ſcheiden; wenn Ihr mir erlaubet, ſo verlaſſe ich Euch hier und entledige mich des Auftrages, den Ihr mir zu ertheilen geruhen wollt; ich will lieber Eure Angelegenheiten beſorgen, ehe ich mich nach Mergentheim in meine Ruhe zu den Meinigen begebe.“ Der Kaiſer war mit meinem Wunſche einverſtanden und händigte mir zwei Päckchen ein; „das eine,“ ſprach er, „iſt für dich, daß du dabei meiner auch in Zukunft gedenkeſt,“ das andere war überſchrieben an die Wittwe des Patriziers Hans von Guldmaſt in Conſtanz. Dankend, und mit dem Verſprechen, Alles richtig zu beſorgen, verließ ich meinen bisherigen Herrn; jetzt erſt fühlte ich, wie innig das Band war, das mich ſeit beinahe neun Jahren an ihn geknüpft hatte; wir armen und kurzſichtigen Menſchen lernen ja oft erſt in der Stunde der Trennung den Werth Derer ſchätzen, deren Nähe wir nun mit Einem Male für immer miſſen ſollen.

Nach zwei kleinen Tagereiſen, die mich meiſtens über hohe Berge führten, ſtand ich zu Lindau am Ufer des Bodenſees. Sonſt war es mir ein frohes, wohlthuendes Gefühl, wenn ich hinblickte über die blaue Fläche des Schwäbiſchen Meeres; — ich weiß ſelbſt nicht, warum es dießmal anders war. Mit düſtern Ahnungen beſtieg ich das Laſtſchiff, das eben nach Conſtanz zu ſteuern im Begriffe war; ſtumm und für keine Freude empfänglich fuhr ich durch die ſpiegelglatte Fläche; mit ſchwerem Herzen betrat ich

am Damme den mir wohlbekannten Boden. Ohne meinem von der Reiſe ermüdeten Körper einige Ruhe zu gönnen, war mein erſter Wunſch, mich ſobald als möglich meines Auftrages zu entledigen. Schnell ging ich über den Markt und als ich nach dem Hauſe des Patriziers Hans von Guldmaſt fragte, wies man mich nach dem Münſterplatze und deutete auf das große Haus rechter Hand, an dem vorüber die Straße nach Petershauſen führt. Es war dieß daſſelbe Haus, wo ich kaum ein Jahr zuvor auf den Befehl meines Herrn und Kaiſers ein Ständchen gebracht hatte.

Ich trat durch die Pforte, ſtieg die Treppe hinauf, aber Niemand begegnete mir. Auch auf der Hausflur war es ganz ſtille. Da nahete ich mich einer Thüre und hörte innerhalb das Wimmern eines kleinen Kindes. O Gott! wie erſchrack ich, als ich die Thüre öffnete. Auf einem Bette ſaß, bleich und abgezehrt gleich einem Marterbilde, ein weibliches Weſen — ich erkannte in ihm die Züge der Thurgäuerin, des Mädchens meiner erſten Liebe, einſt eine blühende Roſe, jetzt zerknickt und abgefallen. Neben ihr lag ein kleines Kind von wenigen Wochen. Wie feſt gebannt blieb ich an der Thüre ſtehen; ich wußte nicht, ob ich meinen eigenen Augen trauen ſollte. Die Wohlbekannte ſchien übrigens durch meine Gegenwart wenig geſtört, nur drückte ſie ihre Hand feſt auf den Mund des Kindes, vielleicht um deſſen Wimmern zu hindern und lachte zu dem Allen; aber das war kein natürliches Lachen. Eine bejahrte

Matrone, die eben ins Zimmer trat, hieß mich willkommen und bot mir einen Stuhl; als ich aber näher zu der Kranken trat, blickte mich diese lange ſtier an, als ob ſie mich mit ihren Augen durchſtechen wollte, ging dann auf mich zu und machte Miene, mich zu umarmen; aber eben ſo ſchnell trat ſie wieder zurück und erhob von Neuem ein gräßliches Gelächter. „Verzeiht, Fremdling," ſagte die Matrone, zu mir ſich wendend, „daß ich Euch nicht alſogleich mit dem Zuſtande der Kranken bekannt machte; ſie iſt ſeit der Geburt dieſes armen Würmleins am Verſtande irre geworden." Ich weiß nicht, hörte ich auf die Rede der Frau oder nicht, ich ſaß da, ſtumm und unbeweglich, den Blick ſtets auf die Kranke gerichtet, daß man mich ſelbſt hätte für einen halten können der am Verſtande leidet. Erſt, als mich die Matrone weiter fragte, woher ich käme und was ich wünſchte, merkte ich, daß das Geſpräch mich anging und da gab ſich dann bald Gelegenheit, mich meines Auftrages zu entledigen; ich übergab das Päckchen der Matrone und nannte ihr den Namen deſſen, der mich geſandt hatte. Als die Kranke den Namen Maximilian hörte, ſprang ſie auf, wie zuvor, trat dann aber gleich wieder zurück und lachte ſo gräßlich, daß es mir durch Mark und Gebein drang. „Seht," ſagte die Matrone, indem ſie das Päckchen aus meiner Hand nahm, „der Name, den Ihr eben nanntet, iſt ihr ein wohlbekannter Name. So hat doch der Mann, dem ſie Alles opferte, ihrer noch gedacht, aber leider zu ſpät,

da ſie ſeiner nicht mehr gedenken kann.“ Mit Thränen im Auge ſprach ſie dieſes Wort — ſie hatte inzwiſchen das Päckchen geöffnet und zog eine blanke goldene Kette von hohem Werthe heraus. Dann trat ſie zu der Kranken hin, hielt ihr die Kette vor und ſagte ihr dabei laut in das Ohr: „ſieh' da, Marie, dieß von Maximilian.“ Haſtig faßte Marie die Kette und bedeckte ſie mit ihren Küſſen, aber im gleichen Augenblicke warf ſie dieſelbe wieder von ſich und auf das Kind hin, das immer noch wimmerte. Ich hatte bemerkt, daß bekannte Namen einen Eindruck auf ſie machten, darum trat ich näher, ergriff ihre Hand und ſprach freundlich: „weißt du noch, liebe Marie, von dem Lautenhans aus Schwabenland, der einſt auf dem Pflanzberge ſo glücklich mit dir war?“ Dieſe Worte ſchienen Eindruck auf ſie zu machen, ſie legte die Hand an die Stirne, als wollte ſie ſich auf etwas beſinnen, ihr bisher ſtierer Blick wurde wehmüthig milde, aber — ſtatt einer Antwort, griff ſie nach der Kette, warf ſie auf den Boden und trat mit Füßen darauf — dann folgte wieder ein gräßliches Lachen. Nur mit Mühe konnte man ihr die Kette nehmen, die ſie vernichten wollte. „Den Namen,“ ſagte die Matrone, „den Ihr da eben ausſprachet, habe ich oft von ihr nennen hören, ehe ſie in dieſen Wahnſinn verfiel; ach! Ihr werdet Nichts ausrichten können, beſter Fremdling; Gott allein kann hier das Beſte thun und ihre und meine Noth anſehen — freilich, das arme, verlaſſene Kind, wer wird ſich ſeiner annehmen?“ Ich konnte weiter

nichts mehr sprechen, sondern faßte nur noch einmal liebevoll die Hand der Kranken, verabschiedete mich von der Matrone und versprach bald wieder zu kommen.

Zur Stunde miethete ich eine Wohnung, nicht weit von dem Hause des Hans von Guldmast. Die Sorge für die Kranke war mir jetzt für den Augenblick wichtiger geworden als die Rückkehr zu meinen Eltern. Manche Stunde des Tages brachte ich in Mariens Nähe zu, aber ich machte auch die schmerzliche Wahrnehmung, daß meine theure Pflegbefohlene mit jedem Tage an Kräften abnehme. Bald konnte sie gar nicht mehr außerhalb des Bettes seyn, ihre Füße trugen sie kaum mehr. Eines Abends spät — es war in der dritten Woche, seitdem ich mich in Constanz aufhielt — holte man mich zu der Kranken. Als ich eintrat, saß sie aufrecht in ihrem Bette, was ich in den letzten Tagen nie gesehen hatte; als ich ihr nahete, streckte sie mir die Hände entgegen. „Mein Lieber," rief sie mit einer Stimme, die klang wie in seligen Zeiten, „du bist lange ferne gewesen." Sie zog mich zu sich hin, schlang ihren Arm um mich, und strommeis liefen die Thränen über ihre Wangen. Ich vergaß in diesem Augenblicke Alles, was bisher geschehen war und uns einander fremd gegenüber gestellt hatte; es war mir, als ob ich nur kurze Zeit von ihr getrennt gewesen wäre, und nun, nach erfolgtem Wiedersehen, mich wieder desto seliger in ihrer Nähe fühlte.

Seit diesem Tage war es wieder leichter in der Seele der Kranken geworden; ich konnte mich aber nicht darüber freuen, vielmehr ergriff mich eine trübe

Ahnung; denn ich hatte öfter gehört, daß Irrſinnige, kurz ehe ſie ihrer Auflöſung entgegen gehen, wieder in den Beſitz ihrer Verſtandeskräfte zu kommen pflegen. So verfloſſen mehrere Stunden, auch die Erinnerung an frühere Zeiten kehrte bei Marien wieder und nicht das Geringſte blieb zurück. Sie ſprach von der glücklichen Zeit unſers Zuſammenlebens, aber auch von der ſchweren, da ich von ihr getrennt war; der Gedanke, daß ich ſie bei meiner zweiten Anweſenheit in Conſtanz nicht hätte aufſuchen wollen, weil ich ihrer vergeſſen; — dieſer Gedanke, noch beſtärkt dadurch, daß ich ſie bei jenem Abendtanze unbeachtet gelaſſen hatte, war Veranlaſſung bei ihr geworden, mich gewaltſam aus ihrem Gedächtniſſe zu ſchlagen, und das Opfer einer, durch die Auszeichnung, womit ihr der Kaiſer entgegenkam, ungewöhnlich erregten Eitelkeit zu werden. Ach! wie ſchmerzlich war für mich dieſes Bekenntniß ihrer Schwachheit, denn auch ich hatte, obgleich unwiſſend, einen Theil der Schuld an ihrer Sünde getragen. Dieſe letzte Unterredung wirkte indeſſen auf die ohnehin ſchon ſo Entkräftete äußerſt nachtheilig, ſie beugte ſich zurück auf ihr Kiſſen und ſchien einſchlummern zu wollen. Eine ziemliche Zeit war Ruhe und Stille über ihr ganzes Weſen verbreitet, jetzt erwachte ſie auf einmal wie aus einem ſüßen Schlummer; ihr Geſicht war freudig und verklärt, wie bei Solchen, die einen angenehmen Traum gehabt hatten, ſie ſchlang wieder ihren Arm um mich und „willſt du mir verzeihen," fragte ſie mit halblauter Stimme, „daß ich ausgeſöhnt mit

der ganzen Welt und freudig dem Richterstuhle Gottes nahen kann?" „Ich habe dir verziehen, Geliebte, seit der Stunde, da ich mich an deinem Krankenlager niederließ, um deiner zu pflegen." „So nimm dich auch jetzt des verlaßenen Kindleins an; es trägt keine Schuld an meiner Sünde," — sie deutete dabei mit schmerzlichem Blicke auf das Kleine, das freundlich lächelte in der Sterbestunde seiner Mutter — „o, gelobe..." die Worte, die sie jetzt sprechen wollte, erstarben in ihrem Munde; sie faßte meine Rechte und drückte sie krampfhaft, dann beugte sie sich zurück auf das Kissen, ihr brechendes Auge war auf mich gerichtet, sie verschied in meinen Armen. Das war das Ende deiner Mutter, liebe Marie.

7.

Ich hatte der Sterbenden den verlangten Schwur nicht mehr leisten können, aber zum Beweise, daß er mir nicht minder heilig war, als wenn ich ihn wirklich ausgesprochen hätte, hielt ich die schon erkaltete Hand noch einige Zeit fest in der meinigen.

Noch ruhte deine Mutter nicht zwei Tage im Grabe, so brachte ich dich schon aus dem Hause, worin du das Licht der Welt erblickt hattest, weg und nahm dich mit mir über den See. Zu Ueberlingen, das ich vor Jahren als ein junger Fant zum ersten Male gesehen hatte, kaufte ich eine Laute; diese hing ich an meine Seite, dich aber, mein bestes Gut, das ich Niemanden Anderem anvertrauen wollte, trug ich in einem Korbe auf dem Rücken. So zog

mit meiner ſüßen Bürde durch das liebe Schwa-
nland; wenn du weinteſt und wimmerteſt, ſetzte ich
ich im Schatten eines Baumes nieder, trillerte ein
ebchen und ſchweigte dich ein wie eine Mutter mit
m Wiegenliede. Manche Gefahr, manche Mühe
tte ich zu überwinden, bis ich mit meinem zarten
ſleglinge die theure Heimath erreichte. Doch gelangte
endlich mit Gottes Hülfe wohlbehalten in das
auberthal und in meine liebe Vaterſtadt Mergent-
im. Es war gerade die Zeit der Abendglocke, als
in die Wohnſtube des bekannten kleinen Häuschens
n Edelfinger Thore eintrat. Mein Vater ſaß, wie
wöhnlich um dieſe Stunde, in ſeinem Lehnſtuhle,
e Mutter hatte eben fromm die Hände gefaltet und
rach das Abendgebet, was früher mein Beruf ge-
eſen war. Sie hatte noch nicht geendet, als ich
e mit meiner Ankunft überraſchte und freudig in die
marmung meiner Eltern eilte. Verwundert erhob
ch mein Vater von ſeinem Sitze, meine Züge waren
m während der langen Zeit fremd geworden, aber
ld erkannte er mich an der Laute, denn ohne eine
lche hätte ich nicht vor ihn treten dürfen. Kopf-
hüttelnd und ungläubig ſtand meine Mutter da, noch
veifelte ſie, ob ich ihr Hänschen wäre, denn in den
enn Jahren meiner Abweſenheit war ein ſtattlicher
Mann aus mir geworden; auch befremdete ſie nicht
enig die ſeltſame Beſcheerung, die ich auf meinem
Rücken trug. „Hier," ſagte ich endlich zu meiner
Mutter, nachdem ich ſie lange genug ihrer Ver-
egenheit überlaſſen hatte, „hier bringe ich Euch

Etwas zum Gruße und zum Zeitvertreibe in euren alten Tagen.“ Mit dieſen Worten ſchnallte ich den Korb vom Rücken und reichte meiner Mutter die kleine Marie. Sie war zwar, nach meiner eigenen Kindheit, der Pflege und Erziehung von Kindern ganz ungewohnt geworden; doch nahm ſie dich Verlaſſene auf ihre Arme und wartete dein wie ihres eigenen Kindes. Sie hat Vieles an dir gethan, und wenn dir das Andenken deiner leiblichen Mutter im Segen bleibt, ſo gedenke neben ihr auch dieſer deiner treuen Pflegerin ſtets mit Dankbarkeit.

Nur wenige Jahre noch nach ſo langer Trennung war mir an der Seite meiner Eltern zu leben vergönnt; bald folgten ſie einander, in nur kurzen Zwiſchenräumen, im Tode nach, zu frühe für uns Beide und weinend gingen wir hinter ihren Särgen her. Wie ich da, an ihrem Grabe ſtehend, mich ſo einſam und verlaſſen in dieſer Welt fühlte, hielt ich dich auf meinen Armen und du lächelteſt mir in kindlicher Unſchuld entgegen, wie bei der Leiche deiner eigenen Mutter. Da war ich nicht mehr verlaſſen, denn ein liebes Töchterlein wuchs mir heran in meinem Pflegekinde.

Dieß, liebe Marie, iſt die Geſchichte deiner erſten Lebensjahre, dieß der Schlüſſel zu dem Geheimniſſe, welches dir bisher das Verhältniß umhüllte, das uns beide faſt zwei Jahrzehnte hindurch ſo innig beglückt hat. Jetzt, da dein ferneres Schickſal dich von meiner Seite ruft, gewähre mir wenigſtens noch die Eine Bitte und bewahre in deinem Herzen ein liebendes Andenken an den Lautenhans.“

II.

Der ſchwarze Brunnen.

Timor et Minae
Scandunt eodem, quo dominus, neque
Decedit aerata triremi et
Post equitem sedet atra Cura
Horatius.

1.

In einem anmuthigen Thale des Württembergiſchen Unterlandes, welches die kleine Stadt Winnenden mit dem benachbarten Pfarrdorfe Schwaikheim verbindet, liegt unfern einem vorſpringenden Birkenwalde, neben dem Fußwege, der ſich längs eines Bächleins hinzieht, der ſogenannte ſchwarze Brunnen. Schon dieſer Name bezeichnet ihn als einen beim Volke verrufenen Ort, und nicht nur die ältere, ſondern ſelbſt die neueſte Zeit erzählt ſchauerliche Vorfälle, die ſich in ſeiner Nähe zugetragen haben ſollen. So will man unter Anderem daſelbſt ſeit vielen Jahren wiederholte Lichterſcheinungen bei Nacht wahrgenommen haben, über deren Veranlaſſung und Beſchaffenheit allerdings das Urtheil eben nicht weit hergeholt zu werden brauchte, wenn nicht

ſo allerlei Geſchichten, unter denen nachſtehende wohl eine der älteſten und merkwürdigſten iſt, die von dem unheimlichen Brunnen erzählt werden, den Volksglauben immer wieder auf eine übernatürliche Erklärung dieſer Viſionen hingewieſen hätten.

Gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts lebte in der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Ulm ein junger Kaufmann Namens Richard, der von ſeinen Eltern ein ſehr beträchtliches Vermögen ererbt hatte. Jene Zeit war eine trübſelige und klägliche Zeit für das ganze deutſche Reich, denn es wüthete damals der grauſame Religionskrieg und dadurch war aller Handel und Wandel völlig ins Stocken gerathen. Richard begab ſich daher nach Italien, in die herrliche Waſſerſtadt Venedig, deren Bewohner nach allen Theilen der Erde hin Verkehr trieben und dadurch unermeßliche Reichthümer erworben hatten. Allein mit dem Reichthume waren dort auch Wohlleben, Pracht und Ueppigkeit herrſchend geworden, ſo daß es die beſte Gelegenheit gab, mitten unter den Goldhaufen in die größeſte Armuth zu gerathen. Auch Richard lebte hier herrlich und in Freuden, er dachte nicht an Beſchäftigung und Erwerb, ſondern nur daran, wie er alle ſeine Lüſte und Begierden am leichteſten befriedigen könnte. Nichts war ihm für ſein Vergnügen zu theuer oder zu koſtbar, und in den Gaſthäuſern, wo ſich die reichen Taugenichtſe der Stadt allabendlich verſammelten, fehlte er niemals. Da wurde denn bis zum Anbruche der Morgenröthe gezecht, geſchlemmt, geſpielt, gelärmt und ſonſt noch allerlei

nichtswürdiges Zeug getrieben; fünfzig Dukaten und mehr waren oft in Zeit von wenigen Stunden vergeudet. Richard ſahe nun zwar wohl, wie Mehrere in der Geſellſchaft all ihr Geld zuſetzten und nachher, wann ſie daſſelbe verloren hatten, von keinem Einzigen ihrer Trink- und Spielgeſellen mehr geachtet wurden: dennoch aber wurde er dadurch nicht klug gemacht und ſo konnte es nicht fehlen, daß in kurzer Zeit ſein Geld und mit dem Geld der gute Humor und die Luſt am Vergnügen auf die Neige gingen.

Unter Richards Geſellſchaftern befand ſich auch ein Spanier, ein gar ſonderbarer Mann, der nie mit dem großen Haufen lärmte, ſondern faſt immer ſtumm und verſchloſſen war, und auf ſeinem finſtern, hagern Geſichte hatte ſich eine Unruhe ganz ſeltener Art abgedrückt. Dennoch wurde er von der wild jubelnden Bande ſtets gerne geſehen, denn er ſparte kein Geld und hielt die Schwärmbrüder oft Wochen lange bei allen ihren Ausſchweifungen frei. Eines Abends, als Richard beſonders niedergeſchlagen ausſah, weil ſein luſtiges und herrliches Leben bald zu Ende zu gehen drohte, gab ihm der Spanier einen Wink, daß er mit ihm ins Freie gehen ſollte. Richard folgte; aber wie ward ihm zu Muthe, als ihn ſein Kamerad hinaus in eine unheimliche Einöde vor der Stadt führte und ſich dort mit ihm auf ein altes, verfallenes Gemäuer niederſetzte; er meinte nicht anders, als es ſollte hier ſein Leben gelten. Allein er irrte ſich; der Spanier, weit entfernt, ihm etwas zu Leide zu thun, redete ihn folgendermaßen an:

„Höre, junger Geſelle, mit deinem Gelde geht es ſichtbarlich zur Neige, das läßt ſich aus deinem ganzen Weſen und Betragen ohne Mühe abnehmen; willſt du aber, ſo ſollſt du auf einmal im Stande ſeyn, in jedem Augenblicke ſo viel Gold anzuſchaffen, als du nur wünſchen magſt; ich bin im Beſitze des Mittels dazu und verkaufe es an dich um wenige Dukaten.“ „Was,“ erwiederte Richard, nicht ohne einige Zeichen von Unwillen — „Ihr könnt jeden Augenblick ſo viel Gold haben, als ihr wollt — was kann Euch denn noch am Gelde liegen, daß Ihr das Mittel dazu an mich verkaufen wollt? Und warum wollt Ihr denn deſſelben ſo gerne los ſeyn? das iſt mir zu hoch, erkläret es mir doch deutlicher.“ „Ich will dir reinen Wein einſchenken,“ ſagte der Spanier. „Vielleicht haſt du ſchon von den kleinen, furchtbaren, aber zum Glücke ſeltenen Dingern gehört, die man Galgenmännlein nennt? Es ſind dieß kleine ſchwarze Teufel mit Hörnchen auf dem Kopfe; ſie ſehen überhaupt ganz ſo aus, wie der eigentliche Teufel, und werden in Glasfläſchchen eingeſchloſſen. Beſitzt Jemand ein ſolches Weſen, ſo iſt alles Gold und alle Luſt und Freude der Welt ſeyn, ſo lange er lebt; aber ſeine Seele iſt dem Böſen verfallen, wenn der Beſitzer ſtirbt, ohne vorher das furchtbare Männchen in andere Hände gebracht zu haben. Dieß kann aber nur vermittelſt Verkaufes geſchehen, und zwar ſo, daß man immer Etwas weniger dafür nimmt, als man ſelbſt darum gegeben hat.

Das meinige koſtet mich zehn Dukaten, gib mir neun dafür, ſo gehört es dein. Ich bin wider Willen zu der gefährlichen Waare gekommen: ein betrügeriſcher Händler hat es als Naturſeltenheit an mich verkauft."

So ein Ding, das ihm alle Freuden der Welt gewähren könnte, hätte Richard freilich ſchon lange gerne gehabt, und zweifelte nicht, er werde es ſchon wieder los werden, wenn er es genug gebraucht hätte; allein, er war in Venedig ſchon ſo oft hinter das Licht geführt worden, daß er auch dießmal einen Betrug beſorgte, was er dem Spanier unverholen geſtand. „Du armſeliger Wicht," fuhr dieſer ihn zornig an, „denke an die Feſte und Gelage, die ich dir und deinen Geſellen ſchon ſo oft gegeben habe, und nimm dir daraus ab, ob ich der Mann bin, der dich um lumpige neun Dukaten betrügen will." Richard wollte nun das Weſen gerne beſitzen, und bot fünf Dukaten dafür. „Du Narr," ſagte der Spanier, „gieb mir meinetwegen nur einen Dukaten oder einen Heller; genug, wenn ich's nur los werde. Ich fordere neun Dukaten blos zu deinem Beſten und zum Beſten derer, die nach dir das gefährliche Ding kaufen werden, damit nicht einer es zu frühe um die niedrigſte Münze in der Welt erhalte und dann unwiederbringlich dem Teufel anheim falle. Du weißt ja, daß es Jeder wieder um geringern Preis verkaufen muß, als er's ſelber erſtanden hat." Allein Richard wollte gleichwohl nur fünf Dukaten geben: der Handel wurde richtig, und er erhielt für ſein Geld ein gläſernes Fläſchlein, worin er beim Mond-

ſcheine eine ſchwarze Figur wild auf- und niederfahren ſah. Er machte ſogleich die Probe mit dem Dinge, wünſchte ſich ſein Kaufgeld doppelt zurück und hatte plötzlich zehn Dukaten in ſeiner Hand.

Heiterer als ſie weggegangen waren, kamen Beide wieder in das Gaſthaus zurück: der Eine deßhalb, weil er ein ſo herrliches Ding beſaß, der Andere aber, weil er ein ſo gefährliches Beſitzthum losgeworden war. Ihre noch zechenden Geſellen wunderten ſich höchlich, daß Beide auf einmal ſo vergnügt worden ſeien, da ſie doch kurz zuvor noch ſo trübſelig ausgeſehen hatten. Bei Richard kamen ſie bald auf den Grund ſeines Vergnügtſeins, denn er gab dem Wirthe mit vollen Händen Gold aus ſeinen Taſchen, damit dieſer noch um Mitternachtszeit ein köſtliches Mahl zurichten ließ und noch genug hätte, um alle ſeine Spießgeſellen mehrere Tage lang im herrlichſten Saus und Braus zu erhalten. Der Spanier nahm jedoch an Allem dieſen keinen Antheil mehr. Er ſagte noch in derſelben Nacht den Anweſenden ein kurzes „Lebewohl" und ging in ein Kloſter, um dort im härenen Kleide, unter anhaltendem Gebete und mit zerfleiſchenden Geißelhieben abzubüßen, was er Böſes auf dem Gewiſſen hatte, deſſen wohl nicht wenig ſeyn mochte. Glücklich hatte ihn demnach der kleine Teufel nicht gemacht.

2.

Wie Richard, im Beſitze des goldſpendenden Galgenmännleins, es von nun an trieb, und was

für ein Sündenleben er führte, das iſt wohl überflüſſig näher zu beſchreiben. Er verband ſich mit einer liederlichen Dirne, kaufte Schlöſſer, Landhäuſer und Güter, gab fürſtliche Gelage und Bälle, und das Herrlichſte und Koſtbarſte, was nur aufzutreiben war, war kaum hinreichend um ſeine thörichten Wünſche zu befriedigen. Daß er dabei recht gottvergeſſen, und aller Tugend und Ehrbarkeit uneingedenk ward, läßt ſich leicht vorſtellen.

Eines Tages ſaß er bei ſeiner Buhlerin auf einem ſeiner Landhäuſer am Ufer eines Bächleins und trieb allerlei Scherz und Kurzweil mit ihr. Da bemerkte die Dirne, daß eine kleine Kette um ſeinen Hals hing; ſie zog dieſelbe hervor und entdeckte das Galgenmännlein in dem Fläſchchen, welch letzteres an der Kette befeſtigt war. Das Männlein machte tauſend komiſche Sprünge, was die Dirne beluſtigte; als ſie aber den Unhold näher betrachtete und ſah, wie gräßlich und häßlich er war, ſchrie ſie voll Entſetzen aus: „Pfui Teufel, was iſt das für eine garſtige Kröte!“ und warf mit dieſen Worten das Fläſchchen ins Waſſer. Wie erſchrocken war Richard darüber! Doch, um ſich nicht zu verrathen, ſagte er, das Fläſchchen hätte eine Naturſeltenheit enthalten, die ihm ſehr lieb geweſen wäre, indeſſen kümmere ihn der Verluſt eben nicht ſehr, um ſo weniger, da er ſie wieder haben könne. Allein wir wiſſen beſſer, wie viel ihm daran gelegen war, und er bedachte bei ſich, was zu thun wäre. Der Goldteufel war zwar fort, indeſſen beſaß er ja noch ſein Schloß,

seine Landhäuser und Grundstücke, und auch baares Geld hatte er noch genug in den Taschen. Wie er nachher allein war und nach seinen Dukaten in die Tasche stechen wollte, siehe, da kam ihm die Flasche mit dem Galgenmännlein wieder in die Hand, und nun begriff er erst vollkommen, daß ohne Verkauf das kuriose Ding nie von ihm weichen würde und war voll Jubel und Freude darüber. Ach! hätte er gewußt, wie viele Angst und Höllenqual er noch würde ausstehen müssen, um diesen bösen Geist los zu werden, fürwahr, er hätte nicht gejubelt und er jubelte auch schon da nicht mehr, als er das Männlein im Glase betrachtete, um zu sehen, ob es noch das rechte wäre. Das rechte war es zwar, aber es hatte eine gar gräßliche und grimmige Gestalt angenommen.

Wars bei Richard vorher hoch hergegangen, so gings jetzt freilich noch höher her und das reiche, üppige Venedig konnte oft nicht herbeischaffen, was er begehrte: die Wünsche des thörichten Menschen sind ja oft weit größer, als die ganze weite Welt.

So hatte es unser Lüstling eine Weile fortgetrieben, als er einmal ernstlich erkrankte. Obwohl er das Galgenmännlein täglich um Besserung ersuchte, so erfolgte doch keine, und auch des Arztes Rath und Kunst waren nicht im Stande, einer durch Ausschweifungen aller Art erschöpften und zerrütteten Natur so bald wieder aufzuhelfen. Richard selbst hätte es durch Enthaltsamkeit und Mäßigkeit vielleicht am Besten gekonnt, wenn er nur den ernstlichen Willen

dazu gehabt hätte. Während er ſo krank darnieder lag, hatte er einmal des Nachts einen ſonderbaren, höchſt beängſtigenden Traum; es kam ihm nämlich vor, als ob die Arzneigläſer, die auf dem Tiſch vor ſeinem Bette ſtanden, auf einmal in Bewegung geriethen: eines derſelben tanzte und ſprang und rannte den andern klingend gegen Hals und Bauch; das war aber das mit dem Galgenmännlein. Weiter träumte ihm, wie er den böſen Geiſt anrufe und bitte, er möchte ihm doch wieder zu ſeiner Geſundheit verhelfen, und wenn er das nicht wolle oder könne, ihm doch wenigſtens die Gläſer nicht zerſchmeißen. Aber das Männlein tanzte fortwährend in der Flaſche, grinzte ihn mit hölliſcher Miene an und ſang:

„Was hilft all Stöhnen und Tönen dein,
Du biſt jetzt mein,
Und nimmermehr will ich dich laſſen:
In die ewige Pein
Kommſt du hinein,
Der Teufel läßt mit ſich nicht ſpaſſen!“
Hi, hi, hi hi, hi hi!

und damit machte ſich das Galgenmännlein lang und dünn, wie einen Faden, kroch aus dem verpichten Glaſe heraus, obwohl Richard den Pfropfen feſt zuhielt, und wurde zu einem langen, ſchwarzen Ungeheuer, mit großen Fledermausflügeln, das ſich gräßlich drehte und wand und ſchwirrte dazu mit den häßlichen Schwingen. Ja, am Ende legte der Geiſt ſeine Bruſt ſo kalt und rauh auf Richards Bruſt, umwickelte ihn mit den Flügeln und drückte ihn mit

denſelben feſt an ſich, daß der arme Bedauernswürdige nicht anders glaubte, als jetzt ſei der Augenblick gekommen, wo ihn der Böſe ſelbſt mit ſich nehmen und den Qualen der Hölle überantworten würde. Da erwachte er im kalten Todesſchweiße, es war ihm, als kröche ihm eine ſchwarze Kröte eilig von der Bruſt über den Bauch und ſchlüpfe in die Taſche ſeines Nachtkleides hinab, und als er darnach griff, bekam er die Flaſche mit dem unheimlichen Dinge in die Hände. Ach! der arme Richard hatte von nun an der böſen und ſchrecklichen Träume noch viele, vor denen ihm die Kniee Tage lang erbebten, und die Glieder erzitterten; aber er hätte wohl keine ſolchen Träume gehabt, wenn nur ſein Leben weniger gottlos geweſen wäre.

Während er ſo, Nächte lange, voll Angſt und Schrecken und von ſeinen Träumen hölliſch gepeinigt, dalag, hatte er oft ſeinen Dienern gerufen und geklingelt, aber die lagen wie im Todesſchlafe, und keiner erſchien, um nach ſeinem Herrn zu ſehen: das mochte wohl der Geiſt im Glaſe gemacht haben. Ob er aber auch machte, daß die Buhldirne, die ſonſt immer in Richards Nähe geweſen war, jetzt nicht mehr zu ihm kam, oder ob ihre eigene Niederträchtigkeit und Schändlichkeit die Urſache davon war, das wollen wir unſern Leſern zur Entſcheidung anheimſtellen. So war denn Richard in ſeiner Krankheit faſt immer allein und verlaſſen und dachte nur daran, wie er, wenn ihm Gott erſt ſeine Geſundheit wieder geſchenkt hätte, ſich des Galgenmänn-

leins entledigen könnte. Zuerſt fiel ſein Gedanke auf ſeinen Arzt, der ein gelehrter Mann und dazu ein großer Naturliebhaber war. Dieſer erbot ſich zwar, das ſeltſame Weſen zu kaufen, und dafür Etwas am Arztlohne abzurechnen, wollte aber, da er eben nicht reich war, blos drei Dukaten dafür geben. Wie gerne gab es der Kranke dafür hin, und das, was er empfangen hatte, ſchenkte er den Armen, die er früher, als er noch hunderttauſende von Dukaten verſchwendete, mit keinem Heller bedacht hatte; jetzt aber gab er das elende Sündengeld von drei Dukaten her, weil er dadurch den Klauen des Satans zu entgehen meinte.

Ehe er noch das Galgenmännlein bei dem Arzte angebracht hatte, hatte er ſich ein Paar tüchtige Beutel voll Goldſtücke unter ſein Kopfkiſſen und in ſein Bette gewünſcht; wie er aber jetzt, nachdem der Verkauf geſchehen war, nach dem Gelde ſuchte, von dem er doch wußte, wo es liegen müſſe, fand er nirgends mehr eine Spur davon. Nun hörte er von Allen im Hauſe, daß die Buhldirne ſtets in der Nähe ſeines Zimmers geweſen war; auf Befragen gab ihm jedoch die Nichtswürdige den kurzen Beſcheid, daß ſie von den Geldſäcken nichts wiſſe, und daß er ein Narr wäre, der ſich das Alles nur in der Fieberhitze eingebildet hätte.

Nun wußte er freilich ungefähr, welcher Art und Natur ſeine Herzgeſpielin war, und er fing an, ſie ſeine ganze Verachtung fühlen zu laſſen, was er nur viel früher ſchon hätte thun ſollen. Allein wie

sollte er sich nun helfen, da das Geld fort war und das Galgenmännlein auch? „Hm!“ dachte er bei sich, „ich habe ja noch Schlösser und Güter genug, die will ich verkaufen,“ — aber auch das konnte er jetzt nicht mehr. Er hatte nämlich der Dirne in seinem frühern Liebeswahnsinne Blätter mit seiner Namensunterschrift und seinem Siegel gegeben, die oben leer geblieben waren, damit das liebe, theure Herz hinschreiben könnte, was es nur wünschte und es ihm nie an Etwas fehlen möchte; sein unten stehender Name, oder vielmehr das Galgenmännlein, bezahlte ja Alles. Wie er nun jetzt seine Besitzungen verkaufen wollte, fand er, daß er Nichts mehr zu verkaufen habe, denn es war auf dem leer gewesenen Raume ordentlich und deutlich geschrieben, daß er diese Schlösser und jene Landhäuser und Güter an die und die Dame, — nämlich an seine Buhlerin — verkauft und den Werth richtig erhalten hätte. So war ihm denn von all seinem Reichthume Nichts weiter übrig geblieben, als dreißig Dukaten, worüber er in solchen Grimm und Wuth gerieth, daß er Gott und die Welt und seinen Teufel dazu hätte ermorden mögen: so weit bringt es der Mensch, wenn er einmal recht schlecht geworden ist.

In dieser Stimmung traf ihn sein Arzt, den er beim Eintritte hart und grimmig anfuhr, mit den Worten: „Geld zu haben, seid Ihr doch hieher gekommen; aber gebt mir lieber ein Giftpulver, daß ich meiner Martern los werde! Geld habe ich keines mehr.“ „Behaltet Euer Geld nur, werther Herr,“

erwiederte der Arzt, „um Geld und Lohn habe ich ja nie gedient, obwohl ich des Geldes gar nicht viel vermag. Aber da habe ich eine recht kräftige, lebensstärkende Arznei zusammengesetzt, die einzige, die Euch vielleicht noch aufhilft. Ich habe sie, als ich herkam, während ihr noch schlummertet, mit dem Recepte in euern Schrank gestellt; wollt Ihr mir meine baare Auslage von zwei Dukaten dafür ersetzen, so ist sie Euer.“ Gerne wurden die zwei Dukaten gegeben. Mit dem Wunsche: „lebt wohl, Herr Richard, und werdet endlich einmal ganz gesund,“ verabschiedete sich der Arzt und Richard rief ihm tausendfachen Dank für seine Bemühungen nach. Aber wer beschreibt den Schrecken des Unglücklichen, als er an den Schrank trat und dort, in ein beschriebenes Papier gewickelt, ein Glas fand, worin der furchtbare Geist war, der nun einmal gar nicht von ihm lassen zu wollen schien. Auf dem Papiere aber stand geschrieben: „Elender Bube, der du bist; um meine Seele wolltest du mich bringen, indem ich deinen Leib gesund zu machen bemüht war? o, rette deine Seele aus den Klauen des Satans, wenn es anders noch möglich ist!“ Richard hatte also wirklich den Galgenteufel wieder gekauft, und zwar um den Betrag von zwei Dukaten. „Ach! — seufzte er — hätte ich doch die Flasche das erste Mal um zehntausend Dukaten erkauft, so wäre ich jetzt nicht schon in so großer Noth sie wieder los zu werden!“

Einzig in dem Gedanken lebend, wie er das verhängnißvolle Besitzthum auf immer los werden

könnte, faßte er jetzt den Plan, daſſelbe, wie in Scherz und Spielerei, bei ſeiner Buhlerin anzubringen, nachdem er ſich zuvor erſt doppelt ſo viel Goldſtücke gewünſcht, als er vorher unter ſeinem Kopfkiſſen gehabt hatte. Die Goldſtücke waren da, und nun legte er den größeſten Theil derſelben bei einem Kaufmanne nieder, ließ ſich eine Schuldverſchreibung darüber geben und dachte, es hätte nun für die Zukunft keine Noth mit ihm, zumal er aller Ausſchweifungen ſchon überſatt war, und jetzt mit viel Wenigerem auszukommen hoffte. Unter Lachen und Scherzen nahm ihm die Dirne das ſeltſame Ding um einen Dukaten ab. Er aber, ſtatt weit weg von dem böſen Geiſte, in ein anderes Land zu fliehen, zechte, ſpielte und ſchwärmte noch einige Monate lange mit der liſtigen Buhlerin herum, denn er beſaß den falſchen Ehrgeiz, zeigen zu wollen, daß es ihm nirgends fehle und konnte es auch nicht über ſich gewinnen, von ſeinen Lüſten abzulaſſen. Als es ihm nun nach und nach an Mitteln zu fehlen anfing, ging er, ſich ſein niedergelegtes Geld geben zu laſſen, aber da wollte Niemand weder von ihm noch von ſeinem Gelde etwas wiſſen, ſondern man ſagte ihm dreiſt in's Geſicht, er ſey ein Narr, der ſich Dinge einbilde, die gar nie geweſen wären. Als er auf das hin zornig wurde und den Schein hervorzog, da war ein weißes Blatt Papier daraus geworden, und er hatte noch den bitterſten Spott zu ſeinem Schaden. Hatte der Kaufmann den Schein mit betrügeriſcher Dinte geſchrieben, die nach einiger Zeit wieder erlöſchte, oder war der Beſitz des gewünſchten Geldes

an den Beſitz der verhängnißvollen Flaſche gebunden? Dem ſei wie ihm wolle, es war eben kein Segen bei den Gaben des Galgenmännleins und Richard ging betrübt und leichenblaß fort.

3.

Was ſollte er nun beginnen? verhungern konnte er doch nicht und todtſchießen wollte er ſich eben ſo wenig, denn er liebte das Leben noch zu ſehr, auch fehlte ihm aller Muth dazu. In Venedig konnte ihm der Aufenthalt unmöglich länger behagen, denn wie hätte er es über das Herz gebracht, an eben dem Schauplatze, der ihm bisher nicht reich und nicht groß genug für ſeine Ausſchweifungen geweſen war, in ſeiner jetzigen, ärmlichen Lage ſich dem Spotte und der Schadenfreude derer, auf die er zuvor hoch herabgeſehen hatte, preisgegeben zu ſehen? Er faßte daher den Entſchluß, mit dem Reſte ſeiner Habe wieder in ſeine Heimat nach Schwabenland zurückzukehren, dort die alten Freunde ſeines Hauſes, die es wohl aufrichtiger mit ihm meinen würden als ſeine wälſchen Spießgeſellen, aufzuſuchen und bei ihnen den Reſt ſeiner Tage in Ruhe und Abgeſchiedenheit zuzubringen. Er kaufte zu dem Ende für einen Theil ſeiner geringen Baarſchaft einen Tabuletkram, wovon er jedes Büchschen oder Stück, eines in das andere gerechnet, mit etwa vier Groſchen bezahlte. Mit dieſem Geſchäfte dachte er während der langen Reiſe nach Hauſe ſeinen Lebensunterhalt zu verdienen; er war mit der ſpärlichſten Koſt zufrieden, oder mußte es vielmehr

seyn, um nicht schon vor seiner Ankunft am Ziele seine Mittel aufzuzehren. So trat er denn wirklich den Heimweg durch das Tyroler Land an. Kaum war er einige Tage herumgezogen, als er schon großes Vergnügen an seinem neuen Geschäfte fand, denn dasselbe ging über Erwarten gut von Statten; die Käufer zahlten gerne, was er sich zu fordern oft selbst kaum getraute, so daß er anfing zu glauben, er könne auf diese Weise wohl einmal wieder ein wohlhabender Mann werden. Aber woher kam denn dieses unvermuthete Glück? Das kam von Niemand Anderem, als von dem Galgenmännlein, das er, ohne es zu wissen, wieder in seinem Kramkasten hatte. Er war nämlich eines Abends in eine Herberge gekommen und hatte seinen Kasten abgesetzt, als einer der Umstehenden, der seine Waaren besah, ihn fragte, was denn das für ein possirliches und garstiges Ding wäre, das in dem Fläschchen da so närrische Purzelbäume mache? Da sah Richard mit Schrecken, was er hatte, und bot Allen, die gegenwärtig waren, das Wesen um drei Groschen an, denn für vier Groschen hatte er es selbst gekauft. Aber Niemand mochte es kaufen, denn es grauste Jedem, wenn er es nur ansah. Er ging deßhalb wieder nach Venedig zurück, in der Hoffnung, derjenige, welcher ihm das Galgenmännlein unter seinen Waaren verkauft hatte, habe es vielleicht nur aus Versehen gethan, und würde es gerne wieder nehmen. Wie er aber zu dem Verkäufer kam, wollte es dieser um keinen Preis mehr und sagte, er solle sich damit an seine ehemalige Buhlerin

wenden, von der er es mit anderem Spieltande erkauft hätte. Richard begab ſich dahin, wurde aber von den Dienern der Luſtdirne, die das Männlein eben darum wieder verkauft hatte, weil es ſie ſtets ſo gräßlich anſah, mit ſammt ſeinem Krame die Treppe hinabgeworfen.

Angſt und Entſetzen überfielen Richard und quälten ihn immer mehr, da Alles, was er verſuchte, um des Männleins los zu werden, durchaus fehlſchlug. Nachdem jedoch der erſte Schrecken vorüber war, faßte er doch wieder einige Hoffnung und dachte, vielleicht werde es ihm in Deutſchland beſſer gelingen, ſich ſeines Plagegeiſtes zu entledigen. Er wünſchte ſich zu dem Ende wieder eine große Summe Geldes und reiste glänzend nach der berühmten Reichsſtadt Augsburg. Hier, wo es ſo viele vornehme und genußſüchtige Menſchen gab, glaubte er, könne es ihm nicht fehlen, einen Liebhaber für das Galgenmännlein zu finden; allein dieſes tanzte immer toller und vergnügter in dem Glaſe auf und ab, gleichſam als ob nun ſeine Dienſtzeit bald vorbei und der Beſitzer dem Teufel gewiß verfallen wäre.

In Augsburg hatte Richard bald in den größten und vornehmſten Geſellſchaften Zutritt; das machte ſein Geld, deſſen er ſo viel ausgab, daß es ihm kaum der reiche Fugger hierin gleich zu thun vermochte. Aber er wurde auch von Allen, die ihn kannten, für toll gehalten, weil er ſeine Naturſeltenheit, von der er doch allenthalben ſo viel Aufhebens machte, Jedermann um drei Groſchen aufdringen wollte,

während sie doch Niemand kaufen mochte, weil sie Jeden, der sie betrachtete, so gar gräßlich ansahe. Sein Entsetzen, seine Angst, sein Grausen stieg mit jedem Tage mehr, seine bösen Träume wurden immer wilder und fürchterlicher und nirgends auf Erden konnte er mehr Ruhe finden.

Eben ließ Kaiser Ferdinand der Zweite durch ganz Deutschland Soldaten für den Krieg mit den protestantischen Fürsten und Ständen des Reiches anwerben. Die Stadt Augsburg war einer der Hauptsitze der kaiserlichen Werber. Da faßte auch Richard in der Verzweiflung den Entschluß, in den Krieg zu gehen; — ach, der Verblendete bedachte nicht, daß er, wenn eine Kugel oder ein Säbelhieb ihn träfe, sterben müsse und dann dem Teufel auf ewig verfallen wäre. Das machte aber eben seine Verzweiflung, daß er nicht wußte, was er that; und zu Gott beten konnte er auch nicht mehr, so gerne er es jetzt gethan hätte. Er konnte es nicht mehr! denn so lange er im Besitze des hölliſchen Männleins war, und lange zuvor, hatte er nicht zu Gott gebetet — er hatte zuerst nicht mehr gewollt und nachher nicht mehr gekonnt.

So ging also Richard in den Krieg hinein, er ging aber auch bald wieder hinaus, denn er konnte das Knattern der Flinten, das Pfeifen und Sausen der Kugeln schon im ersten Treffen nicht ertragen, und selbst die Trompeten und Trommeln, die ihn zum Angriffe riefen, waren ihm zuwider, obwohl er sich trefflich mit Panzer und Harnisch gerüstet hatte. Aber der Hauptgrund, warum er das Kriegsleben

wieder verließ, war der, daß er, nach wiedererlangter reiflicher Besinnung, mit Schaudern daran dachte, wem er angehöre, wenn er todt auf dem Schlachtfelde bliebe. Er floh zurück, weiter nach Schwaben hinein, in einen dichten Wald, legte dort Harnisch, Schwert und alle Waffen ab und machte es auch seinem Rosse leichter, indem er demselben Sattel und Zeug abnahm. Er selbst legte sich ermüdet unter eine Eiche hin und schlief etwa ein paar Stunden lang. Da hörte er in seiner Nähe ein Geräusch von mehrern Stimmen, die ihn auf höchst unerwünschte Weise in seinem Schlafe störten. Eine derselben rief ihm zu: „wenn du schon todt bist, du Hund, so sage es nur, dann braucht man sein Pulver nicht umsonst zu verschießen!“ Voll Schrecken raffte er sich auf und sah, wie ihm ein Soldat eine gespannte Muskete auf die Brust hielt und sechs andere sich seinen wohlgefüllten Mantelsack, sein Pferd und was er sonst noch besaß, bereits zu eigen gemacht hatten, wie ein wohlerworbenes Gut, wofür die Soldaten im Kriege bekanntlich Alles betrachten, indem sie das Genommene für gegeben ansehen. Da bat Richard gar sehr um Gnade. Weil er aber selbst daran zweifelte, ob er sie erhalten würde, indem der Mann mit der Muskete ein gar schreckliches Aussehen hatte, und er doch in diesem Augenblicke seiner Seele Heil bedachte, flehte er inständigst: „wenn ihr mich todtschießen wollt, so kauft mir doch zuvor noch dieses Fläschchen mit dem schwarzen Dinge darin ab, für drei Groschen sollt ihr es haben.“ „Narr, der du bist,“ sagte Einer von den

Soldaten dagegen, „das Ding nehmen wir ohnehin mit, aber ohne Geld;“ — mit diesen Worten nahm er das Fläschchen und steckte es in die Rocktasche. „Nehmt immerhin,“ sprach Richard, „aber ich fürchte nur, es wird nicht bei Euch bleiben, wenn ihr es nicht ordentlich gekauft habt; es hat eine ganz eigene Bewandtniß damit.“ Der Kriegsmann aber lachte blos und dachte, er wolle es schon fest halten.

Nachdem die Kriegsknechte Richarden ausgeplündert hatten, zogen sie ihres Weges weiter, ohne sich ferner um ihn zu bekümmern; er aber hatte das furchtbare Männlein richtig wieder in seiner Tasche, gleichsam als wolle und könne es nun und nimmermehr von ihm ablassen. Derjenige aber, der es ihm abgenommen hatte, fand es beim Nachsuchen in der Tasche nicht mehr, dachte, er habe das seltsame Ding im Grase verloren und lief bis zu Richard zurück, um es zu suchen. Dieser aber bot es ihm gleich entgegen, indem er nochmals wiederholte, was er ihm gleich Anfangs gesagt hatte, „es sei nun einmal nicht anders, das Männlein bliebe bei Keinem, der es nicht für Geld, und wäre es auch der allergeringste Preis, erkauft hätte; um drei Groschen könne er es ja haben.“ Allein die Kriegsgurgel, welcher die drei Groschen schon zu viel waren, wollte nur einen dafür zahlen. Dafür gab Richard seinen Quälgeist mit Freuden her, stand nun aber auch mit leichter Tasche da; er hatte nichts mehr als seinen Groschen, aber seinem schwerbelasteten Herzen war ja auch um Vieles leichter geworden. Allein was sollte er jetzt beginnen?

frischen Lebensmuth hatte er allerdings gewonnen, seitdem er des Männleins ledig geworden war, aber an Mitteln zum Leben fehlte es ihm jetzt ganz und gar.

So ging er denn abermals unter die Soldaten und diente der protestantischen Partei als Fußknecht. Wie ihm jetzt zu Muthe sein mochte, das wußte wohl nur er allein: vorher Taschen und Säcke voll Dukaten, jetzt nur ein paar Dreier im schlaffen Lederbeutelein! Eines Tages, da eben die Löhnung ausbezahlt worden war, wollte er in einem Marketenderzelte sein Glück beim Würfelspiele versuchen, denn er war schon so lange und so sehr ans Spielen gewöhnt, daß es ihm die größte Ueberwindung kostete, davon zu lassen. Anfangs gewann er und gewann viel, aber am Ende hatte er Alles wieder verspielt und kein Kamerad wollte ihm auch nur ein paar Groschen borgen. Da zog er im Aerger die Patronen aus seiner Patrontasche heraus, setzte sie auf das Spiel und verlor sie an denselben Soldaten, an den er sein Männlein verhandelt hatte, denn wo das Männlein war, da war auch das Glück, nämlich das teufliſche Glück. Am andern Morgen, als Richard noch nicht aufgestanden war, erschien schon der Corporal in dem Zelte und kündigte an, daß in einer Stunde der Obriſte erscheinen und Alles mustern würde; wem dann etwas an seiner Ausrüstung fehle, der würde ohne Gnade und Barmherzigkeit erschossen. Richard hatte noch fünf Heller in der Tasche, mit welchen er, nachdem er lange vergebens in allen Gezelten herumgelaufen war, endlich auch zu dem Soldaten kam, der ihm

das Galgenmännlein abgekauft und nachher seine Löhnung und seine Patronen abgewonnen hatte. Dieser gab ihm am Ende, nach vielen Bitten und Betteln, fünf Patronen für fünf Heller, weil er gerade welche übrig hatte und doch auch für keinen schlechten Kameraden gehalten sein wollte.

Die Musterung ging glücklich vorüber, ohne daß Einer wäre gestraft oder gar erschossen worden. Darum gingen Alle nachher zu den Marketendern und thaten sich gütlich; nur Richard, der keinen Heller mehr besaß, stand trübsinnig da und kauete an einem Stücke trockenen Brodes. „Ach," seufzte er, „wenn ich doch jetzt nur ein einziges von all den Goldstücken hätte, die ich früher Händevoll Weise vergeudet habe." Das Goldstück war sogleich in seiner Hand. Da erschrack er heftig und dachte sogleich an das Galgenmännlein, und in der That war der kleine Schwarzkünstler wieder bei ihm; er hatte nämlich bei den Patronen des Kameraden gelegen und war auch wie eine Patrone in Papier eingewickelt. Der Kamerad kam zwar nachher wieder und forderte es zurück, behauptend, er habe es ihm aus Versehen anstatt einer Patrone gegeben; Richard gab auch recht gerne und ohne alles Zögern das unheimliche Wesen zurück, allein die schon erlangte Gewißheit, daß der Geist ohne Kauf doch nicht in andern Händen bliebe, und durchaus nicht von ihm ablassen zu wollen schien, sondern sich jedesmal wieder einstellte, verursachte ihm ein solch entsetzliches Grausen, daß er das Goldstück mit Abscheu fortwarf und, so weit ihn die Füße nur

trugen, tief hinein in einen dichten Wald lief. Hier sank er Abends ganz müde und erschöpft unter einem Baume nieder und wünschte sich nur eine Feldflasche mit frischem Wasser. Im Augenblicke stand die Flasche mit Wasser vor ihm. Da entsetzte sich der arme Mensch, griff in seine Tasche und ergriff richtig die Flasche mit dem furchtbaren Wesen. Da fiel er ohnmächtig in den Schlaf, und einer seiner früheren gräßlichen Träume kehrte wieder. Das Galgenmännlein zog sich aus der Flasche heraus und legte sich in furchtbarer Gestalt auf seine Brust. Er wollte die Qual von sich abwenden und bedeutete dem Männlein im entschiedensten Tone, es solle ihn in Ruhe lassen, es gehöre ihm nun nicht mehr an, er habe es ja verkauft. „Handel gilt bei mir nicht, gilt gar nicht," grinste der böse Geist ihm entgegen, du hast mich für einen Heller mit den Patronen erkauft; hättest mich ja wohlfeiler wieder verkaufen müssen, du hast mich aber ohne Kaufgeld zurückgegeben: nun werde ich wohl nicht mehr wanken und von dir weichen, und habe dich, denk' ich, gewiß in meiner Gewalt." Da erwachte Richard in schrecklicher Zerrüttung, rannte gegen einen Felsenabhang hin und schleuderte das Fläschchen hinab, aber das half Alles nichts, im gleichen Augenblicke hatte er es wieder in der Tasche. „Weh! wehe!" rief er nun durch die Nacht des Waldes hindurch; er brüllte diese Worte beinahe vor Angst und Grausen; „wehe mir Unglücklichen! sonst war es meine Freude, wenn der Geist wieder zu mir kehrte, jetzt wird er mein Jammer, meine ewige Qual

und Pein! einem Rasenden gleich lief er während der ganzen Nacht im Walde hin und her und bei jedem Schritte klirrte es in seiner Tasche. Am frühen Morgen nahm er das Fläschchen wieder, warf es zu Boden, sprang wüthend mit den Füßen darauf hin und wollte den bösen Geist darin erwürgen: der aber war alsogleich wieder in seiner Tasche und ein höhnisches Gelächter ging aus derselben hervor. „O Teufel," rief er grimmig und verzweiflungsvoll zugleich, „Teufel, laß doch ab von mir!" aber vergebens, wer dem Bösen sich einmal hingegeben hat, den läßt er so leicht nicht wieder aus seiner Gewalt.

4.

Endlich raffte sich Richard auf und suchte nach einer Münze, deren Werth geringer wäre, als der eines Hellers, er suchte überall und fand keine, er fragte allenthalben darnach, aber er wurde von Jedermann ausgelacht und für einen Narren gehalten. So waren Monate dahin gegangen, für Richard eine Zeit wahrer Höllenqual. Die Hoffnung, von seinem bösen Geiste je loszukommen, hatte er längst aufgegeben, aber den Wunsch darnach, ach! dem konnte er nie entsagen.

Einst hatte er sich in eine felsige Gebirgsschlucht verirrt, und lag fast ohnmächtig da, als es mit schweren Rosseshufen über dem Boden daher dröhnte. Ein großer Mann auf einem hohen, schwarzen Rosse kam gegen Richard herangesprengt; er hatte ein prächtiges, blutrothes Kleid an, sah aber dabei so gräß-

lich aus, als trüge er lauter Unheil in ſich. Richard erbebte an allen Gliedern, als er den Reiter erblickte. „Warum ſo betrübt, Geſelle?“ redete ihn der Mann mit furchtbarer Stimme und gräßlicher Geberde an, „du ſiehſt mir aus wie ein Kaufmann, der zu theuer eingekauft hat.“ „O nein, Herr, ſondern ich habe vielmehr zu wohlfeil eingekauft,“ erwiederte Richard erbleichend, und fürchtete ſchon, der gräßliche Mann führe ihn mit ſich davon zum Orte der ewigen Qual; er glaubte nicht anders, als es ſeie der Böſe ſelbſt. Der rothe Mann auf dem ſchwarzen Roſſe aber ſagte jetzt mit gemilderter Stimme zu Richard: „wenn mich nicht Alles trügt, ſo biſt du der Menſch, der nach einer Münze unter Hellers Werth fahndet — wahrſcheinlich um ſo ein Ding los zu werden, das man Galgenmännlein nennt? Biſt du der, ſo ſprich, du haſt deinen Mann gefunden.“ „Ja, ja, der bin ich leider,“ war Richard's leiſe, bebende Antwort. „Nun dann ſei nur getroſt, guter Freund, des Dinges ſollſt du bald los werden. Schon lange ſuche ich ein ſolches Galgenmännlein, und bin dir deßhalb wohl einige Wochen lange nachgezogen. Ich weiß, welche Bewandtniß es mit dem gefährlichen Dinge hat. Freilich haſt du blutwenig dafür gegeben und, ſo weit ich auch ſchon in der Welt herumgekommen bin, iſt mir noch keine Münze unter dem Betrage eines Hellers bekannt geworden. Indeſſen, dafür kann Rath werden, wenn du mir folgen willſt.“

„Auf des Gebirges anderer Seite, nicht gar weit von der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Hall, wohnt

der bekannte Schenk von Limpurg, ein ritterlicher Graf, deſſen größte Luſt und vornehmſte Beſchäftigung das edle Waidwerk iſt. Morgen, wenn er auf die Jagd geht, will ich ihn von ſeinem Gefolge entfernen und ihm ein gefährliches Unthier an den Hals hetzen, aus deſſen Klauen du ihn dann befreien ſollſt. Bleibe hier bis Mitternacht, und wann der Mond über jenem Felſenzacken ſteht, aber ja nicht früher, und auch nicht ſpäter, gehe die finſtre Thalkluft entlang, linker Hand; verweile dich nicht unterweges, aber eile auch nicht zu ſehr, dann wirſt du gerade in dem Augenblicke ankommen, wo das Unthier den Grafen erpackt. Greife es nur furchtlos an, dir wird es weichen, und ſich von dem ſchroffen Ufer in den Kocherfluß hinabſtürzen laſſen. Dann begehre von dem Grafen, der dir eine Belohnung anbieten wird, Nichts weiter, als daß er dir in der Münze zu Hall einige Halbheller prägen laſſe. Von dieſen will ich mir dann einige einwechſeln und dir für einen derſelben dein furchtbares Galgenmännlein abkaufen. Wenn du die Halbheller haſt, dann wirſt du mich am ſchwarzen Brunnen wieder finden. Dieſer liegt in einem ſchmalen Thale, nicht ferne von dem württembergiſchen Städtchen Winnenden, an der mittäglichen Spitze des großen Welzheimer Gebirgwaldes. Uebrigens kann dir jeder Bewohner dieſer Gegend den Weg dahin z

Kaum hatte der ſeltſelhafte Mann ſeine Rede geendet, als er auch ſchon mit ſammt dem Roſſe wieder aus Richards Augen verſchwunden war. Dieſer,

der um jeden Preis Erlöſung von dem Geiſte und ſeiner peinigenden Herzensangſt ſuchte, ſchlug zitternd und bebend, genau nach der erhaltenen Anweiſung, ſeinen Weg ein, der ihm gar unheimlich vorkam, weil Alles rings um ihn her ſo ganz ſtille und öde war, vor Allem aber, weil er kein gutes Gewiſſen hatte; indeſſen begegnete ihm nichts Gefährliches und er kam wohlbehalten an Ort und Stelle an. Allmählig tauchte die Morgenröthe herauf, da wurde Richarden weniger unheimlich, denn zuvor. „O holdes Licht des Tages," rief er, „du, das Alles erhellt, erhelle auch den finſtern Trübſinn meiner Seele; gib Leben und Heiterkeit dem Geängſtigten zurück!"

Nicht lange, ſo kam Richard in die Nähe eines Vorſprunges im Walde, wo der Graf in eben dem Augenblicke unter den Klauen eines zottigen Bären von ungeheurer Größe mit feurig blitzenden Augen lag, der, angeſchoſſen, aber nicht tödtlich verwundet, in voller Wuth auf ſeinen Schützen losgeſtürzt und eben im Begriffe war, ihn in Stücke zu zerreißen. Hätte Richard ſich nicht vor dem ewigen Verderben gefürchtet, ſo hätte er es gewiß vor dieſem Ungeheuer gethan. So aber ging er, wiewohl bebend und zagend, mit ſeinem tüchtigen Knotenſtocke auf den Bären los, und kaum hatte er ſich an dieſen gemacht, ſo entfloh er unter fürchterlichem Heulen und Brüllen und Richard, durch deſſen Flucht kühn geworden, verfolgte ihn, bis er ſich von dem Felſenrande in den Fluß hinabſtürzte. Der befreite Graf erhob ſeinen Retter mit Lobſprüchen bis zum Himmel und verſprach ihm Alles, was er

ihm nur zu geben im Stande wäre. Da ſagte Richard, daß er gar nicht viel verlange, ſondern aus ganz beſondern Urſachen blos bitte, ihm um Gotteswillen einige halbe Heller prägen zu laſſen. Auf das hin ſah nun freilich der Graf ſeinen Retter mit großen Augen an und dachte: „Muth mag der wohl haben, aber gewiß fehlt es ihm um ſo mehr am Verſtande.“ Aber es fehlte ihm eigentlich weniger da, als im Herzen..... Indeſſen, die Halbhellerlein wurden geprägt, weil es der Graf zugeſagt hatte und ein ſo leichtes Verſprechen leicht halten konnte. „Aber wollt Ihr denn weiter gar Nichts, guter Freund?“ fragte der Schenk von Limpurg; „Nein, weiter Nichts,“ antwortete Richard, denn Geld und Gut achtete er in dieſem Augenblicke für Nichts, ſondern nur das kümmerte ihn, wie er des ſchrecklichen Dienſtmännleins und ſeiner entſetzlichen Angſt los werden könnte.

Jetzt ging er hin zum ſchwarzen Brunnen, von welchem ihm Alt und Jung eine furchtbare Beſchreibung machten, was Alles für ſchreckliche Begebenheiten dort ſchon vorgefallen wären, und daß allnächtlich der Böſe in Perſon dort erſcheine, um die armen Seelen der Wanderer mit ſich in die hölliſche Verdammniß zu ſchleppen. Der Weg dahin führte ihn durch eine enge und finſtere Bergſchlucht, bis er endlich an deren Ausgang den Mond ſeine vollen Strahlen über das eben nicht unfreundliche Thal ausbreiten ſah, in welchem der Brunnen ſtand. Wie Richard bei dem Brunnen ankam, ſah er bereits das ſchwarze Roß des Mannes mit dem blutrothen Kleide, unangebunden,

regungs- und bewegungslos mit hochgehaltenem Kopfe auf der einen Seite desſelben ſtehen, der Reiter ſelbſt aber wuſch ſich, dem Roſſe gegenüber, Haupt und Hände in dem Borne, der ganz dunkles Waſſer enthielt, und ſo ſah denn der Reiter mit dem ſchwarzen Geſichte und blutrothen Kleide ſo fürchterlich aus, daß Richard bei ſeinem Anblicke aufs Heftigſte erſchrak. „Nur ruhig, mein Burſche,“ ſagte der Reiter des ſchwarzen Roſſes; „ich bin nun einmal der Dienſtmann des Böſen, bin ihm mit Leib und Seele ſchon lange verfallen und gehorche ſeinen Befehlen, weil ich muß. Er thut freilich auch, was ich will, weil er es laut unſeres Contractes thun muß. Aber der Knicker gibt mir alljährlich nur hunderttauſend Dukaten für alle meine Mühe, und dabei muß man kargen und ſorgen. Darum bedarf ich des Galgenmännleins, denn, wenn ich das beſitze, kann ich in Einem Monate Millionen verthun, und will ſie verthun, und der Satan muß ſie mir herſchaffen. Ich komme ja doch in keinem Falle mehr von ihm los, und ſo will ich denn jetzt ihn quälen, weil er nachher mich quälen wird. Gib mir die Flaſche her; hier iſt ein halber Heller, die übrigen kannſt du zum Andenken aufbewahren, wenn du willſt.“ Das Galgenmännlein ging nun in die Hand und aus dieſer in die Taſche des Mannes über. Es ſah äußerſt grimmig aus, und machte ſich recht ſchwer in ſeiner Taſche. „Sieh aus, wie du willſt,“ ſagte der Fremde, „das gilt mir Alles gleich; mache dich ſchwer, wie du willſt, ich will dich ſchon leicht machen, denn ich

will ſo viel Geld von dir fordern, daß du es nicht mehr ſollſt anſchaffen können.“ Damit eilte der Mann auf dem ſchwarzen Roſſe auf und davon und war in wenigen Minuten aus Richards Augen verſchwunden.

Richard war nun zwar frei, aber doch nicht fröhlich; ruhiger, aber doch nicht recht ruhig und heiter, ſondern feierlich ernſt und in ſich ſelbſt gekehrt, denn noch lag das frühere böſe Leben auf ſeiner Seele, die alte Verderbtheit und das böſe Gewiſſen — und noch in manchen Träumen ängſtigte ihn das Galgenmännlein. Ganz frei und ruhig wurde er erſt, als Gott ihn durch den Tod hinwegnahm.

III.

Bruder Eckhardt.

Eine nur iſt's, die ich ſuche.
Sie iſt nah' und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild.
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungeſtillt!

1.

Große Trauer herrſchte gegen das Ende des Jahres 973 durch das ganze Land Alemannien, beſonders aber auf der Burg Hohentwiel, dem alten Sitze der alemanniſchen Herzoge, denn am 12. November war daſelbſt Burkhard der Zweite, ein tapferer und ruhmwürdiger Herr, der einſt am Lechfluſſe den Sieg über die Ungarhorden mit erkämpft hatte, mit Tode abgegangen. Alle Pracht war jetzt dahin, all der Jubel verſtummt, der in ſeinen Tagen von der hohen Felſenfeſte weithin ertönte, und nur von Zeit zu Zeit wurde die tiefe Stille von dem dumpfen Klange der Kloſterglocke unterbrochen, wann die frommen Mönche ihr Gebet für die Seele des Verſtorbenen zum Himmel ſchickten. Trauernde Diener und Diene-

rinnen wandelten durch die hohen Gemächer der Burg, aber unter den Leidtragenden allen zeichnete sich eine hohe Frauengestalt aus, die tief verschleiert und mit thränenden Augen neben dem Sarge des Herzogs saß: es war dieß Frau Hedwig, die Burkhard bei seinem Tode als kinderlose Wittwe hinterlassen hatte. Wohl hätte man sich wundern können, wie die Herzogin, eine Frau in den blühendsten Jahren, sich über dem Hinscheiden ihres schon alternden Eheherrn so sehr grämen mochte: allein, wie sie schon in ihrer zarten Jugend den verzärtelten Sohn des Griechenkaisers aus Verachtung seiner Unmännlichkeit verschmäht, und aus Ehrfurcht für den Heldensinn des in Schlachten ergrauten Burkhard diesem ihre Hand gereicht hatte, so bewahrte sie auch noch die liebevollste Anhänglichkeit gegen den verblichenen Helden, und wich nicht eher von seinem Sarge, als bis die Mönche des Klosters Reichenau den Leichnam abholten, um ihn in ihrer Mitte der heiligen Erde zu übergeben. Hedwig selbst begleitete ihren geliebten Gemahl zur letzten Ruhestätte.

Wenige Tage nach des Herzogs Beisetzung erschienen kaiserliche Boten auf Hohentwiel mit der Nachricht, daß Kaiser Otto I., Frau Hedwigs Oheim, im Monate Mai desselben Jahres ebenfalls das Zeitliche gesegnet, und an seiner Statt Otto der Zweite den deutschen Kaiserthron bestiegen habe; sodann, daß es des neuen Herrschers Wunsch und Wille sei, keinen neuen Herzog über Alemannien wählen zu lassen, sondern Frau Hedwig Verweserin aller Lande am See und in Schwaben, besonders aber Schutz-

herrin der Klöſter Reichenau und St. Gallen bleiben ſollte. Wohl wußte Hedwig noch aus der Zeit ihres Gemahls recht gut, wie es nichts Leichtes ſei, über das freie Land der Alemannen den Scepter zu führen, doch ſie erwog dabei auch, wie ihr hiedurch die Macht gegeben wäre, für das Land, das ſie — wiewohl eine geborene Herzogin von Baiern — dennoch wie ihr eigenes Vaterland liebte, recht ſegensreich zu wirken. Sie dachte nur daran, wie ſie ihren Unterthanen eine liebende Mutter ſein könnte und erfüllte deßhalb gerne den Wunſch des neuen Kaiſers. „Den Scepter, welchen mir mein gnädiger Herr und Vetter anbietet“ — war ihre Antwort an die Geſandten — „will ich führen, ſo gut es eines ſchwachen Weibes Hand vermag, denn der Wille des Kaiſers iſt auch mein Wille.“

Das erſte, was Hedwig, die neue Herrſcherin, ausführte, war, daß ſie das Kloſter, welches mitten in den Ringmauern ihrer Burg ſtand, aufs prachtvollſte herſtellen ließ. Ihr ſeliger Gemahl hatte den erſten Grundſtein zu denſelben gelegt; es war alſo gleichſam noch in ſeinem Beginnen und beſaß nur geringe Mittel. Sein ganzer Umfang beſchränkte ſich auf ein Kirchlein und ein armſeliges Wohngebäude, und nur wenige Mönche dienten an dem Altare des Gotteshauſes. Nun ließ die Herzogin mit großen Koſten den Bau erweitern und mehrere Gebäude ihrer Burg dazu abbrechen, ſo daß es bald aus einem Klöſterlein ein Kloſter ward, das an Umfang und Pracht dem zu Reichenau und andern von gleicher

Berühmtheit nur wenig nachstand und eine nicht geringe Anzahl von Conventualen fassen konnte.

Nachdem dieses Werk vollbracht war, dachte Frau Hedwig auch daran, die übrigen Klöster des Herzogthums zu besuchen, namentlich die, welche unter der unmittelbaren Schirmvogtei der Herzoge von Alemannien standen. Besonders nöthig schien ihr ein solcher Besuch in dem, mit Recht so genannten, Kloster Reichenau, welches damals unter Abt Rudimann eben nicht zum Besten regiert wurde.

Als die zu Reichenau von der Ankunft ihrer Herrin hörten, gingen sie ihr, den Abt an der Spitze, entgegen, um sie als Gebieterin zu empfangen. Demüthig verneigte sich Rudimann der schlaue und listige, mit seinen grünen, aus dem Specke der Backen hervorblitzenden Aeuglein vor Frau Hedwig, und sprach, nach einem langen Trostspruche über das Hinscheiden des seligen Herrn, von dem großen Glücke, daß die großmächtige Herzogin das Klösterlein ihres Besuches würdige und die Armuth seiner Bewohner nicht verschmähe. „Ihr müßt eben vorlieb nehmen, erlauchte Frau" — so schloß der Abt seine Rede — „mit dem Wenigen, was wir Euch zu bieten vermögen, denn wir besitzen Nichts von dem Ueberflusse, wie unsere Brüder zu St. Gallen." Kaum vermochte Rudimann bei diesen Worten seine heimliche Freude zu unterdrücken, daß es ihm so gut gelungen war, den Reichthum des Klosters St. Gallen bei der Herzogin anzubringen, denn der war schon lange ein Gegenstand seines Neides gewesen, obgleich sein

eigener Convent ſelbſt auch für einen der reichſten im ganzen Schwabenlande galt. Die Herzogin aber, deren Scharfſinn die geheime Abſicht Rudimanns unmöglich entgehen konnte, überraſchte ihn mit folgender Antwort: „Habt Dank, ehrwürdiger Herr, für Eure treue Geſinnung gegen das herzogliche Haus; doch, was Ihr da von der Armuth und dem Mangel Eures Kloſters ſprechet, will mich faſt bedünken, als wäre es nicht Euer Ernſt: denn wem gehören all die reichen Rebgüter, die Euer Klöſterlein, wie Ihr es nennt, umgeben? wem die ſchönen Kornfelder und der fiſchreiche See? fürwahr, an Wein und Korn muß Euch eben Nichts abgehen.“ „Gnädigſte Herzogin,“ antwortete ziemlich beſchämt der Abt, „wohl iſt Alles dieſes unſer Eigenthum durch die Gnade milder Stifter, unter denen die erlauchten Herzoge von Alemannien nicht die letzten ſind, aber — ....“ „gewiß — fiel ihm Hedwig hier in die Rede — „wolltet Ihr ſagen, es habe Euren Convent auch viele Mühe und Arbeit gekoſtet, bis Ihr die Inſel des heiligen Pirminius, die vor dieſem voll Ottern und Schlangen und faſt eine Einöde war, zu einer ſo reichen Aue umgeſchaffen; indeſſen zeugt Eure wohlgenährte Geſtalt deutlich, daß Ihr ſelbſt am wenigſten Theil an dieſer Urbarmachung genommen habt.“ Bei dieſen Worten ſuchte Rudimann der Rede plötzlich eine andere Wendung zu geben und ſprach mit erkünſtelter Freundlichkeit, indem er ſeinen Aerger über Hedwigs Worte nur mühſam unterdrückte: „nun, ſo tretet doch über unſere Schwelle, gnädigſte Frau, und koſtet

von unſerm Weine, unſerm Brode und den Fiſchen des Sees.“ Die Herzogin ging in das Kloſter, und was ſie ſchon früher geahnet hatte, fand ſie hier in vollkommenem Maaße beſtätigt, denn die Pracht, welche ſie im Innern überall erblickte, gab dem Ueberfluſſe und Reichthum von Außen in keinem Theile Etwas nach.

2.

Nur kurze Zeit verweilte Frau Hedwig auf der Reichenau, und begab ſich ſodann von da nach Sanct Gallen. Ihre Abſicht war, in dieſes Kloſter ohne alles Aufſehen zu gelangen, denn die Aeußerungen, welche Abt Rudimann über daſſelbe hatte fallen laſſen, erregten ihre Aufmerkſamkeit, und ſie dachte den wahren Zuſtand des Gotteshauſes um ſo beſſer zu erfahren, wenn von ihrem Beſuche daſelbſt vorher Nichts verlauten würde. Sie trat deßhalb den Weg dahin nur mit wenigen Begleiterinnen und ſelbſt als Pilgerin zu der Klauſe der heiligen Wiborada gekleidet, an. Allein hier war der Verdacht, den ſie aus Rudimanns Worten hatte ſchöpfen müſſen, ganz ungegründet, denn St. Gallen ſtand unter ganz andern Männern denn die Reichenau, als da waren Biſchof Salomo von Conſtanz und der würdige Abt Burkhard. Zwar auch in dieſer Gegend war nirgends Mangel zu ſehen, denn der Ort, welcher zu des Stifters Zeit nur ein kalter Aufenthalt für Bären und anderes Wild geweſen war, hatte — nicht durch die Ueppigkeit des Bodens — ſondern lediglich durch

den Fleiß der Mönche, das Anſehen eines ſchönen fruchtbaren Geländes bekommen. Aber bei ihrem Eintritte in das Innere des Kloſters ſah die Herzogin hier nicht, wie auf der Reichenau, Mönche mit vollmondgleichen Backen und wohlgemäſteten Bäuchen müßig in den Kreuzgängen daſtehen, ſondern ſie arbeiteten entweder auf den Feldern, oder ſaßen ſtille in ihren Zellen, mit der Verfertigung und Ausmalung werthvoller Handſchriften beſchäftigt, die zum Theile jetzt noch vorhanden ſind.

Der einzige Mönch, welcher ſich dem Auge der Eintretenden darbot, war der Pförtner des Kloſters, ein ſchlanker, kräftiger Jüngling mit feurigem Blicke. „Wohin führt der Weg zu der Zelle des Abtes?“ fragte Hedwig freundlich, indem ihr Blick wohlgefällig auf ſeiner ſchönen Geſtalt ruhte. „Ich will euch ſogleich dahin führen, edle Frau,“ antwortete der Mönch, dem ihr hoher Wuchs und adeliges Weſen gleich verrathen hatten, daß er keine Perſon von gemeinem Stande vor ſich ſehe; darauf führte er die Fremde durch die Länge des Kreuzganges nach dem beſtimmten Orte. Während die Beiden miteinander gingen, entſpann ſich folgendes Geſpräch zwiſchen ihnen:

H. Wie iſt dein Name, ehrwürdiger Bruder?

Pf. Die Brüder des Convents nennen mich Bruder Eckhardt.

H. Wer ſind deine Eltern oder ſonſtige Verwandte?

Pf. Meine Eltern kannte ich nicht, denn ich

verlor ſie ſchon in zarter Jugend; darum kam ich auch ſo frühe in dieſes Kloſter. So viel mein Großoheim mir von ihnen berichtete, wohnten ſie im Thurgau und waren brave, rechtſchaffene Leute.

H. Lebt dieſer Großoheim noch!

Pf. Ihr erneuert alten Schmerz, edle Frau; der theure Mann war auch Mönch in dieſem Kloſter und ſtarb zu Anfang des verfloſſenen Jahres, von allen Brüdern des Convents ob ſeiner Redlichkeit und Gelehrſamkeit innig betrauert. Am ſchmerzlichſten aber habe ich ſeinen Verluſt empfunden, denn er hat ſich meiner angenommen, wie kein Verwandter leicht ſich eines verlaſſenen Waiſen annimmt. Durch ihn kam ich hieher, er ſelbſt unterrichtete mich mit vieler Mühe und ihm allein verdanke ich Alles, was ich weiß und bin. Ach! es war überhaupt ein recht verhängnißvolles Jahr, das letztverfloſſene; fromme und wackere Männer hat es dahingerafft! wenn ich nur an unſern großmächtigſten Kaiſer Otto denke und an den Mann Gottes, Herrn Ulrich, Biſchof zu Augsburg, beſonders aber an Herrn Burkhard, den guten und heldenmüthigen Herzog unſers Schwabenlandes .....

H. Kannteſt du dieſen Herzog Burkhard perſönlich?

Pf. Warum ſollt' ich nicht? Haben doch Beide, er und Kaiſer Otto noch kurz vor ihrem Tode dieſe Gegend und unſer Gotteshaus beſucht. Wohl denke ich noch des liebreichen Greiſes, wie er mich ſo gerne in ſein neu geſtiftetes Kloſter nach Twiel mitgenom-

men hätte; aber so willfährig ich ihm auch dahin gefolgt wäre, liebte ich doch zu sehr noch die Erde, in der mein geliebter Großoheim schläft. Nun, sie mögen jetzt beide im Frieden ruhen, ihre Werke werden ihnen folgen. Es war aber auch, wie man mir berichtete, große Klage über Herrn Burkhards Hinscheiden auf Hohentwiel, besonders soll Frau Hedwig, seine Gemahlin, sich tief um ihn gegrämt haben. Sie soll eine fromme, brave Frau seyn, und dabei von großer Schönheit und noch in voller Jugendblüthe. Da mögen sich jetzt wohl recht viele Freier auf der Burg einstellen um ihre Hand und um den schönsten Herzogshut im ganzen Reiche.

H. Glaubst du, die Herzogin würde einer solchen Bewerbung Gehör geben?

Pf. Daran möchte ich fast zweifeln; denn sie scheint, wie man mir sagte, eher zum Herrschen als zum Gehorchen geboren zu seyn.

H. Was würdest du aber dazu sagen, wenn von der herrischen Frau zu Hohentwiel ein Befehl erginge, daß der junge Mönch Eckhardt sein Kloster mit dem Kloster dort vertauschen und der Lehrer und Gesellschafter jener Herzogin von Alemannien werden sollte?

Eben wollte Eckhardt antworten, als der Abt, vor dessen Zelle sie mittlerweile angekommen waren, die Thüre öffnete und den Sprechenden freundlich entgegentrat. Herr Burkhard kannte die Herzogin schon lange von Angesicht und war äußerst erfreut über den hohen Besuch. Aber keine Schmeichelei

und unlauteres Wesen, wie bei Rudimann, bezeichneten diesen Empfang, sondern nur Worte der Wahrheit und Salbung entflossen den Lippen des frommen Abtes.

An Burkhards Hand durchwanderte jetzt die Herzogin alle Theile des Klosters und nicht das Geringste entging ihrer Aufmerksamkeit. Zwölf Tage verweilte sie in diesen Mauern, die ihr ein recht lieber Aufenthalt geworden waren und erblickte überall die größte Zucht und Ordnung. Jetzt erst, als die Zeit nahte, wo sie auf ihre Burg zurückzukehren Willens war, gedachte Hedwig wieder der Frage, die sie am Schlusse ihrer Unterredung mit Eckhardt fast mehr unwillkührlich als im Ernste an diesen gestellt hatte. Sie hatte nämlich während ihres Aufenthaltes in dem Kloster das edle Wesen und die Gesinnung des Pförtners immer genauer kennen lernen, so daß nunmehr der Entschluß in ihr fest stand, sich denselben vom Abte zu ihrem Lehrer auszubitten. Am Tage vor ihrer Abfahrt trat sie daher in Burkhards Zelle mit den Worten: „Ihr habt die Gewohnheit, ehrwürdiger Vater, jedem Gaste, den ihr beherbergt, eine Gabe zum Abschiede zu reichen: Ihr werdet diese Sitte bei mir, eurer Herzogin, nicht abgehen lassen."

A. Mit Nichten, gnädigste Gebieterin; aber was haben wir in unserm Kloster, das würdig wäre, Euch zum Geschenke zu dienen?

H. Laßt mich selbst wählen, ehrwürdiger Vater. — Wohl weiß ich, daß Ihr eine schöne Bücherei

beſitzet; doch darnach ſteht mein Verlangen nicht, ſo ſehr ich auch eine Freundin von dem Leſen der alten Meiſterwerke bin. Ich ſelbſt habe mir auf meiner Burg ſchon eine ziemliche Anzahl von Büchern geſammelt, aber nutzlos ſtehen ſie in meinem Schranke und es betrübt mich oft im tiefſten Herzen, wenn ich gerne die Heldengeſänge des Homeros oder Virgilius leſen möchte, oder in meinen ſchöngemalten Horatius hineinſchaue und ſo manche der herrlichſten Stellen mir dunkel und unverſtändlich bleiben. Darum bedarf ich eines Erklärers, oder vielmehr eines Lehrers in dieſen Fächern, und den möchte ich aus Eurem Convente haben, denn zu Euch habe ich das Vertrauen, daß Ihr mir keinen untüchtigen empfehlen werdet.

A. So wählet Euch denn, gnädigſte Gebieterin, einen aus meinen Brüdern.

H. Meine Wahl iſt ſchon getroffen und es bedarf — glaube ich — nur noch Eurer Einwilligung. Es iſt der Mönch, den ich im Kloſter zuerſt ſah und ſprach, derſelbe, der mich zu Euch führte.

A. Da habt Ihr Euch in der That das Beſte erbeten, was ſich in unſerem Convent befindet, und es wäre mir jetzt lieb, wenn ich Euch nicht unbedingt die Wahl gelaſſen hätte, denn dergleichen, wie mein Pförtner Eckhardt, ſind wenige ausgezeichnet an Gelehrſamkeit und Treue. Doch, ſo ungerne ich ihn auch entlaſſe, nehmt ihn mit Euch auf Eure Burg und wahret ſein getreulich; denn was könnte ich meiner

gnädigsten Gebieterin abschlagen und wäre es auch der halbe Theil des Convents.

„Es soll nicht Eures Klosters Schaden seyn," sprach Hedwig in bedeutsamem Tone, und verließ, freundlich von Herrn Burkhard sich verabschiedend, dessen Zelle, froh und glücklich darüber, daß ihr Wunsch erfüllt war, und noch in derselben Stunde erhielt Eckhardt Nachricht, mit der Herzogin nach Hohentwiel zu ziehen. Dieser weigerte sich nicht lange, eine Stelle anzunehmen, die ihm Gelegenheit bot, in der Nähe einer so schönen und geistreichen Frau zu seyn, nur ärgerte er sich jetzt darüber, daß er in seiner Unterredung mit der Unbekannten etwas zu vorlaut gewesen war.

3.

Kaum war der Morgen angebrochen, als schon Alles zur Abreise der Herzogin in Bereitschaft stand. Da hieß es in der That: „arm gekommen, reich gegangen," denn der Abt bildete aus seinen Reisigen ein prächtiges Ehrengeleite für sie. Aber die größte Ehre, die ihr das Kloster erwiesen hatte, das war der schöne Pförtner, der auf dem ganzen Wege nicht von ihrer Seite weichen durfte. Obgleich Bruder Eckhardt weniger im Sattel saß, als auf der harten Bank seiner Klosterzelle, so war er doch ein stattlicher Reiter, und die Benedictinerkutte stand ihm so gut, wie vielleicht keinem Klosterbruder seiner Zeit.

Gegen Sonnenuntergang erreichten unsere Reisenden den Fuß der herzoglichen Burg Twiel. Solch

eine ſtattliche Feſte, wie dieſe war, hatte Eckhardt in ſeinem Leben noch nie geſehen, denn ſeit ſeiner Jugend war er nicht mehr über den Bann ſeines Kloſters hinausgekommen. Dort oben, dachte er jetzt oft bei ſich, mag es wohl gut ſeyn zu wohnen, wohl beſſer als hienieden, und namentlich als an der Pforte der Klauſur des heiligen Gallus; dort oben, wo man dem Himmel um ein Gutes näher ſteht, athmet ſich's gewiß auch leichter. Freilich dachte der fromme Bruder damals noch nicht an einen andern Himmel, der ſich ſchon längſt neben ihm geöffnet hatte, während er noch in den Anblick der herrlichen Feſte verſunken war, deren Zinnen die eben untergehende Sonne mit goldenen Wölkchen bekränzte.

Angekommen auf der Burg, führte Hedwig ihren geliebten Lehrer mit eigener Hand in ein Gemach ein, das unmittelbar an ihr Arbeitszimmer ſtieß und wohl um Vieles lieblicher ſeyn mochte, als ſeine enge Zelle zu St. Gallen. Es war eben ſo geſchmackvoll als koſtbar eingerichtet; ein Schrank ſchöner und werthvoller Handſchriften bot ſich ihm zum Studium dar, und die köſtlichſte Ausſicht eröffnete ſich ſeinem Blicke durch die hohen Schwibbögen der Fenſter: vor ihm der hellglänzende Spiegel des Unterſees mit der freundlichen Au, im Hintergrunde die lange Reihe der rieſigen Berghäupter des Schweizerlandes. Es war dieß eines der Gemächer, welche Hedwig früher ſelbſt bewohnt hatte und jetzt ihrem Lieblinge einräumte. Zugleich wurde Eckhardten von ſeiner neuen Gebieterin — worauf ſchon die erſte Unterredung im Kloſter

hingewiesen hatte — kund gethan, was sein künftiger Beruf seyn sollte, und gerne übernahm er es, der Lehrer derjenigen zu seyn, an deren Seite ihm jede Stunde eine Seligkeit zu seyn schien.

Von nun an fing ein ganz neues Leben auf Hohentwiel an; es schien, als ob sich die Burg unter Hedwig zu einer wissenschaftlichen Schule umbilden wollte, mit solchem Eifer gab sie sich unter Anleitung ihres Eckhardt dem Studium der Alten hin. *) Kein Tag verging, wo sie nicht einige Stunden in dem Gemache ihres Lehrers zubrachte; aber nie geschah dieß ohne Begleitung einer Dienerin und, um allen anstößigen Schein zu vermeiden, stets bei geöffneter Thüre. So ereignete es sich manchmal, daß Fürsten, Edle und Ritter, und wer sonst zum Besuche oder zur Aufwartung nach der Burg kam, die Herzogin neben Bruder Eckhardt sitzend antraf, wie sie aufmerksam zuhörte, wenn er ihr des Virgilius Heldengedicht oder die herrlichen Oden des venusinischen Sängers erklärte. Allein, obschon der Umgang mit Eckhardt und seine Beihülfe bei ihrer Lieblingsbeschäftigung ihr mit jedem Tage mehr als Bedürfniß erschien, und ihre Gunst sich ihm in stets höherem

*) Damals waren edle und erlauchte Damen stolz auf die Kenntniß der classischen Schriftsteller der Griechen und Römer, während heut zu Tage junge Männer (die sich gleichwohl wissenschaftlicher Bildung rühmen) und verächtliche Frömmlinge, dieses Studium — freilich nicht gemacht für solche Wesen — als ein triviales, oder gar gottloses, geringschätzen. Anm. des Setzers.

Grade zuwandte, so vergaß sie doch niemals ihrer Würde; ihr edles Selbstgefühl und die Scheu vor der großen Sünde, wenn sie dem Himmel einen seiner Geweihten entzöge, stellte sie stets sicher gegen alle Uebereilungen des, freilich längst nicht mehr freien, Herzens. So zeigte sich Hedwig, das Weib voll Heldensinnes, auch groß in ihrer Liebe, so gewann sie es über sich, mit mehr als männlicher Kraft nicht nur die eigenen Gefühle zu beherrschen, sondern sie wies auch in Augenblicken, wo Eckhardt leicht hätte vergessen können, daß es seine Herzogin sei, an deren Seite er sitze, denselben stets mit allem Ernste zur Ordnung zurück, und ließ ihn bisweilen recht empfindlich fühlen, daß sie die Gebieterin und er der Diener sei. Einmal, als er aus den Schranken der Zucht herauszutreten schien, ließ sie ihn sogar auf seinem Lager geißeln, und gab es ihm noch als eine besondere Gnade zu verstehen, daß sie ihm nicht auch seine Haare gänzlich vom Haupte scheeren lasse. Doch gemeiniglich dauerten solche strenge Auftritte nicht lange und wurden oft Veranlassung, daß ihre Neigung sich nachher in erhöhtem Grade zeigte.

Eckhardts Stellung auf Hohentwiel war übrigens durchaus nicht von der Art, daß er sich der Herzogin ausschließlich zu widmen, oder etwa darüber zu klagen gehabt hätte, daß er von einer Klausur in eine zweite gekommen wäre, sondern er konnte, so oft es ihm gefiel, namentlich an Feiertagen, Ausflüge in die ganze Umgegend machen, oder zum Besuche seiner Brüder nach St. Gallen gehen. Wann dieß geschah,

sandte Hedwig jedesmal Schiffe mit Geschenken für den Abt und Convent nach Steinach voraus, und bei Eckhardts Zurückkunft war immer auch schon ein neues Geschenk bereit, um dem geliebten Lehrer für seine Mühe und Arbeit eine Freude zu machen.

Während der Zeit, als Eckhardt sich auf Hohentwiel befand, geschah es einmal, daß im Kloster zu St. Gallen Feuer ausbrach und empfindlichen Schaden für dasselbe verursachte. Dieß vernahm Abt Rudimann auf Reichenau, — dessen Neid gegen St. Gallen sich seit Eckhardts Aufenthalt auf Twiel noch um Vieles gesteigert hatte, weil Hedwigs Huld gegen jenen sich auch auf das Kloster selbst vielfach wohlthätig äußerte, — als eine willkommene Mähre. Zugleich hörte er, wie zwischen der Herzogin und dem Kloster durch Eckhardts Vermittlung mehrfache Verhandlungen wegen des erlittenen Schadens gepflogen würden. Rudimann war sehr begierig, einmal durch eigenen Augenschein Kenntniß von dem Stande der Verhältnisse zu nehmen, und machte sich daher eines Tages, an dem er glaubte, daß Eckhardt sich auf Hohentwiel befinde, ganz allein auf den Weg nach St. Gallen. Durch die Kirche gelangte er auf das Dorment des Klosters, und ersah sich da einen Schlupfwinkel zum Lauschen. Allein zum Unglücke für ihn traf es sich, daß Eckhardt, der gerade an diesem Tage von Hohentwiel auf Besuch gekommen war, über den Gang schritt. An dem tiefen Schnarchen schloß dieser auf die Nähe einer Person; er blieb daher stille stehen und hielt seine Leuchte gegen den Ort hin, wo

Rudimann ſich verſteckt hatte, um zu warten, bis dieſer aus ſeinem Schlupfwinkel hervorgehen würde. Endlich wurde dem Abte die Zeit zu lange und er kroch hervor. „Willkommen, ehrwürdiger Herr," rief Eckhardt ihm mit höhniſcher Stimme zu, „mich dünkt, Ihr habt wohl den rechten Weg auf unſerm Dormente verfehlt; Ihr habt aber auch unklug daran gethan, daß Ihr nicht den Tag zu Eurem werthen Beſuche erwähltet. Doch, um Euch zu zeigen, daß wir auch nächtliche Beſuche zu ehren wiſſen, ſo erlaubt, daß ich Euch zu dem Gemache meiner Obern hinleuchte." Mit dieſen Worten nahm Eckhardt ſeine Leuchte und beſchämt folgte ihm Rudimann, ohne ein Wort zu ſprechen. Allein kaum waren ſie einige Schritte weit gegangen, als ſie ſich ſchon von einer großen Anzahl Conventualen umgeben ſahen. „Auf ihn, auf ihn!" riefen viele Stimmen zugleich, „es iſt der Rudimann, der Neidhardt von Reichenau!" Nur mit Mühe konnte Eckhardt die Brüder abhalten, daß ſie nicht über den Abt herfielen und denſelben wacker durchprügelten. Flehentlich wandte ſich nun dieſer an den Dekan, welcher mittlerweile herbeigekommen war, mit der Verſicherung, „gerne will ich Euch und Euer Convent fürderhin in Ruhe laſſen; ſchützt mich nur dießmal vor der Mißhandlung der Mönche und entlaſſet mich ungeſtraft; ich will Euch dafür ein hübſch Maaß von meinem Reichenauer Trunke zur Sühne ſchicken." So bat Rudimann den Dekan flehentlich, und dieſer ließ ſich endlich bewegen, ihn ungeſtraft zu entlaſſen. Darauf nahm Eckhardt ihn bei der Hand und führte

den über seine Freiheit äußerst Vergnügten eine gute Strecke über das Kloster hinaus. „Meinen schönsten Dank, Herr Eckhardt, für den großen Dienst, den Ihr mir erwiesen," sprach Rudimann beim Abschiede, „wenn Ihr wieder auf Hohentwiel zurückkehrt, sprechet doch auch bei mir ein, damit ich Euch Eure Gefälligkeit lohnen kann." Mit diesen Worten machte er sich schnell von dannen, schickte aber das Versprochene schon nach wenigen Tagen richtig nach St. Gallen.

Als kurz darauf Eckhardt wieder auf die Burg zurückkehrte, machte er wirklich den versprochenen Besuch auf der Reichenau. Rudimann empfing ihn da, nach Gewohnheit, äußerst freundlich, und es schien, als ob gar Nichts vorgefallen wäre. „Mein Bestes habe ich für Euch zum Geschenke aufgespart," begann der listige Mann die Unterredung, und ließ seinem Gaste ein schönes Pferd vorführen. Das that er aber keineswegs aus wahrer Freundschaft, sondern weil er dachte: „gewinne ich Diesen, so gewinne ich auch die Gunst der Herzogin, und deren bin ich wohl bedürftig, wenn sie erfährt, was zu St. Gallen vorgefallen ist." Als sich nun Eckhardt beurlaubte, da umarmte und küßte ihn der Abt unzählige Male und verschwendete eine ganze Menge schmeichelhafter Reden. „Wie selig seid Ihr doch," raunte er ihm noch in's Ohr, „daß Ihr eine so schöne Schülerin in der Grammatik unterrichten dürft." „Gerade wie Ihr," erwiederte Eckhardt, „die schöne Nonne Klotilde in der Dialektik unterrichtet habt." Mit diesen Worten ritt unser Gast auf dem geschenkten Pferde davon.

Ehe noch Eckhardt auf Hohentwiel anlangte, war ſchon das Gerücht von dem Vorfalle in St. Gallen der Herzogin zu Ohren gekommen. Lächelnd ging ſie ihrem Lieblinge entgegen und ſagte: „Mein Freund, du haſt ja dem Wolfe, der bei Nacht in den Schafſtall geſchlichen war, ſo brav heimgezündet.“ „Beim Leben Hedwigs,“ rief Eckhardt, „wenn ihn Einer recht durchgeprügelt hätte, ich hätte ihn wahrlich nicht curirt.“ Er erzählte nun den ganzen Verlauf der Sache, und Hedwig freute ſich ungemein, daß Rudimann für ſeine böswillige Abſicht ſo gut heimgeſchickt worden war.

Am folgenden Tage beſuchte die Herzogin wieder, wie gewöhnlich, ihren Lehrer, um den begonnenen Unterricht fortzuſetzen. Es war die Aeneis des Virgilius, die ſie damals gerade mit einander laſen. Als ſie an die bekannte Stelle im zweiten Buche kamen:

— timeo Danaos, et dona ferentes.
(ich fürchte die Danaër, ſelbſt wo ſie ſchenken.)

mußte Eckhardt unwillkürlich lächeln. Hedwig bemerkte es und fragte nach der Urſache. „Weil ich,“ erwiederte Eckhardt, „erſt geſtern die Wahrheit dieſer Worte an mir ſelbſt erfahren habe, denn ich erhielt ein Geſchenk, deſſen Geber auch unter jene Danaër gehört, die man gerade am meiſten fürchten muß, wenn ſie Einem etwas geben, oder wie die Katzen, wenn ſie freundlich thun.“ Auf Hedwigs Verlangen mußte nun Eckhardt die ganze Geſchichte noch einmal von Anfang an ausführlich erzählen. „Solche Dinge fallen alſo in meinem Lande vor, „rief die Herzogin

entrüstet, „ohne daß man mich zur Schiedsrichterin wählt, und ich die ganze Sache nur so wie von ungefähr erfahren muß! Und ich glaube, mein lieber Eckhardt, auch von dir hätte ich sie nicht erfahren, wenn ich nicht Alles schon vorher gewußt hätte, und nicht Herr Virgilius vom letzten Vorfalle dein Verräther geworden wäre." „Wohl," erwiederte Eckhardt, „habe ich von dem Vorfalle gegen Euch geschwiegen, gnädigste Gebieterin, aber wäre es denn auch recht von mir gewesen, wenn ich dem, welchem ich Frieden und Versöhnung zugesagt, das Wort gebrochen hätte?" Ueber diesen abermaligen Beweis von Eckhardts edler Gesinnung freute sich Hedwig herzlich, sie nahm aber doch von jetzt an die ganze Sache mit St. Gallen und dem Abte Rudimann ernstlicher auf.

Fest entschlossen, eine weitere Untersuchung deßhalb einzuleiten, war sie Willens, einen Landtag nach Wahlwies auszuschreiben und den Bischof von Constanz mit den beiden Aebten von St. Gallen und Reichenau darauf zu laden. Das erfuhr der listige Rudimann noch zur rechten Stunde. Sogleich sandte er insgeheim einen Boten nach Hohentwiel an Bruder Eckhardt mit einem Brieflein des Inhalts: „Lieber Bruder Eckhardt! Wohl hätte ich gedacht, Ihr hättet vor Eurer Allerschönsten (so pflegte nämlich Eckhardt die Herzogin selbst zu nennen) unsere verdrüßliche Geschichte in St. Galli Kloster verschweigen können. Doch, zu geschehenen Sachen muß man das Beste reden. Sorget jetzt nur dafür, mein Bester, vermöge der großen Gunst, worin ihr bei der Herzogin stehet, daß mir

der Vorfall keinen Schaden bringe." — Zu gleicher Zeit ſchickte Rudimann auch zu Biſchof Grimoald nach Conſtanz einen Boten und zwar nicht mit leerer Hand, um ſich von mehreren Seiten zugleich ſicher zu ſtellen. Bei Eckhardt verfehlte der Brief ſeine Wirkung, denn der hatte gelernt, ſeiner Gebieterin nicht entgegen zu reden. Beſſer gelang es bei dem Biſchofe, der ſich mit Bitten für den Abt an Hedwig wendete; doch konnte er nur ſo viel ausrichten, daß ſie verſprach, die Sache mit ihren Räthen in Ueberlegung zu ziehen. Der Beſchluß dieſer Berathung fiel ſo aus, daß Rudimann eine Strafe von hundert Pfund vor das Thor von Hohentwiel legen ſollte, weil er den Frieden in dem Gotteshauſe St. Gallen gebrochen hätte. Durch des Biſchofs weitere Verwendung, womit auch der edle Abt Burkhardt von St. Gallen ſeine Fürſprache vereinigte, wurde indeſſen die angeſetzte Strafe auf die Hälfte ermäßigt.

4.

Unter dieſen Begebniſſen war eine geraume Zeit dahin gegangen, die Eckhardt im Umgange mit der ſchönen Herzogin auf der Burg verlebt hatte. Die ungewöhnliche Güte und Auszeichnung, womit die, welche ſeine Gebieterin hieß, ihm ſtets entgegen kam, hatte in dem lebensfriſchen, mit den Verhältniſſen der Außenwelt noch wenig vertrauten Jünglinge eine Reihe von Hoffnungen erweckt, denen er um ſo lieber Raum gab, als er, namentlich in Stunden innigerer Vertraulichkeit, auch in Hedwigs Herzen das Vorhandenſeyn

ähnlicher Gefühle wahrzunehmen ſich ſchmeichelte. Allein, ſo viele Mühe es die Herzogin oft auch koſten mochte, dem theuren Lehrer zu verbergen, daß es mehr als Wohlwollen, mehr als die bloße Achtung vor ſeiner hohen Wiſſenſchaft ſei, was ſie ſo innig an ſeinen Umgang feſſelte, war ſie doch allzu gewiſſenhaft, um durch eine irdiſche, ſündliche Neigung dem Himmel ſeinen Verlobten zu rauben, allzuſehr ihrer fürſtlichen Würde ſich bewußt, um nicht den Zug des Herzens unbedingt ihrer Stellung und den hohen Anforderungen ihres Regentenberufes aufzuopfern. Ihr Verhältniß zu Eckhardt blieb daher immer daſſelbe, wie es von Anbeginn geweſen war, und ſo oft dieſer auch eine Erklärung herbeizuführen, oder wenigſtens eine Annäherung zu verſuchen wagte, wußte Hedwigs kluge Gewandtheit jedem ſolchen Schritte ſtets zuvorzukommen. So von zwei widerſprechenden Gefühlen, dem der Sehnſucht und der Entſagung, gepeinigt, fand der junge Mann den Aufenthalt auf der herzoglichen Burg je mehr und mehr reizlos, am Ende drückend; es verlangte ihn hinaus in das Treiben der Welt, um hier, in mehr wechſelnder Thätigkeit, zu vergeſſen, was da oben im einſamen Kämmerlein ſein liebendes Herz täglich düſterer ſtimmte. „Habe ich“ — ſo dachte er jetzt bei ſich — „einmal die Klauſur meines Kloſters verlaſſen müſſen, ſo will ich auch das Leben in der großen Welt kennen lernen, und mich baß darin umſehen.“ In dieſen Gedanken wurde er noch mehr beſtärkt durch die hohen Beſuche, die zu ſeiner Zeit auf Hohentwiel nicht ſelten auch vom Kaiſerlichen Hofe

erſchienen, und den dortigen Aufenthalt der Einbildungskraft des jungen Mannes mit den herrlichſten Farben verzumalen wußten.

Dem forſchenden Blicke der Herzogin entging die auffallende Veränderung nicht, die ſich ſeit einiger Zeit in Eckhardts ganzem Weſen und Benehmen kund gab, obgleich die Anhänglichkeit an ſeine Gebieterin, und die Beſorgniß, ihr dadurch wehe zu thun, ihn fortwährend abhielt, ſeine Gedanken gegen ſie zu äußern. Indeſſen, ſeine frühere Heiterkeit verſchwand nach und nach gänzlich. Hedwig wollte auch nicht gerne geradezu um den Grund dieſer trüben Stimmung fragen, bis endlich ein Zufall auf beiden Seiten das bisherige Stillſchweigen brach.

Eines Tages ſaß Eckhardt am Fenſter ſeines Gemaches und blickte trübſinnig hinüber auf das Kloſter der Burg, das ſich nicht ferne von ſeiner Wohnung erhob. Auf dem Tiſchchen, wo er gewöhnlich mit der Herzogin die Alten zu leſen pflegte, lag die Aeneis des Virgilius, aber ſo nachläßig hingelegt, daß man wohl glauben konnte, Eckhardt habe das Buch unmuthig auf die Seite geſchoben. Wohl eine Viertelſtunde mochte er, in Gedanken vertieft, ſo dageſeſſen haben, als ſich die Thüre öffnete und Frau Hedwig hereintrat. Eckhardt bemerkte die Eintretende nicht, ſie aber ſchlich ſich leiſe hinter ihn, Willens, ihn eine Zeit lang in ſeiner Vertiefung zu belauſchen. Da fiel ihr Blick auf den Virgilius. Das vierte Buch, welches die unglückliche Liebe der Königin

Dido zu Aeneas erzählt, war aufgeschlagen, und gleich oben las sie den Vers:

ardet abire fuga dulcesque relinquere terras.
(Heiß verlangt er zu flieh'n und das wonnige Land zu verlassen.)

Wie ein Blitz fuhr es durch Hedwigs Seele; das Geheimniß von Eckhardts Traurigkeit stand nun mit Einem Male enthüllt vor ihr; doch wollte sie das Geständniß aus seinem eigenen Munde vernehmen. „He! lieber Lehrmeister, deine Schülerin ist da," flüsterte sie dem vor sich hin Stierenden zu, indem sie sanft auf seine Schulter klopfte. Bestürzt blickte Eckhardt um sich und sah seine Gebieterin vor sich stehen. „Wie kommt es," begann nun die Herzogin das Gespräch, „daß ich meinen Lehrer, der doch sonst gewöhnt war, selbst noch die Stunden der Nacht zum Studiren zu benutzen, so müßig am Fensterbogen hier sitzen finde? Es kann doch nicht Langeweile seyn, was ihn quält, denn wer sollte diese bei dem Lesen des trefflichen römischen Dichters bekommen? — Oder ist es kurzweiliger, die Blicke an jenem Klostergemäuer dort drüben heften zu lassen?"

E. „Verzeiht, edle Gebieterin, ich fühle keine Langeweile; so, wie eben jetzt, könnt Ihr mich oft da sitzen sehen, denn ich genieße gerne der herrlichen Aussicht ins Thal und über den See."

H. „Aber doch nicht gegen das Kloster hin?"

E. „Nun, auch dieser Theil der Aussicht hat seine Reize für mich; ich denke, wenn ich hinüber-

ſchaue, manchmal an mein früheres Leben in St. Gallen zurück."

H. „Doch will ich nicht hoffen, daß es eine Sehnſucht dahin iſt, die Euch ergriffen hätte; hier oben, meine ich, dürfte es doch etwas beſſer ſeyn."

E. „In allwege, gnädigſte Herzogin; allein ich kann Euch nicht verhehlen, daß es mich oft ſeltſam dünken will, wie auf dieſem freien Boden, wo nur des Kriegers Schritte ertönen, ein Zwinghaus ſeyn ſoll."

H. „Nun, mein lieber Eckhardt, des Zwanges von meinem Kloſter wirſt du hoffentlich noch wenig erfahren haben, ob du dich gleich, ſo zu ſagen, auch zur Zahl ſeiner Bewohner ſchreibſt, nur mit dem Unterſchiede, daß du nicht Profeß darin gethan haſt, ſondern frei biſt."

E. „Das wohl, verehrte Gebieterin, aber ..."

H. „Ich befürchte, willſt du ſagen, dieſe Burg könnte mir leicht eine zweite Klauſur werden, und am Ende wäre ich zwiefach gefangen. O nein, lieber Eckhardt, — fuhr ſie in einem wehmüthigen Tone fort — einen Zwang will ich nicht; meine Burg ſoll keine Klauſur für dich werden, dazu biſt du meinem Herzen viel zu theuer. Geſtehe es mir nur, der Aufenthalt in meiner Nähe iſt dir entleidet?"

E. „Nein, beim Leben Hedwigs, ich hänge noch mit der Liebe des erſten Augenblicks, ja mit noch unendlich größerer Herzlichkeit an Euch, aber ſeit einiger Zeit verlangts mich in meinem Innern, nicht nach St. Gallen in mein Kloſter, nein, hinaus in das Treiben der großen Welt. Ach, Ihr wißt es ja,

theuerſte Gebieterin, daß der Mann noch einen höhern Beruf hat, als ſein Leben in dunkler Abgeſchiedenheit zu verträumen, ſei es nun in der Zelle über ſeinen Büchern, oder im Umgange mit einem geliebten und verehrten Weibe; auch die Welt macht ihre Anſprüche an ſeine Wirkſamkeit."

H. „Nun denn, weil deine Pflicht dich jetzt mit Einem Male ſo lebhaft mahnt, ſage kurz dein Anliegen: nicht wahr, du willſt mich verlaſſen, und einen größern Wirkungskreis für deine Thätigkeit ſuchen?"

E. „Ihr habt es geſagt, gnädigſte Herzogin."

„Aber — fuhr Hedwig mit wunderbar gemiſchtem Gefühle fort — du wirſt es doch nicht etwa machen wollen, wie der Held Aeneas bei ſeiner Dido, der ſich heimlich davon ſchlich, aus Schüchternheit, ſein Vorhaben nicht geſtehen zu müſſen?" Während ſie dieß ſagte, hielt ſie ihm das aufgeſchlagene Buch hin und deutete auf die Stelle. Da wurde Eckhardt ein wenig beſtürzt, denn er fühlte wohl, daß Hedwig in ſein Herz geſehen und errathen habe, wie eben die bezeichnete Stelle es war, die ihn zu ſo tiefem Nachdenken bewegt hatte. Und in der That hatte ſich die Herzogin auch in ihrer Vermuthung nicht getäuſcht. Schon ſeit einigen Tagen hatte es in Eckhardts Seele mächtig gekämpft, wie er Hohentwiel am füglichſten heimlich verlaſſen könnte, da er ſich nicht getraute, der Herzogin ſein Anliegen zu offenbaren. „Von meiner Seite — ſprach Hedwig, indem ſie nach der Thüre ging — ſteht Nichts deinem Abgange entgegen; nur Eines thue noch in meinem Dienſte. Sei der

Ueberbringer eines Briefes an meinen Vetter, Kaiser Otto II., denn Niemanden Anderem mag ich denselben anvertrauen." Eckhardt versprach dieß. „Und halte dich versichert, lieber Freund, (das waren ihre letzten Worte, ehe sie das Gemach — auf immer — verließ,) Hedwig wird nie vergessen, daß sie dir ihre Liebe geschenkt hat; nur beweisen, so beweisen, wie du es zu wünschen schienest, das konnte, das durfte sie nicht." „Und Hedwig wird nie zu bereuen haben, daß sie einen Unwürdigen mit ihrer Huld beglückte," setzte Eckhardt hinzu, indem er der Scheidenden einen wehmüthigen Blick nachsandte.

3.

Ehe noch der Tag anbrach, wartete bereits eine zahlreiche Begleitung mit Geschenken aller Art, die für Eckhardt bestimmt waren, vor den Thoren der Burg. Noch einmal wollte dieser von der geliebten Gebieterin Abschied nehmen, aber er fand die Thüre ihres Gemaches verschlossen und ein Diener übergab ihm einen Brief, der die letzten Grüße Hedwigs enthielt. Sie hatte sich und ihm den Schmerz der Trennung ersparen wollen; denn erst, als die letzte Stunde, die sie mit dem Theuren noch zusammen seyn durfte, herbeigekommen war, empfand sie recht lebhaft, welchen Namen sie dem Gefühle, das schon so lange ihre Brust beseelte, eigentlich zu geben hatte. Aber als Eckhardt mit seinen Begleitern schon unten am Fuße des Berges angekommen war, öffnete sie noch einmal ihr Fensterlein, und schaute mit Thränen

im Auge dem lieben Lehrer noch so lange nach, bis der Hohenkräher Berg den Zug ihrem Blicke enthob. Auch der Scheidende blickte noch manchesmal nach der herrlichen Feste zurück, aber mit ganz andern Gefühlen, als an jenem Tage, da er sie zum ersten Male begrüßt hatte.

Am kaiserlichen Hofe angelangt, erfuhr Eckhardt bald den Inhalt des überbrachten Schreibens und überzeugte sich von Neuem von der Huld, womit Hedwig ihn auch noch in die Ferne begleitet hatte. Auf ihre Empfehlung erhielt er nämlich gleich nach seiner Ankunft das Amt eines Kaplans bei dem Kaiser, verbunden mit der Erziehung und dem Unterrichte seines ältesten Sohnes Otto, des künftigen Thronerben.

Während dieß Alles sich auf Hohentwiel ereignete, wurde der alte Neid in dem Herzen des Abtes Rudimann zu Reichenau von Neuem wieder rege. Durch einflußreiche Freunde, die er am kaiserlichen Hofe hatte, wußte er es dahin zu bringen, daß der Kaiser selbst den Zustand des Klosters St. Gallen einer strengen Untersuchung unterwerfen ließ. Weil aber zu diesem Geschäfte lauter redliche und gewissenhafte Geistliche gewählt wurden, ergab sich gerade das Gegentheil von Allem dem, was der böswillige Abt gehofft hatte; nirgends Unordnung und Wohlleben, dagegen große Arbeit und, weil in dem Brande so Vieles verloren gegangen war, nicht mehr Vermögen, als kaum hinreichte, die stets zunehmende Anzahl der Brüder nothdürftig zu erhalten. So kam es denn, daß die angestellte Untersuchung abermals

nicht zum Nachtheile, ſondern vielmehr zum Nutzen des Convents ausſchlug, denn Eckhardt, der unterdeſſen großen Einfluß bei Otto gewonnen hatte, und am kaiſerlichen Hofe meiſtens in den Angelegenheiten ſeines ehemaligen Kloſters handelte, brachte es dahin, daß demſelben für ſein erlittenes Unglück eine nicht unbedeutende Entſchädigung zu Theil wurde. Auch Hedwig, die ſchon um Eckhardts willen das Gotteshaus St. Gallen beſonders lieb gewonnen hatte, war unter den erſten, die ſich hiebei thätig zeigten. Sie vergabte ein ſchönes Gut in der Nähe ihrer Burg an das Kloſter, mit der Bedingung, daß ihr geliebter Lehrer, wenn er einſt des Hoflebens ſatt wäre, daſſelbe verwalten und den Reſt ſeiner Tage dort zubringen ſollte. Dieß war der letzte Beweis ihrer Liebe, den ſie Eckhardten geſchenkt hatte; aber ihn ſelbſt noch einmal in ihrer Nähe zu ſehen, dieſes Glück ſollte ſie nach dem Rathſchluſſe der Vorſehung nicht mehr erleben.

Es waren ungefähr zehn Jahre, nachdem Eckhardt die Burg Twiel verlaſſen hatte, da ſah man einen Mann in reichgeſchmückter geiſtlicher Kleidung den Berg hinaufſchreiten...., dieſer Mann war Eckhardt, aber nicht mehr der Jüngling mit blühenden Wangen und üppig um die Schultern wallendem Lockenhaare, ſondern würdevolle Ruhe, wie nur ein vielbewegtes Leben und manche darin gemachte Erfahrung ſie verleiht, bezeichnete ſeinen Gang, und der Schleier

düsterer Schwermuth umflorte das früher so freundlich blickende Auge. Des unruhigen Treibens in der Welt endlich satt geworden, hatte er sich wieder nach der Ruhe eines einsameren Lebens gesehnt. Zuvor aber wollte er die, der er so Vieles, ja Alles zu danken hatte, noch einmal von Angesicht sehen. Doch sie war nicht mehr unter den Lebenden — dieß hatte ihm der Ton der Glocken angedeutet, deren trauriges Geläute ihm von der Burg herab entgegenhallte. Noch einmal blickte er in das gebrochene Auge, kniete nieder, küßte Mund und Hand der Vollendeten, sprach ein inbrünstiges Gebet für die Ruhe ihrer Seele und eilte dann hinüber auf das Gut, worüber Hedwig ihn zum Verwalter bestellt hatte. Oft wallte er aus seiner Einsamkeit hinauf auf das Bergschloß, um an dem Grabe seiner Wohlthäterin, seiner Geliebten, zu beten. Der Hof aber, wo er selbst seine Tage beschloß, hieß von da an der Hof des Bruders Eckhardt oder „der Bruderhof.

IV.

Der Todtenkopf.

Wer reine Hände zum Gebet erhebt,
Nie wird von uns heimsuchen ihn der Zorn,
Unverletzt durchwallt er sein Leben.
Wenn Einer aber schuldvoll, wie der Mann dort,
Mordtriefende Hände verbirgt:
Dann steh'n wir, Rächerinnen der Erschlag'nen,
Hinter ihm stets und fordern sein Blut,
Machtvoll an ihm selbst uns erweisend.
Eumenidenchor.

1.

Furchtbar verbreitete sich das Wehe des dreißigjährigen Krieges über die Gauen von Oberschwaben und die Ufer des Bodensees, besonders über den sogenannten Höhgau, in dessen Mitte, umlagert von einem Kranze anderer Burgen, die Feste Hohentwiel majestätisch emporragt. Hier gerade hatten Jammer und Elend ihren höchsten Gipfel erreicht, denn Hohentwiel war der Zankapfel, um dessen Besitz so lange vergebens gestritten wurde. Kaum hatte eine Feindeshorde das Felsenhaus verlassen, als schon wieder eine neue vor dasselbe zog; die Belagerer hausten auf dem Gebiete ihrer Glaubensgenossen wie in Feindesland, sie raubten, plünderten und plagten die Bewohner des Gaues auf alle erdenkliche Weise. Mangel

und Armuth waren die Folgen der vielen Einquartirungen von wilden, raubgewohnten Schaaren. Das Jahr 1635, für Hohentwiel ohnedieß so verhängnißvoll, brachte, unter dem übrigen Gefolge des langwierigen Krieges, auch noch eine furchtbare Pest mit, die wahrscheinlich in der traurigen Lebensweise, wozu die höchste Noth trieb, ihren Grund hatte, denn Wurzeln und Eicheln waren die einzige Nahrung vieler Menschen. Tausende starben Hungers, täglich wurden an Wegen und auf Straßen Menschen angetroffen, die vor Schwäche hingesunken waren und hier der endlichen Erlösung von ihren Leiden harrten. Kinder irrten umher, um Nahrung in Feld und Wald zu suchen; sie verließen ihre Eltern, weil sie zu Hause keine Stütze mehr hatten, oder wurden von den Eltern verlassen, weil diese der Noth ihrer Kinder nicht mehr zusehen mochten.

Eines Tages — es war im Junius des Jahres 1636, als der Obrist von Vitzthumb, nach langer vergeblicher Belagerung, von Hohentwiel wieder abgezogen war — ging der wohlbekannte und berühmte Kommandant der Festung, Konrad von Widerhold, herab von seinem treubewahrten Hause, um zu sehen, wie die Feinde in den umliegenden Saatfeldern und Weinbergen gehaust hätten. Ueberall stieß sein Auge auf Spuren der grellsten Verwüstung; die Saaten waren abgemäht oder von den Hufen der feindlichen Rosse zertreten, die Weinstöcke umgehauen oder abgebrannt. Unter schmerzlichen Gefühlen über den Verlust all des gehofften schönen Segens gelangte er in

die Nähe des Kreuzes, das ſich auf jenem Hügel des Hohentwieler Berges erhebt, an dem vorbei ein ſchmaler Fußpfad von Singen nach Hilzingen führt, als er in ſeiner Nähe ein Aechzen, wie von einem Sterbenden, vernahm. Aufmerkſam und begierig, was dieß wohl ſeyn möchte, verfolgte er den Laut weiter. Kaum war es noch ſo helle, daß er einen Gegenſtand, der nicht ferne von ihm lag, deutlich wahrnehmen konnte. Ein wohlgeſtalteter Knabe von etwa zehn Jahren hatte ſich an dem Fuße des Kreuzes angelehnt; Bläſſe des Todes hatte ſein Geſicht überzogen und ſtarr blickte ſein halberſtorbenes Auge vor ſich hin. Widerhold trat dem Kinde näher, ließ ſich nieder zu ihm und fühlte, als er ſeine Hand auf deſſen Herz legte, daß dieſes noch in matten Schlägen klopfe. Auf die Frage „wer der Knabe wäre und wem er gehöre?“ erfolgte keine Antwort; ein leiſes Aechzen war Alles, was er vernahm. Es war mittlerweile Nacht geworden; da nahm Widerhold den Halbtodten auf ſeine Arme und trug ihn der Burg zu. „Sieh da, meine liebe Hermegard“ — rief der Brave ſeiner Gemahlin beim Eintreten in die Wohnung entgegen — „da hat mir Gott wieder einmal Gelegenheit gegeben, ein gutes Werk zu thun; du wirſt doch Nichts dagegen haben?“ mit dieſen Worten legte er das noch ohnmächtige Kind ſanft in ſeinen Lehnſtuhl. Neugierig trat Hermegard vor daſſelbe hin, fuhr aber erſtaunt ſogleich wieder zurück, mit den Worten: „wie wunderbar ähnlich, wie aus dem Geſichte gebildet iſt doch der Knabe unſerem unvergeßlichen Heinrich,

der uns so frühe durch den Tod entrissen wurde; — wo habt Ihr ihn gefunden, mein Gemahl?" Während nun Widerhold seiner Gattin das Zusammentreffen mit dem Findlinge an dem Kreuze erzählte, wandte er sich zugleich an ein holdes Mädchen, das bisher blos stumme Zuschauerin der ganzen Scene gewesen war, „geh' Kätchen, bereite dem Kinde eine stärkende Speise, und du, Hermegard, hole mir meine Arzeneien." Widerhold war nämlich nicht blos Kommandant seiner Feste, er war während der Pestzeit auch Arzt bei den Seinigen und den Soldaten gewesen. Zu diesem Zwecke hatte er sich die nöthigsten Kenntnisse in der Arzeneikunde zu erwerben gesucht und eine, mit den unentbehrlichsten Mitteln versehene, Hausapotheke eingerichtet.

Kaum war das Verlangte hergebracht worden, als der Knabe sich zu erheben versuchte und, so gut seine Kräfte es ihm noch erlaubten, nach Brod verlangte. — „Ist es das, was dem armen Kinde fehlt?" — rief Widerhold wehmüthig und doch erfreut zugleich aus — „also auch du bist einer der Tausenden, die der Hunger hinzuraffen drohte; wohl dir, du bist im rechten Hause angekommen. Weg mit allen Arzeneien; da kann nur eine kräftige Weinsuppe helfen!" Als diese von dem Mädchen gebracht war und der Knabe davon genossen hatte, fühlte er sich allmählig gestärkt, richtete sich in dem Lehnstuhle auf, und gab jetzt auf die wiederholte Frage, „woher bist du, liebes Kind?" in gebrochenen Lauten die Antwort: „Ort — großen See." — „Wem gehörst

du?“ — „Vater und Mutter.“ — „Wie heißt du?“ — „Heinrich.“

„Wie wunderbar“ — fiel hier Hermegard ein — „daß der Knabe denſelben Namen trägt, wie unſer verſtorbener Sohn;“ alſo aus der Seegegend iſt er; aber woher? und wie kam er an dieſen Ort?“ „Das iſt für den Augenblick ziemlich gleichgültig,“ antwortete Widerhold ſeiner Gemahlin; „nun das Kind gerettet iſt, werden wir ſchon erfahren, wem wir es gerettet haben; das wird ſich Alles geben.“ — „Ihr werdet doch nicht“ — meinte Hermegard — „den Knaben behalten wollen? ich dächte, wir hätten genug an der Kätbe, die ja auch ſo gleichſam auf der Straße gefunden iſt; und wenn dieß auch nicht wäre, wie manche ſchmerzliche Stunde würde es mir verurſachen, wenn das Kind bei uns wäre; ſein Anblick würde mich jedesmal an unſern lieben ſeligen Heinrich mahnen und den Schmerz über ſeinen Verluſt immer wieder erneuern.“ „Im Gegentheile, meine Liebe“ — bemerkte Widerhold — „da würde uns ja gerade das Verlorene wieder einigermaßen erſetzt; ich glaube ſicher, wenn du den Knaben immer um dich hätteſt, du würdeſt deinen Heinrich nach und nach über ihm vergeſſen. Uebrigens läßt ſich jetzt ohnedieß noch nichts Beſtimmtes über die Sache reden; die Eltern werden ſchon das Kind ſuchen laſſen; es iſt ſauber gekleidet und gewiß aus einem guten Hauſe, da kann, eher als nicht, ein Strich durch meine Rechnung gemacht werden.“ Es wurde auch, ſo große Freude Widerhold an dem Kinde hatte, Nichts verſäumt, deſſen

Herkommen zu erforschen; man erkundigte sich nach allen Seiten, ob kein Knabe vermißt würde, allein es erfolgte Nichts darauf; es verfloß ein Vierteljahr, ein Halbjahr, Niemand wollte etwas von dem Kinde wissen. Da sagte Widerhold zu seiner Gattin: „jetzt, meine liebe Hermegard, ist der Knabe mein Eigenthum, denn alles Nachsuchens ungeachtet, hat sich Niemand eingestellt, der Ansprüche auf seinen Besitz erhoben hätte." — „Mög' Euer Eigenthum' Euch in allweg Freude machen," bemerkte Hermegard, nicht ohne bedeutenden Nachdruck. Indessen wurde seit diesem Tage nimmer davon gesprochen, daß der Knabe aus dem Widerhold'schen Hause weggebracht werden sollte; er blieb dort und wurde als das eigene Kind betrachtet; auch Widerholds Gattin gewöhnte sich nach und nach an ihn, nur äußerte sie manchmal, „wenn es doch nur ein Mägdlein wäre, daß man es auch in der Haushaltung brauchen könnte."

Der Knabe wuchs heran und entwickelte seine geistigen und körperlichen Gaben auf erfreuliche Weise. Er genoß mit vielem Erfolge den Unterricht des M. Eberhardt Pauli, der damals Pfarrer und Schulmeister zu Hohentwiel in Einer Person war. Während aber der junge Heinrich durch seinen Fleiß und nicht gemeines Talent seinem Herrn Vater — denn so war er stets gewohnt den Kommandanten zu nennen — viele Freude bereitete, machte dieser, zugleich mit Pauli, die unangenehme Bemerkung, daß der Junge neben vielen Vorzügen auch ein gar hitziges, leicht reizbares Gemüth besitze. Ein einziges beleidi-

gendes Wort von einem Mitſchüler konnte ihn zum heftigſten Zorne entflammen, ſo daß der Lehrer nicht ſelten genöthigt war, auf derbe Weiſe als Schiedsrichter dazwiſchen zu treten. So geſchahe es oft, daß der Pflegſohn weinend bei Tiſche erſchien, und wenn nach der Urſache gefragt wurde, ſo war es eben immer eine Strafe, die er ſich durch ſein leidenſchaftliches und auffahrendes Weſen zugezogen hatte. „Das iſt nicht fein," bemerkte dann Frau Hermegard allemal; „wenn das Pflegeſöhnlein ſo fortfährt, wird man eben keine große Freude an ihm erleben." Solchen Aeußerungen konnte Widerhold freilich wenig entgegenhalten; er bot Allem auf, um das heftige Gemüth des Knaben zu dämpfen und ſeiner Gemahlin keinen Anlaß zu ähnlichen Bemerkungen mehr zu geben. „Es iſt doch wunderbar," ſagte Widerhold eines Tages zu ſeiner Gattin, die eine heftige Handlung Heinrichs wieder in Unmuth verſetzt hatte, „es iſt doch wunderbar, daß unſer Pflegſohn auch hierin unſerem ſeligen Heinrich gleicht; vielleicht, liebe Hermegard, hat uns Gott dieſes Kind aus weiſen Abſichten zugeführt, weil wir uns über den Verluſt des eigenen ſo übermäßig gegrämt haben."

Eben wollte Frau Hermegard ihrem Gemahle in die Rede fallen, als Käthchen, welche gerade am Fenſter ſtand, mit einem Male rief: „Kommt doch her, liebe Eltern, und ſeht, wie ſich der Heinrich da unten im Hofe mit den Knaben herumbalgt!" Noch waren Beide nicht an das Fenſter getreten, da tönte von der Straße herauf ein jämmerliches Geſchrei;

der junge Heinrich lief dem Hause zu, um sich vor der Rache der übrigen zu flüchten, während einer seiner Spielgesellen den Kopf, von welchem das Blut in Strömen herunter lief, mit den Händen bedeckte.

Bald war Widerhold auf dem Platze; er untersuchte den ganzen Vorfall, und da ergab sich denn, daß Heinrich, durch einige unbedeutende Scheltworte von seinen Kameraden gereizt, einen Stein ergriffen und einem derselben an den Kopf geschleudert habe. Er hatte diesen, der ihm sonst der liebste unter allen seinen Gespielen war, unglücklicher Weise so getroffen, daß wenig gefehlt hätte, so wäre er der Mörder seines besten Jugendfreundes geworden. Zitternd kehrte Heinrich mit seinem Pflegevater in das Haus zurück, denn er ahnete wohl, daß dießmal ein schärferes Gericht, als sonst, seiner warten würde. Widerhold begab sich mit dem jungen Heinrich in ein Nebenzimmer, das er hinter sich zuschloß. „Wie oft" — begann er jetzt im ernsten Tone — „wie oft habe ich dich schon ermahnt, mein Sohn, deinen Zorn zu mäßigen und Herr über deine Leidenschaft zu werden! Siehst du nun die Folgen deines heftigen Betragens? Wie oft hast du schon Strafe dafür leiden müssen, wie oft bist du Ursache gewesen, daß meine gute Hermegard sich über dein Betragen beklagen mußte. Aber das Schlimmste von Allem ist, daß ich jetzt sehen muß, bis zu welchem Grade deine Leidenschaft sich schon gesteigert, wie sehr ihre Herrschaft über dich bereits überhand genommen hat. Du hast es unterlassen, die frühern Keime in dir zu ersticken;

jetzt wird dir der Kampf gegen sie schon schwerer; aber ermanne dich, mein Sohn, suche mit aller Macht die Ketten, worin sie dich gefangen hält, zu zerbrechen, sonst führt sie dich zum Verderben. Die Leidenschaft steigt immer mehr; sie wird vom Fehler zum Vergehen, vom Vergehen zum Verbrechen, vom Verbrechen zum Laster und reißt so den Menschen mit sich fort in den Abgrund. Mein Sohn! ich habe dich bis diese Stunde wie mein eigenes, leibliches Kind geliebt, folge mir, ich meine es redlich, wie ein Vater es mit seinem Kinde nur immer meinen kann. Ich habe dich für einen Stand bestimmt, der vor allen frei seyn muß von Leidenschaft, Zorn und Hitze: du sollst Soldat werden. Eine einzige Aufwallung, ein einziges Aufbrausen gegen einen Vorgesetzten oder Kameraden kann die schlimmsten Folgen für deine ganze Laufbahn nach sich ziehen. Höre auf meine Worte, lieber Heinrich, sie fließen aus der Erfahrung, die ich selbst als Mann auf meinem viel bewegten Lebenswege gemacht habe. Ich war es, der dich einst vom leiblichen Tode errettet hat; gewähre mir die Freude, sagen zu können, daß ich dich auch dem geistigen Verderben entzogen habe, dem du, wenn du so fortfährst, unabänderlich entgegen gehen würdest."

Mit thränenerfüllten Augen nahete der junge Heinrich seinem Pflegevater, denn er sahe, wie auch diesem Thränen auf den Wangen standen, als er die Worte der Ermahnung sprach. „Ich will folgen" — schluchzte er — „will nimmermehr den Anwandlungen des Zornes Raum geben; ach! wenn es mir

nur nicht so schwer würde; er kommt oft, ohne daß ich es will, und übermannt mich. Doch, verzeiht mir für dießmal, mein lieber Vater, was ich gethan habe, ich will mir redlich Mühe geben, daß ich Euch nie wieder auf solche Weise betrübe." — „Dir ist schon verziehen;" sprach Widerhold zu Heinrich; „aber du mußt von nun an auch durch dein Betragen zeigen, daß du der geschenkten Verzeihung werth wareſt. Werde stets besser, dann kann ich noch Freude an dir erleben." Mit diesen Worten entließ Widerhold den Knaben, nachdem dieser noch oft das herzlichste Versprechen der Sinnesänderung gethan hatte. Ach, daß des braven Pflegevaters Mahnungen so wenige Früchte trugen, daß so klein die Freude, so vielfach der Schmerz war, den Heinrich ihm auch von jetzt an noch bereitete. Je älter Heinrich wurde, desto mehr wuchs auch die Leidenschaft mit den Jahren. In der ersten Zeit, nachdem sein Pflegevater so schön und eindringlich zu ihm gesprochen hatte, gab er sich zwar alle Mühe, seines heftigen Wesens, wo es sich zu äußern drohte, Herr zu werden. Der Wille, gegen den Feind im Innern zu kämpfen, war da, aber es fehlte ihm an Festigkeit und Ausdauer. Mit wenigen vollbrachten Kämpfen glaubt der Mensch frei zu seyn, und sobald er sich frei dünkt, gibt er sich wieder dem Bösen hin; der Gegner aber, der stets noch lauert, greift den Unvorbereiteten jählings an und trägt leicht den Sieg davon. Dieß war auch der Fall bei Heinrich: er hatte oft gekämpft, oft gesiegt; endlich glaubte er sich sicher und deßwegen

unterlag er auch von Neuem wieder der Herrschaft des bösen Feindes.

2.

Heinrich war in das achtzehnte Jahr getreten. Er hatte sich, nach dem Wunsche seines Pflegevaters, dem Soldatenstande gewidmet, und in der That, er konnte keinen bessern Meister erhalten als Widerhold, der damals für einen der ersten in der Kriegswissenschaft galt, was er während der fünfzehn Jahre harter Bedrängniß, wovon das ihm anvertraute Haus umgeben war, so oft und glänzend an den Tag gelegt hatte. Wie Heinrich schon in der Schule einer der Besten gewesen war, so machte er auch in seiner neuen Laufbahn die schönsten Fortschritte. Er wurde deßhalb schon nach wenigen Jahren, die er unter der Pique gedient hatte, für würdig befunden, eine der niederern Offiziersstellen zu bekleiden. Widerhold freute sich dessen von Herzen, aber leider drängte sich ihm dabei auch die frühere Erfahrung wieder auf, daß Heinrich, wie er an Jahren und Kenntnissen zugenommen, so an leidenschaftlichem Wesen nur wenig abgenommen habe. Er ließ es auch jetzt nie an Ermahnungen fehlen, wo immer sich Veranlassung dazu bot; aber mit schmerzlichem Bedauern mußte er wahrnehmen, daß seine Worte bei dem sich selbst zu sehr fühlenden Jünglinge noch weniger Eingang fanden, als früher bei dem Knaben. Es ist ja eine nur allzubekannte Erfahrung, daß junge Leute, sobald sie einmal in ein gewisses Alter getreten sind, und

beſonders dann, wann wirkliche Kenntniſſe ihnen einige Geltung im Leben verſchafft haben — ſich erhaben dünken über die Klugheit älterer, erfahrener Menſchen, und glauben, ſie hätten nimmer nöthig, Ermahnungen Gehör zu ſchenken.

Dieſe Anſicht von ſich und ſeiner Stellung ſchien auch Heinrich gefaßt zu haben. Er war Etwas geworden, und zwar nicht eben durch den Einfluß ſeines Pflegevaters, ſondern — er fühlte dieß nur zu wohl — durch eigenes Talent, das ſich nur unter Widerholds Anleitung entwickelt hatte; er war Etwas, und dieſes Bewußtſein ließ eine andere böſe Eigenſchaft bei ihm einſchleichen, den Eigendünkel, der nach und nach einen gewiſſen Uebermuth hervorrief, bei dem er der Mahnungen ſeines treuen Leiters ganz entbehren zu können glaubte. „Mein Sohn" — ſprach Widerhold oft in bedeutendem Tone zu ihm — „danke Gott für deine Gaben; du kannſt noch etwas Rechtes in deinem Leben werden; aber ich fürchte, gerade dadurch, daß du es ſchon zu ſeyn glaubſt, ſiehſt du über Andere, die nicht geringer als du ſind, hinweg, überhörſt meine Warnungen, die noch dieſelben ſind, wie früher, und erkennſt das Verderben nicht, das dich fortzureißen droht." Aber Heinrich, der junge Offizier, hatte jetzt keine Luſt mehr, auf die wohlgemeinten Worte ſeines Pflegevaters zu hören. Doch, nur allzuſchnell kam die Zeit heran, wo er von der Wahrheit derſelben überzeugt werden, wo er ſchmerzlich erfahren ſollte, daß er ſie zu ſeinem Unglücke mißachtet hatte.

Jener Freund, von dem oben erzählt wurde, daß Heinrich ſich ſo ſchwer an ihm vergriffen hatte, war Friedrich Stockmaier, der Sohn des Kellers Stockmaier auf Hohentwiel. Beide waren neben einander aufgewachſen, hatten eine und dieſelbe Laufbahn erwählt und bei Widerhold Unterricht in der Kriegswiſſenſchaft genoſſen. An Kenntniſſen ſtand der junge Stockmaier Heinrichen zwar nicht völlig gleich, was er aber vor dieſem voraus hatte, war ein ſanftes, offenes Gemüth. Die gewohnte Zutraulichkeit, welche durch Heinrichs jähzornigen Angriff nur auf einige Zeit unterbrochen worden war, hatte ſich bald wieder auf die frühere Weiſe hergeſtellt; Heinrich und Friedrich galten für das zärtlichſte Freundespaar, von dem Niemand geglaubt hätte, daß es ſich je trennen könnte. Allein, was ſchon manches enggeſchloſſene Freundſchaftsband zerriſſen hat, war auch hier die Veranlaſſung zur bitterſten Trennung: es war eine entſchiedene Neigung zu einem liebenswürdigen Mädchen, die beider Jünglinge Herz zugleich ergriffen hatte.

Auf dem benachbarten Bruderhofe, einem öſtlich von Hohentwiel in einem Walde gelegenen, und zum Gebiete der Feſtung gehörigen Maiereigute, blühte Margarethe, die einzige Tochter des Pächters, eine der lieblichſten und ſittſamſten Töchter des Höhgaus. Jeden Sonntag kam ſie nach Hohentwiel, um die Kirche daſelbſt zu beſuchen, ausgenommen zur Zeit der Belagerung, wo die Verbindung zwiſchen der Feſtung und dem Hofe gänzlich abgeſchnitten war. Nach dem

Gottesdienſte hatte ſie ihren gewöhnlichen Abſtand in dem Hauſe des Kellers Stockmaier, weil ſie mehrentheils Aufträge von ihrem Vater an dieſen zu beſorgen hatte, denn Stockmaier und der Pächter waren beide aus Einem Orte im Württemberger Lande gebürtig, nämlich aus dem Städtchen Sindelfingen. Dadurch hatte Friedrich zuerſt die liebliche Margarethe kennen gelernt; ſie wuchſen in gegenſeitiger Freundſchaft ſo zu ſagen neben einander auf. Auch Heinrichs Bekanntſchaft mit Margarethe war im Stockmaier'ſchen Hauſe angeknüpft worden, wo jener ſich Sonntags nach geendigtem Gottesdienſte regelmäßig einzufinden pflegte. Was Anfangs nur trauliche, harmloſe Freundſchaft geweſen war, wurde mit zunehmenden Jahren Liebe, wurde bei Heinrich, der Alles mit Leidenſchaft erfaßte, eine höchſt leidenſchaftliche Liebe. Beide Freunde hatten zuvor nie ein Geheimniß vor einander bewahrt: jetzt begann zum erſten Male das Geheimthun von Heinrichs Seite: ſonſt ſahe man ſie Arm in Arm mit einander auf Spaziergängen oder auf der Wachtparade erſcheinen: jetzt ſtanden ſie ſich ferne. Heinrichs Beſuche im Hauſe des Kellers wurden ſparſamer als zuvor, und man ſah ihn am Ende nur Sonntags, wenn Margarethe auf den Berg kam, daſelbſt ſich einfinden. Margarethe war die erſte, der es nicht entging, daß die beiden Freunde einander nicht mehr ſo nahe ſtänden wie bisher, ſie forſchte lange bei ſich ſelbſt nach der Urſache dieſer Veränderung, denn das trauliche Verhältniß der Jünglinge war für ſie immer ein Gegenſtand der Freude geweſen: — allein,

ſo nahe ihr auch die Urſache dieſer Aenderung lag, ſie konnte dieſelbe dennoch nicht auffinden, denn ſie war zu wenig ihres eigenen Werthes ſich bewußt, ſie war zu beſcheiden, um den Grund dieſer ihr unerklärlichen Trennung bei ſich ſelbſt zu vermuthen.

Einen ſchärferen Blick hatte Widerhold, der ſchon einige Zeit mit Schmerz dieſem kälteren Betragen Heinrichs gegen ſeinen Freund zugeſehen hatte. Eines Tages rief er ihn zu ſich und begann in wahrhaft väterlichem Tone: „Mein Sohn, ich habe in dieſen Tagen eine Bemerkung gemacht, die, ich geſtehe es dir, mein Herz mit Schmerzen erfüllt hat. Bisher ſah ich dich im innigſten Freundesverhältniſſe zu Friedrich ſtehen; es war ein Umgang, der dir nur Segen bringen konnte, denn er iſt ein Jüngling von ſanfter Gemüthsart; ſolche Geſellſchaft, ſolche Freunde müſſen die wählen, welche ein ſchnelles, aufbrauſendes Temperament haben, um ſelbſt dadurch ſanfter zu werden. Aber nun freilich ſcheint auch dieſe Freude, der ich mich ſeither hingegeben habe, vereitelt werden zu wollen. Statt der gewohnten Innigkeit nehme ich mit Einem Male Kälte wahr; ihr ſteht einander ſeit einiger Zeit äußerlich und innerlich ferne; nicht wahr, ich habe recht geſehen? geſtehe es mir nur!“ Heinrich verhehlte ſeinem Pflegevater nicht, daß die ausgeſprochene Vermuthung wirklich gegründet wäre. „Und was“ — fuhr Widerhold fort — „mag wohl die Urſache davon ſeyn?“ Heinrich erröthete und ſchwieg. „Es iſt eine Liebe, die in deinem Herzen Raum gewonnen, der Wunſch, ein und daſſelbe Mädchen zu beſitzen,

hat Euch beide getrennt. Glaube nicht, daß ich das, was ich jetzt zu dir ſprechen will, keßwegen thue, weil ich etwa ein ſolches Gefühl verdammte; gewiß nicht; Liebe iſt ja das edelſte Gefühl, das der Menſch in ſich trägt, das Beſte, was er noch aus ſeinem wahren Heimathlande gerettet hat. Aber gerade die Liebe iſt es auch, die, wenn ſie zur Leidenſchaft wird, dem Menſchen das ſchrecklichſte Verderben bereitet, und Alles, was du erfaſſeſt, pflegt bei dir in Leidenſchaft auszuſchweifen: darum fürchte ich für dich. Ohne deine Neigung an ſich zu mißbilligen, gebe ich dir doch zu bedenken, wie wenig vorgerückt an Jahren du noch biſt, daß du deine Laufbahn erſt begonnen haſt, daß deine Liebe nothwendig in den Beruf, dem du dich mit ungetheiltem Streben widmen ſollſt, ſtörend eingreift, denn ſie macht dir Sorgen, die jetzt noch ferne von dir bleiben müſſen. Allein dieß iſt es nicht allein, was mich bekümmert um dich macht. Ich betrachte dieſes Liebesverhältniß noch von einem andern, viel wichtigeren Standpunkte. Du opferſt der Neigung, die nun einmal die Oberhand über alles Andere in deinem Herzen gewonnen, das Beſte auf, was du haſt, deinen Freund! Er liebt das Mädchen, wie du, nur nicht mit derſelben Leidenſchaft, und gleichwohl entſprechen ſeine Verhältniſſe weit eher einer Verbindung mit Margarethen. Auch vermuthe ich faſt, daß ſie ihm geneigter iſt, als dir, denn ſtille und ſanfte weibliche Gemüther, dergleichen das ihrige iſt, ſchließen ſich eher wieder an ſanfte und ruhige männliche Charaktere an. Darum alſo wollten

du ihn beneiden oder gar haſſen, ihn aus dem Herzen Margarethens zu verdrängen ſuchen — mit Einem Worte, dem Beſitze eines Mädchens den erprobten, treuen Freund aufopfern? Das Beſſere willſt du preisgeben, während du nach dem Geringern trachteſt, den Freund verſtoßen, um eine Geliebte, deren aufrichtiger Zuneigung du überdieß noch nicht einmal ſicher biſt, zu bekommen? das iſt ein übler Tauſch. Kehre um, mein Sohn, von dem betretenen Abwege; ſchließe dich wieder deinem Freunde an, denn der iſt Goldes werth; entſage dem Gegenſtande deiner Liebe, und freue dich des Glückes, das ächte Freundſchaft dir bietet."

„Ich kann nicht anders" — rief Heinrich ſchmerzerfüllt dem Kommandanten entgegen — „ich muß Margarethen beſitzen; mein Leben hängt an ihrem Beſitze!" „Da ſieht man ja klar und deutlich," erwiederte Widerhold, „daß Leidenſchaft bei deiner Liebe vorherrſcht, daß es nur ein plötzlicher Eindruck, nicht eine aus reiflichem und beſonnenem Nachdenken entſprungene Neigung iſt, was dich ergriffen hat. Ich wollte es darauf ankommen laſſen und deinen Jugendfreund fragen, ob er nicht um deinetwillen Margarethen entſagen würde; glaube mir, er würde es gerne thun, wenn er wüßte, daß dein Leben am Beſitze dieſes Weſens hienge; er liebt dich viel zu ſehr, er würde dich nicht um eines Weibes willen aufopfern: und du ſollteſt ihm an Edelmuth nachſtehen? Du haſt dich zuerſt von Friedrich zurückgezogen, ich weiß es, und aufdringen will er ſich natürlich nicht. Nun

ist es deine Sache, und darum bitte ich dich um deiner eigenen Ehre und Ruhe willen, nähere dich deinem Freunde wieder und gib dir Mühe, allmälig gleichgültiger gegen Margarethen zu werden. Ich bin es, der dich um deines eigenen Besten willen bittet; ich, der dich einst vom Tode gerettet und als hülfloses Geschöpf an Kindesstatt aufgenommen hat." „Ich kann nicht folgen, mein Vater, ich kann nicht mehr," antwortete Heinrich, „und wenn Ihr mich gleich verstießet, und wenn gleich Friedrich mein Todfeind würde. Ich will Margarethen erwerben um jeden Preis und wenn tausend Arme sie von mir reißen wollten." Er sprach diese letzten Worte mit einem Blicke, in dem sich sein ganzer Seelenzustand abspiegelte, und entfernte sich darauf schnell. „O Leidenschaft," seufzte W. erhob dem Gehenden nach, „wie weit kannst du doch den Menschen bringen; wie weit wird sie dich noch führen, mein Sohn, wenn du nicht alsbald umkehrest. Vater im Himmel, laß meine Ahnungen nie zur Wirklichkeit werden!" Hier schwieg der brave Mann — und seitdem sprach er nie wieder mit seinem Pflegesohn über diese Sache.

Was Widerhold gegen Heinrich geäußert hatte, ging wirklich in Erfüllung. Als Margarethe sah, daß Heinrich gegen seinen Freund mit jedem Tage kälter wurde und sich zusehends immer mehr von ihm zurückzog, als sie bemerkte, wie Friedrich von seinem frühern Busenfreunde am Ende ganz verachtet wurde, konnte sie diese Veränderung nicht mehr mit gleichgültigen Augen ansehen. Sie überzeugte sich, daß

Alles dieß von Heinrich ausging, darum verschwand bei ihr all die frühere Freundlichkeit, die sie stets auch gegen diesen gezeigt hatte; sie wandte sie von nun an in höherem Maaße Friedrichen zu, der so verlassen da stand, dessen Charakter sich stets so sanft und mild äußerte. Dieß bemerkte Heinrich nur zu bald, und an die Stelle des bisherigen kalten Betragens gegen seinen Freund traten jetzt Haß und Neid, die nur auf eine schickliche Gelegenheit warteten, um in ihrer ganzen Heftigkeit auszubrechen.

3.

Es war an einem lieblichen Maisonntage des Jahres 1643, daß Margarethe, nach ihrer Gewohnheit, die Kirche zu Hohentwiel besuchte. Nach beendigtem Gottesdienste machte sie, wie gewöhnlich, ihren Besuch in dem Hause des Kellers Stockmaier. Dießmal hatte sich Heinrich nicht eingefunden: erst, als sie das Haus wieder verließ, erblickte sie ihn in der Nähe der Wohnung des Kommandanten. Gewöhnlich wurde sie von den beiden Freunden den Berg hinab bis an das Aachbrücklein begleitet, über welches der Weg nach dem Bruderhofwäldchen führt; dießmal jedoch ging Friedrich ihr allein zur Seite. „Guten Tag, wertheste Jungfrau," rief Heinrich Margarethen zu, als sie in seine Nähe kamen. Margarethe erwiederte den Gruß etwas gleichgültig. „Dürfte ich Euch nicht begleiten?" fragte Heinrich weiter mit einem verachtenden Blick auf seinen Freund. Margarethe bemerkte dieß und erwiederte: „ich danke Euch, Herr

Offizier, für Euer Anerbieten, wie Ihr ja seht, habe ich bereits eine Begleitung." „So, Ihr verschmähet mich also gegen einen Solchen?" mit diesen Worten blickte er noch verächtlicher als zuvor auf Friedrich hin und verzog seine Miene zum unverkennbarsten Spotte. „Gegen einen Solchen?!" wiederholte Friedrich in wehmüthig-warnendem Tone — „o, mein Freund, wie magst du doch solche Worte reden; ich glaube, du solltest anders von deinem Freunde denken; gegen Niemanden solltest du dich also herauslassen, so hoch du auch jetzt zu stehen wähnst." „Bin ich nicht der Sohn des Kommandanten?" schrie Heinrich zornentflammt. „Pflegesohn," entgegnete in gelassenem Tone Friedrich. „Wie, du willst mich und meine Abkunft schmähen, Elender, Nichtswürdiger?" mit diesen Worten zog Heinrich seinen Degen und die entblößte Klinge schwirrte über Friedrichs Haupte. Auch Friedrichs Klinge blieb nicht in der Scheide, aber nicht um zu treffen, sondern nur um zu pariren. Margarethe stürzte sich zwischen die Kämpfenden, aber vergebens. Die Wachen sprangen herbei, und jetzt erst wurden die Beiden getrennt. Friedrich hatte mehrere Wunden empfangen, Heinrich war unverletzt geblieben, denn Friedrich hatte seiner absichtlich geschont; jener schäumte vor Wuth, als man ihn gewaltsam von seinem Gegner losriß. Mit zürnendem Blicke erschien jetzt der Kommandant, welcher den Lärmen gehört hatte, auf dem Platze: es war derselbe, wo Heinrich einst mit einem Steinwurfe seinen Freund verwundet hatte. „In Arrest mit meinem Sohne!"

war das befehlende Wort, das Widerhold an die Wachen ergehen ließ; denn er strafte strenge und ohne Ausnahme, wo der militärischen Ordnung zuwider gehandelt wurde, so ungerne er sich sonst in diese Nothwendigkeit versetzt sah. Friedrich ward auf dem Platze freigesprochen, denn es wurde durch die anwesenden Zeugen bewiesen, daß er sich lediglich innerhalb der Gränzen der Nothwehr gehalten hatte.

Margarethe folgte dem durch seine Wunden Ermatteten, als er von den Seinigen nach Hause geführt wurde, und verließ den Berg erst, nachdem der Wundarzt erklärt hatte, daß die Verletzung nicht lebensgefährlich sei. Heinrich ging mit den Wachen ab, zähneknirschend und mit einem grimmigen Blicke auf seinen Wohlthäter, der seinem Pflegesohne traurig nachsahe. Hierauf kehrte Widerhold in seine Wohnung zurück; eine Thräne trat in seine Augen, denn er liebte Heinrich, trotz seiner vielfachen Verfehlungen, dennoch von Herzen.

Seit diesem tragischen Auftritte sah man den Kommandanten nur selten in heiterer Stimmung; bange Ahnungen um das künftige Schicksal seines Pflegesohnes erfüllten sein Vaterherz. Der Blick, den Heinrich, als er von den Wachen abgeführt wurde, auf ihn geworfen hatte, ließ ihn nichts Gutes voraussehen; er konnte leicht schließen, daß der Befehl, den er gegeben hatte, den er zu geben genöthigt gewesen war, das heftige Gemüth des Jünglings noch mehr gegen ihn entzünden mußte. Er täuschte sich auch nicht. Wild und mit zerstörter Miene saß

Heinrich in seiner Haft, die ihm auf mehrere Tage zugedacht war. Es war ein Stübchen auf der fürstlichen Burg, zur Seite der Wohnung des Kellers, das geradeaus gegen den See über Radolphzell die Aussicht hatte. Wenn er nun bei der einfachen Kost, die ihm als Gefangenem gereicht wurde, so da saß oder auf seinem Strohlager sich wälzte, wurde sein Gemüth freilich oft im Innersten bewegt, aber zur Erkenntniß seines Vergehens wollte er doch nie gelangen. „Ist das auch Recht von meinem Vater" — beredete er oft sich selbst — „mich gleich einem gemeinen Gefangenen so zu behandeln? Ist das die Liebe, wovon er mir immer so viel vorsagte? Nein, es war Alles nur eitles Geschwätz von ihm, sonst säße ich nicht hier. Er hat mich nie geliebt, darum will auch ich mich jetzt von ihm lossagen." Er trat an das Gitter seines Gefängnisses, und sah da, wie Widerhold gerade aus der Wohnung des Kellers heraustrat, denn er pflegte den kranken Friedrich mehrere Male des Tages zu besuchen. „So, so," — murmelte Heinrich in seinem Kerker für sich hin, „er besucht noch meinen Todfeind, der zärtliche Vater, will sagen Stiefvater, er hilft ihm am Ende gar auch noch zum Besitze seiner Braut. Nein, daraus wird nun und nimmermehr Etwas; bei Gott, sein soll sie nicht werden, und sollte sie ihm auch hundertmal geneigter seyn als mir; entweder will ich zu Grunde gehen, oder Er." Daß dem wirklich so sei, daß Margarethens Neigung zu Friedrich immer entschiedener hervortrete, davon sollte Heinrich sich von seinem

Gefängniſſe aus durch ſeine eigenen Augen überzeugen. Sonſt kam ſie nur an Sonntagen auf den Berg; ſeit Friedrichs Verwundung dagegen ſah er ſie in wenigen Tagen mehr als dreimal in Stockmaiers Hauſe aus- und eingehen — natürlich um den Kranken zu beſuchen. „Das ſoll anders werden," ſprach Heinrich mit höhniſchem Lachen, „du ſollſt noch anderer Meinung werden, Margarethchen, und wenn gleich Herr Widerhold ſelbſt dich mit deinem Buhlen zum Altare führen wollte. Aber zuerſt wollen wir frei ſeyn von der Haft und dann quitt mit dem redlich geſinnten Pflegevater." Dieſe Freiheit kam bald, denn nicht zu lange konnte der betrübte Kommandant den Umgang ſeines Pflegeſohns miſſen. Widerhold kam in eigener Perſon in das Gefängniß, um Heinrich ſeine Freilaſſung anzukündigen und — ihn auf immer zu verlieren.

Mit freundlichem Blicke trat er in das Stübchen. „Du biſt wieder frei, mein Sohn," redete er gleich beim Eintritte Heinrich an, „aber ich hoffe, daß die kurze Zeit, während welcher ich dir Gelegenheit zum Nachdenken über dich ſelbſt gegeben habe, zum Segen für dich geworden ſeyn wird." Heinrich wandte Anfangs ſein Geſicht von dem Kommandanten ab, ohne ein Wort zu ſprechen, dann aber ſagte er mit trotzigem Tone: „ich kann Euch für die angekündigte Freiheit keinen Dank wiſſen, wenn Ihr ſie mir nicht auch völlig gebt." „Wie verſtehſt du das?" fragte Widerhold erſtaunt. „Nun," entgegnete Heinrich, „ich meine, Ihr könntet mir den Laufpaß ganz ertheilen, ich möchte

auch die Welt einmal sehen; hier oben ist mir zu enge geworden, namentlich seit den Tagen, da ich zwischen vier Kerkerwänden schmachten mußte." „Du hattest die empfangene Strafe wohl verdient," sprach Widerhold in etwas strengerem Tone: „du hast jetzt die Freiheit, die ich dir ankündigte, aber auch die Freiheit, wie du sie bezeichnetest, kannst du haben, wenn du darauf bestehst." Heinrich schwieg, denn sein Inneres, obgleich schon ziemlich abgestorben für bessere Gefühle, mochte ihm doch sagen, wie undankbar er gegen seinen Wohlthäter war. „Du willst mich also wirklich verlassen?" — nahm Widerhold in etwas milderem Tone wieder das Wort: „ich halte dich nicht; möge es dich nur niemals gereuen. Du willst, daß ich dich nicht mehr Sohn heiße, ich werde dessen ungeachtet dein Vater bleiben, so lange ich lebe. Der über uns möge dich bewahren, daß du nicht ganz verderbest. Noch Eine Mahnung nimm zum Abschiede aus dem Munde deines Pflegevaters mit, unser Herr und Heiland sprach sie einst gegen einen seiner Jünger aus: „was du thun willst, das thue bald."

Mit gebeugtem Herzen verließ Widerhold seinen ungerathenen und verstockten Pflegesohn, denn wohl ahnete er, daß er ihn lange nicht mehr sehen würde. Zu Hause angelangt, setzte er sich in seinen Lehnstuhl, und sprach die wenigen Worte zu seiner Gattin: „Heinrich verläßt uns auf immer." Frau Hermegard verstand nur zu gut, was er damit andeuten wollte, und fragte nicht weiter nach der Ursache des Kummers,

der jetzt viele Tage lang auf dem Herzen ihres Gemahles laſtete.

Lange blieb Heinrich nach Widerholds Entfernung unbeweglich auf ſeinem Lager, lange ſtritt es in ihm, was er beginnen ſollte. „Bleibe ich, ſo kann ich mich nicht mehr mit Ehren ſehen laſſen, denn ich bin zu ſehr erniedrigt worden von dem, der mir doch der Nächſte iſt.“ Gegen dieſen Gedanken ſträubte ſich ſein Stolz. „Verlaſſe ich dagegen die Burg, ſo habe ich freie Hand in meiner Liebe, denn kein Unberufener redet mir dann zuwider.“ Die Leidenſchaft und der augenblickliche Unwille gegen ſeinen Wohlthäter unterdrückten den Gedanken, daß er der undankbarſte, der verworfenſte Menſch wäre, wenn er das Haus und den Mann, der ſo viel an ihm gethan, ſo viele Liebe an ihm bewieſen, ſo viele Geduld an ihm geübt hatte, auf immer verließe. Wie er ſo noch im Kampfe mit ſich ſelbſt war, blickte er zufällig hinüber an das Haus ſeines Nebenbuhlers und ſahe Margarethen eben herausgehen; das entſchied vollends ſeinen Entſchluß. „Ja, ich will gehen,“ rief er: „um nie mehr die Wohnung meines bevorzugten Feindes anblicken zu müſſen; ich will Anſtalt machen, um derjenigen näher zu kommen, für deren Beſitz ich Alles wage, für die ich Alles zu opfern entſchloſſen bin.“ Er verließ das Gefängniß. Mit geſenktem Haupte, zerſtörtem Antlitze und unſicherem Schritte ging er durch den innern Hof der Feſtung, er paſſirte den Hohlweg und das untere Thor, ohne Jemanden zu grüßen. In der Nähe des Maierhofes, welcher ungefähr auf der halben Höhe

des Berges liegt, erblickte er Margarethen, wie sie schleunig den Berg hinabeilte. Er verdoppelte seine Schritte und erreichte sie noch an dem Orte, wo der große Brunnen fließt. Heinrich stand dem erschrockenen Mädchen gegenüber. „Darf ich euch nicht begleiten, liebenswürdige Margarethe," rief er ihr zu: „Ihr seid ja dießmal doch ohne Begleiter, und wir machen einen und denselben Weg." „Ich danke Euch für Euer Anerbieten, Ihr seid ja doch nicht der rechte Begleiter," mit diesem kurzen Bescheide fertigte ihn die Gefragte ab und ging weiter. „Wen meint Ihr denn?" rief Heinrich ihr nach. „Ich meine den, der noch an seinen Wunden krank daheim liegt, an den Wunden, die Ihr ihm schluget; euern vormaligen Freund meine ich, den Ihr verstoßen und mißhandelt habt, dem bin ich von Herzen gut, und Niemand hat etwas gegen unsre Liebe, auch der Herr Kommandant nicht!" — sie sagte die letzten Worte mit vieler Bedeutung und machte sich eilends davon.

„Ich wünsch' Euch viel Glück zu Eurem Vorhaben!" schrie Heinrich mit einem Blicke voll Grimm der Fliehenden nach, und rannte auf einer andern Seite, wo der Weg vom Brunnen aus gegen Singen und die Aachbrücke sich scheidet, den Berg hinab. Margarethens Worte hatten vollends das letzte lockere Band zerrissen, das ihn noch an seinen Pflegvater knüpfte; es war ihm jetzt so viel als gewiß, daß Widerhold nur aus Vorliebe und besonderer Rücksicht für Friederich ihm das Mädchen habe aus dem Sinne reden wollen. „Ich will mich rächen," sprach

Heinrich, als er auf der Straße gegen Radolphzell stand; „ich will mich rächen an euch Hohentwielern, daß ihr noch an mich denken sollt.“ Er kam in dem Städtchen an, gerade als der Kurfürst von Baiern mit seinen Truppen darin lag und einen neuen Angriff auf Hohentwiel im Plane hatte.

4.

Geraume Zeit war Widerhold von den Angriffen seiner Feinde frei geblieben. Nachdem im Jahre 1641 der hartnäckige Belagerer Hohentwiels, Graf von Sparre, den Ort mit empfindlichem Verluste unverrichteter Dinge hatte verlassen müssen, bezeigten die Oesterreicher keine große Lust mehr, fernere Unternehmungen auf die Festung zu wagen. Der Kurfürst von Baiern wollte es jetzt übernehmen, den letzten Versuch gegen Hohentwiel zu machen. Mit dem Jahre 1644 rüstete er, und zwar meistentheils aus den Mitteln der evangelischen Stände, in Oberschwaben ein Heer zu diesem Zuge aus. Gerade um die Zeit, als Heinrich in Radolphzell ankam, wurden Truppen daselbst geworben. Er trat in die Stube im Gasthause zum Anker und sahe, wie ein kurfürstlicher Werbeoffizier eben einigen jungen Leuten, denen er Handgeld gegeben hatte, tüchtig mit Wein zusprach. „He, junger Mann“ — rief der Werber Heinrichen, der sich in einer Ecke des Zimmers niedergelassen hatte und mißmuthig auf sein Schöpplein hinblickte, zu — „hättet ihr nicht auch Lust, unter des Kurfürsten, meines gnädigsten Herrn, Fähnlein zu treten?“

Heinrich schien kaum auf die Einladung zu hören, als jener sich ihm gleich näherte und das Glas zum Anstoßen darbot. „Nicht so traurig und zurückgezogen, junger Mann," sprach der Offizier in traulichem Tone, „Ihr seyd ja noch so blutjung, wer wird in solchen Jahren schon den Kopf hängen, und dazu noch ein Kriegsmann; ei der Tausend, das soll nicht seyn! Laßt uns anstoßen, junger Freund, es lebe der Soldatenstand!" Heinrich stieß an, aber seine Stimmung dabei war nicht die rechte. Da setzte sich der Werber neben ihn und bald auch die übrigen jungen Leute, die schon geworben waren. Von allen Seiten her erfolgte jetzt Zuspruch zum Trinken. Heinrich trank, und vielleicht mehr, als er sonst zu thun pflegte. Dieß brachte sein ohnehin schon aufgeregtes Gemüth noch mehr in Wallung und unterstützte die Absichten des Werbers auf die erwünschteste Weise. „So ist's recht, Kamerad, das sehe ich gerne, wenn junge Leute lustig und guter Dinge sind; du mußt unser werden, bekommst ein schönes Handgeld und hast ein fideles Leben unter uns; schlag' ein!" Mehr unwillkürlich, als um zu gewähren, bot Heinrich seine Hand hin und wollte sie schon wieder zurückziehen, aber fest hielt sie der Werber. „Ich will kein Handgeld, ich brauche keines!" mit diesen Worten schlug Heinrich ein und ward so des Kurfürsten Soldat. „Das ist mir einmal ein flottes Bürschlein," bemerkte der Werber, „der hat Ambition im Leibe; solcher Leute könnten wir noch viele brauchen. Jetzt gehörst du uns an, Kamerad, aber nun bekommst du einen

andern Rock; die württembergiſche Farbe muß weg, und die baieriſche gilt. Verſtehſt du, es geht gegen das Felſenneſt Hohentwiel, gegen den alten Freybeuter Widerhold; wenn den doch der T..... hätte, dem wollen wir einbrennen, daß ihm gerne beſſer wäre. Nicht wahr, Kameraden, zum Henker mit dem Widerhold dort oben?!" Er hob ſein Glas in die Höhe und ſtieß auf dieſe Verwünſchung mit allen Geworbenen im Kreiſe herum an. Die Reihe kam jetzt auch an Heinrich; ſeine Hand zitterte, ſo daß ihm das Glas beinahe entfiel, denn es war ja ſein Wohlthäter, ſein Vater, auf deſſen Verderben er trinken ſollte. „Morgen werden wir zum Belagerungsheere ſtoßen" — dieß war das letzte Wort des Offiziers an ſeine Neugeworbenen — „drum macht euch bereit, Kameraden!" Spät erſt gingen die Zecher auseinander.

Wie Heinrich die Nacht zubrachte, was für Gedanken und Gefühle beim Erwachen ihn durchdrangen, brauche ich wohl nicht erſt vor das Gemüth meiner Leſer zu führen; es war, wie wenn ein Betrunkener des Morgens erwacht und jetzt erſt über die Handlungen, die er Tags zuvor ohne Bewußtſeyn begangen, nachzudenken beginnt. Wir folgen ihm wieder vor Hohentwiel. Die Belagerung der Feſte durch das baieriſche Heer begann im April 1644 nach langer Rüſtung. Der Kurfürſt ließ von allen Seiten her Schanzen um die Burg aufſchlagen, allein hiebei hatte es auch ſein Verbleiben. Widerhold ſeiner Seits machte, nach Gewohnheit, Ausfälle gegen die

Feinde und entleidete ihnen so nach und nach die Belagerung. Der Kurfürst knüpfte Unterhandlungen an, nur um mit Ehren abziehen zu können; es kam aber vor der Hand zu weiter nichts als zu einem Waffenstillstande.

Während dieser Zeit gab Widerhold den feindlichen Generalen zu Singen ein stattliches Mahl. Bei diesem erschien auch Friedrich Stockmaier, der seitdem zum Oberlieutenant und Adjutanten befördert worden war, an der Seite des Kommandanten von Hohentwiel. Die Herren Generale und der gesammte Offiziersstab kehrten erst gegen Abend von dem Mahle nach Hause zurück. „Das sind doch keine so unrechten Leute, die Württemberger auf Hohentwiel," sagte der Offizier, welcher Heinrich geworben hatte, im Vorbeigehen zu diesem, der eben die Wache vor dem Zelte seines Generals hatte, „und auch den Widerhold wünsch' ich nimmer zum Henker, das ist ein ganz honetter Herr, und sein Adjutant, ich glaube er heißt Stockmaier, hat mir besonders wohl gefallen." Heinrich antwortete lange Nichts auf diese Aeußerung des Offiziers, er schien sie gar nicht vernommen zu haben. Da fuhr Jener fort: „denke di. nur, Kamerad, der Widerhold hat uns sogar zu einer Hochzeit geladen, die in den nächsten Tagen auf Hohentwiel gefeiert werden soll, da dürfen wir doch nicht dabei fehlen." „Wer will denn Hochzeit machen?" — fiel Heinrich ihm hastig ins Wort. — „Wer anders, als der hübsche junge Adjutant, der Stockmaier, und Herr Widerhold selbst wird den Brautführer machen."

„Und wer iſt die Braut?“ rief Heinrich noch begieriger. „Eine Württembergerin, genannt Margarethe, vom Bruderhofe drüben, ſie ſoll ein hübſches, braves Kind ſeyn. Drum iſt auch der Herr Adjutant ſo bald von der Tafel weggeſchlichen, und da liſpelten die Herren gleich, als er fort war, einander in das Ohr: „der iſt gewiß auf den Bruderhof zu ſeinem Liebchen gegangen.“ Der Karabiner zitterte bei dieſer Erzählung in Heinrichs Hand, und ſein Pallaſch klirrte unwillkürlich an ſeiner Seite, denn dieſe Nachricht durchfuhr ihm den ganzen Leib wie ein Fieber. „Was haſt du, Kamerad,“ ſprach erſtaunt der Offizier, „du biſt ja bleich wie der Tod, man muß dich auf der Stelle ablöſen.“ Heinrich wurde von ſeinem Poſten weg und ohne Säumen zu Bette gebracht. Ueber eine Stunde lag er faſt beſinnungslos im Fieberfroſte, dann richtete er ſich ſchnell auf, gürtete ſeinen Pallaſch um, rannte wie ein Wahnſinniger zum Zelte hinaus und über die Nachbrücke, ohne daß ſeine Kameraden ihn zurückhalten konnten.

Bald hatte Heinrich das Wäldchen am Bruderhofe erreicht, er bemerkte Lichter in des Pachters Wohnung und bald darauf fiel ſein Blick auf zwei aus dem Hauſe tretende Perſonen, von denen die eine kleinere eine Laterne in der Hand trug; er erkannte in ihnen Friedrich und Margarethe, die dem Heimkehrenden das Geleite gab. „Nun, da ſind ſie ja,“ rief er voll hölliſcher Schadenfreude, und rannte ſchnell über das Ackerfeld einer Wieſe zu, die ſich am Saume eines, noch in den württembergiſchen

Bann gehörigen Wäldchens hinzog, und worüber Friedrich seinen Weg nehmen mußte. Er hatte das Wäldchen erreicht und harrete lange, auf seinen entblößten Pallasch gestützt, des Kommenden im Gebüsche. Blutig roth schien der Mond auf ihn herab, nur hie und da glänzte ein Sternlein an dem umwölkten Himmel hervor. Dumpf ertönte in seiner Nähe die Stimme des Käuzchens, wie wenn es den Todtengesang einem Sterbenden singen wollte. Müde des langen Wartens setzte Heinrich sich auf einem Eichenstamme nieder, und brütete vor sich hin wie ein Wahnsinniger, der seinen Wahnsinn für guten Sinn hält. Hie und da richtete er seinen Blick empor, und sah dann gegenüber die Feste Hohentwiel in Riesengröße vor sich liegen, vom schwachen Lichte des Mondes beschienen. Da war es ihm, wie wenn dieser Anblick ihn ermahnen sollte, von seiner ruchlosen, schrecklichen That abzustehen. „Unglückseliger durch deine Leidenschaft" — so redete es aus dem Innersten seiner Seele zu ihm — „siehest du nicht dort oben jene Burg? dort hast du deine Jugendjahre verlebt als ein unschuldiger Knabe, dort wandeltest du so oft Arm in Arm an der Seite eines liebenden Freundes; und jetzt lauerst du auf ihn gleich einem Wegelagerer, um ihn wegen eines Mägdleins, auf deren Besitz dir nicht einmal ein Recht zusteht, hinzuopfern? Blicke hin auf diese Feste, du Unglücklicher, dort wohnt dein Wohlthäter, dein Vater, der dich vom Tode rettete; ach! wenn jetzt sein Auge herabblicken könnte und dich fände, wie du da sitzest

voll Mordgedanken, er würde herabeilen von seinem Bergsitze, deinen Arm zurückhalten und dein Herz zur Sanftmuth lenken." Heinrich hörte jedoch nicht auf die gute Stimme in seinem Innern, die Leidenschaft übertäubte sie.

Mittlerweile ließ sich in geringer Ferne ein Gespräch vernehmen; genau konnte man die Worte einer weiblichen Stimme unterscheiden: „gute Nacht! Friedrich." „Zum letzten Male," knirschte Heinrich vor sich hin und zog sich weiter in das Wäldchen zurück. Er sah die Laterne wieder dem Pachtershause sich zuwenden. Margarethe, die ihren Bräutigam bis in die Nähe des schauerlichen Orts begleitet hatte, war bald wieder zu Hause angelangt, und das Licht verschwand. Friedrich stand jetzt auf der Wiese, gegenüber dem Plätzchen, wo Heinrich seine Stellung gefaßt hatte. Keines Argen sich versehend, gieng er, ohne zu eilen, seines Weges weiter; da rief auf einmal eine wohlbekannte Stimme ihm entgegen: „Steh' Elender, und wehre dich deines Lebens!" Es war Heinrich, der, mit grimmigem Blicke auf seinen Nebenbuhler, den Säbel gegen dessen Haupt schwang. Schnell hatte auch Friedrich den seinigen gezogen. Auch dießmal wollte er noch schonend gegen den ehemaligen Freund verfahren, aber je mehr er schonte, desto wüthender fiel Heinrich über ihn her. Wie zwei Feuerflammen glänzten die Pallasche im Mondscheine. Ach! kein liebendes Mädchen erschien dießmal, um die Kämpfenden zu trennen, kein treuer Widerhold trat zwischen sie. Lange schwankte der

Kampf auf gleicher Wage, da unterlag endlich der minder kräftige Friedrich, denn in Heinrich kämpfte der Wahnsinn. Friedrich stürzte in seinem Blute nieder; ein Stoß von Heinrichs Hand hatte sein Herz getroffen. „Gott möge dir vergeben, Heinrich, wie ich dir vergebe! — o meine Margarethe!“ dieß waren seine letzten Worte, ehe er sein Leben zu den Füßen seines Mörders aushauchte. Lange stand Heinrich unbeweglich da, den starren Blick auf den Leichnam seines Freundes gerichtet. „Was soll ich nun beginnen,“ sprach er verzweifelnd bei sich, „ich habe unschuldiges Blut vergossen!“ Heinrich blutete aus mehreren Wunden, aber am heftigsten blutete sein Herz bei dem Anblicke seines entseelten Freundes. Unentschlossen, was er anfangen, ob er stehen bleiben, oder davon rennen sollte, fiel sein Blick auf eine Grube nahe dem Gebüsche; da hinein warf er den Leichnam und bedeckte ihn mit Zweigen und Erde, so daß die Spur nicht leicht zu entdecken war. Nachdem dieß geschehen, verließ er die Stätte des Frevels und wandte sich südwärts dem Gelände am See zu, aber in seinem Innern war es, wie in der Seele Cains, als dieser seinen Bruder erschlagen hatte. Unglückseliger, Wahnsinniger, nur der stille Mond war Zeuge deiner Greuelthat, nur er blickte auf die Stätte, wo deine mörderische Hand den Leichnam deines Freundes dem Auge des Rächers entziehen wollte; der wird den Menschen deine Unthat nicht verkünden, aber dennoch wird die ewige Wahrheit auch an dir in Erfüllung gehen: „Nichts ist so

fein gesponnen, das nicht an das Licht der Sonne käme."

Wir übergehen den Jammer, der auf Hohentwiel entstand, als man lange vergebens die Rückkehr des jungen Stockmaier erwartete. Die Eltern wußten vor Angst und Besorgniß nicht, was sie zuerst beginnen sollten. Widerhold schickte nach allen Seiten aus, um Erkundigungen einzuziehen, doch vergebens. Unbeschreiblich aber war Margarethens Schmerz um den geliebten Jüngling; sie durchsuchte selbst mit ihrem Vater die Waldungen um den Bruderhof, aber nirgends war eine Spur von Friedrich zu finden. Hättest du gewußt, gute Seele, daß, während du so emsig suchtest, dein Fuß auf der Stelle stand, wo der blutige Leichnam deines Bräutigams verscharrt lag! Warum zitterte nicht dein Fuß und gab dir Kunde, daß hier der Gesuchte liege? freilich mit durchbohrtem Herzen und ohne Regung! Doch nein, Gottes väterliche Vorsehung hatte es gut mit dir gemeint, sie wollte dir den Schmerz eines solchen Wiederfindens ersparen!

Heinrichs plötzliches Verschwinden hatte allerdings im feindlichen Lager Aufsehen erregt, allein man war da schon gewohnt, daß manchmal ein Angeworbener seine Fahne wieder verließ, darum spürte man nicht lange nach; auch kam schon im Mai 1644 der Friede zwischen beiden Parteien zu Stande, und so zog die baierische Armee selbst in Kurzem wieder aus der Gegend ab. Wir wollen deßhalb unsern Unglücklichen wieder auf dem eingeschlagenen Wege

aufsuchen. Er war von der Landstraße abgewichen und kam gegen Mitternacht an dem rechten Ufer des Untersees an. Von da verfolgte er seinen Weg immer weiter bis an den Theil des Geländes, welchen man den „Höri“ nennt, längs dessen meistens nur arme Fischer-Wohnplätze lagen. Es war noch sehr frühe am Tage, als er in eine der Hütten eintrat, um hier auszuruhen und sich zu erquicken, denn er war durch seine Wunden in hohem Grade erschöpft. Die Hausmutter öffnete dem Hülfsbedürftigen die Thüre, und liebreich wurde er in der kleinen Wohnung aufgenommen. Obgleich bei dem Eintritte ihres Gastes, dessen Aussehen der Frau in mehr als einer Beziehung auffallend erschien, etwas erstaunt, hieß sie ihn doch gleich freundlich Platz nehmen und versprach, ihm in möglichster Eile ein Frühstück zu bereiten. „Ich bitt' Euch, liebe Mutter,“ sprach Heinrich mit matter Stimme, „gebt mir doch zuvor etwas zum Verbinden meiner Wunden am Arme, sie schmerzen mich allzusehr, ich kann sie nicht länger in diesem Zustande lassen;“ mit diesen Worten schlug er die Aermel an Rock und Hemde zurück. Die Frau holte einige alte Leinwand, um den Arm ihres Gastes damit zu verbinden. Kaum hatte sie sich ihm wieder genähert, kaum Hand an das Werk zu legen begonnen, als sie mit dem Ausrufe: „Jesus Maria, was sehe ich!“ den Verband fallen ließ, auf einen in der Nähe stehenden Stuhl sank und mehrere Minuten sprach- und bewegungslos blieb. Erst nachdem sie vom ersten Schrecken wieder zu sich gekommen war,

raffte ſie ſich wieder auf, trat näher zu Heinrich hin und ſagte mit noch zitternder Stimme, indem ſie mit einem nur ſchwer zu beſchreibenden Blicke ſein Angeſicht betrachtete: „Herr, verzeiht mir meinen plötzlichen Schreck; ihr habt da auf dem Arme ein Muttermal, gerade wie unſer Sohn, den wir als Knaben verloren haben, und als ich Euch genauer ins Geſicht blickte, glaubte ich auch hier auffallende Aehnlichkeit zwiſchen ihm und Euch zu bemerken; o ſagt mir doch, wie heißt Ihr mit dem Taufnamen?“ Heinrich ſagte ſeinen Namen, da ließ das Mütterlein ſeinen Arm los und ſprang der Kammer zu, wo ihr Mann noch ſchlief. „Komm doch,“ rief ſie voll Freude dieſem zu, „komm und ſieh! wir haben unſern Sohn wieder gefunden, unſern Heinrich, den wir ſeit ſo vielen Jahren ſchon verloren glaubten.“ Der Alte kam, umarmte den Jüngling und theilte die herzliche Freude ſeines Weibes über das ſo wunderbare und unvermuthete Wiederſehen ihres Sohnes. Nun mußte Heinrich Alles erzählen, was ihm noch von ſeiner frühen Jugend her erinnerlich war, und es traf Alles ſo zu, daß kein Zweifel mehr möglich war, er ſei wirklich der verloren Geglaubte. Auch ſeine ferneren Schickſale bis zu dem Punkte, wo er vor dem, was er verbrochen, ſelbſt zurückſchaudern mußte, theilte er ſeinen Eltern, halb wahr, halb entſtellt, mit und brach dann, indem er beider Arme ergriff und krampfhaft feſthielt, plötzlich ab mit den Worten: „ja Vater, ja Mutter, ich bin euer Heinrich, euer verlorener Sohn!“

5.

Das dreißigjährige Wehe war endlich von der unglücklichen Menschheit gewichen; das Jahr 1650 kam und mit ihm die goldenen Segnungen des längst ersehnten Friedens. Allmählig kehrte wieder Wohlstand in die Gegenden zurück, wo bis dahin nur Armuth und Mangel geherrscht hatten, Saatfelder blüheten wieder an der Stelle öder Wüsten, der Weinstock bot freudige Hoffnungen dar und verarmte Familien traten nach und nach wieder in ihre frühern glücklichern Verhältnisse ein. So ging es auch Heinrichs Eltern. Aus dem Wohlstande, worin sie zuvor gelebt hatten, waren sie durch den Krieg zur bittersten Armuth herabgesunken, und nur im Drucke dieser hatten sie ihre niedrige Hütte und den Beruf der Fischerei erwählen müssen. Heinrich, ihr wiedergefundener Sohn, unterstützte sie jetzt im Gewerbe; er legte den Soldatenrock ab und ward Fischer. Durch Fleiß und Thätigkeit gelang es ihm, wieder häuslichen Segen unter die Seinigen zu bringen; aber der innere Friede und die wahre Ruhe, der höchste Segen der Menschen, wollte nie in sein Gemüth zurückkehren. Er verdiente manches schöne Stück Geld, und brachte es mit der Zeit dahin, daß seine Eltern den Pachthof, den sie früher aus Noth hatten verlassen müssen, wieder beziehen konnten. Nunmehr widmete sich Heinrich dem Bauernstande; wie er zuvor rüstig den Degen geführt hatte, so lenkte er jetzt die friedliche Pflugschaar

So waren einige Jahre dahin geſchwunden, Heinrich war zum gereiften Manne geworden, ſein leidenſchaftliches Weſen ſchien ſich ſeit jenem Tage, da er den blutigen Leichnam ſeines Freundes vor ſich liegen ſahe, verloren zu haben und ein ſtilles, düſteres Nachdenken war an deſſen Stelle getreten. Aber das Andenken an Margarethen und die Liebe zu ihr war nie aus ſeinem Herzen entſchwunden, obſchon er ſeit langer Zeit Nichts mehr von ihr gehört und erfahren hatte. Ein Zufall brachte ihm ihr Bild wieder lebhaft vor die Seele; ein Zufall mußte die Hand bieten, um zu bewerkſtelligen, was bisher unmöglich geſchienen hatte.

Schon öfter hatte Heinrichs Vater ſeinem Sohne angelegen, es wäre nun wohl an der Zeit, ſich nach einer tüchtigen Hausfrau umzuſehen. Heinrich, deſſen Gemüthsſtimmung durchaus nicht mit ſolchen Vorſchlägen im Einklange ſtand, that jedesmal, als höre er dieſelben gar nicht, und ſuchte die Unterhaltung ſtets auf andere Gegenſtände zu wenden. Da geſchah es eines Tages, daß der Alte, nachdem er den Markt zu Stein am Rheine beſucht hatte, Abends ganz vergnügt und heiter nach Hauſe kam. „Mein lieber Sohn," — begann er zu Heinrich — „ſo lange ich dir ſelbſt die Wahl überlaſſe, kommſt du doch zu keiner Hausfrau, wie wäre es, wenn ich dir zu einem braven Weibe rathen würde? Auf dem Markte traf ich mit einem ehrenwerthen Manne zuſammen, er iſt Pächter auf einem württembergiſchen Hofe bei Singen, der hatte eine Tochter bei ſich, die mir ganz

brav und sittsam däucht, und gewiß eine tüchtige Hausfrau für dich abgeben würde." „Heißt sie nicht Margarethe?" fragte Heinrich, der, überrascht von der Erzählung seines Vaters, derselben dießmal gegen seine sonstige Gewohnheit die strengste Aufmerksamkeit zugewandt hatte. „So viel ich mich entsinne," — sagte der Alte — „nannte sie ihr Vater bei diesem Namen; du scheinst von dem Mädchen schon zu wissen?" Heinrich war ziemlich verlegen. „Nun," fuhr der Alte fort, „wenn dem so wäre, und du sie wirklich schon kenntest, so würde die Sache bald im Reinen seyn; ich habe schon einige Worte gegen den Pächter verlauten lassen und, so viel mir schien, war er meinem Vorschlage eben nicht abgeneigt." „So werbet denn Ihr für mich," entgegnete Heinrich seinem Vater, „was Ihr ersehen habt, mag auch mir in allweg gut dünken." „Ich will's thun," antwortete der Vater, „will mit dem Pächter über die Sache reden, die Werbung bei dem Mädchen magst du dann selbst besorgen."

Von dieser Zeit an kamen die beiden Väter noch einige Male da und dort zusammen, und bald waren sie mit einander über die Verbindung ihrer Kinder einig. Eines Abends — es war im Junius 1656 — als der Pächter des Bruderhofes von einem Markte, wo er wieder mit Heinrichs Vater zusammengetroffen war, nach Hause kam, rief er beim Eintritte in die Stube seiner Tochter entgegen: „Grete, ich habe einen rechtschaffenen Mann für dich gewählt; ich denke, du wirst zufrieden mit mir seyn, denn so kann es mit

dir doch nicht immer bleiben.“ Margarethe dankte ihrem Vater für seine gute Absicht, äußerte aber dabei ganz unverholen den Wunsch, ihr doch den ledigen Stand, der ihr seit dem Verluste ihres ersten Geliebten so lieb geworden, und das fernere Bleiben im elterlichen Hause in stiller Zurückgezogenheit auch ferner gönnen zu wollen. „Schon wieder das alte Brüten und Trauern?“ — bemerkte etwas aufgebracht der Pächter, der die Weigerung seiner Tochter mehr einer Grille, als dem noch nicht erloschenen Schmerze um ihren frühern Geliebten beimaß, — „was soll das seyn? Du bist jetzt zu Jahren gekommen; wenn du noch länger zuwartest, so kannst du am Ende noch sitzen bleiben. Solche Parthieen, wie sich hier eine darbietet, macht man nicht alle Tage; dein Freier ist der Sohn eines rechtschaffenen, wohlhabenden Hofbauern, den ich schon lange kenne, den darfst du mir nicht ausschlagen; in wenigen Tagen wird er selbst mit seinem Vater hier einsprechen und um dich werben.“ „Mein Vater,“ antwortete Margarethe gelassen — „Euer Wille war bisher stets auch mein Wille, so möge es auch jetzt seyn, obgleich mein Herz Euern Wunsch nicht theilen kann; ich will den Mann nehmen, den Ihr für mich gewählt habt, vielleicht daß ich doch zufrieden mit ihm lebe, da der Wunsch der Eltern diese Verbindung schließt und ihr Segen darauf ruhen wird.“

Bald bekam Heinrichs Vater Nachricht, daß man ihn mit seinem Sohne auf dem Bruderhofe erwarte. Beide machten sich an einem schönen Tage dahin auf

den Weg. Seltsame und zweifelerregende Gedanken durchkreuzten Heinrichs Gemüth. „Wird sie mich erkennen und verschmähen? Ach, ich kann es nicht wagen, ihr unter die Augen zu treten.“ Allein die Liebe zu Margarethen, die von Neuem in vollem Maaße bei ihm erwacht war, unterdrückte solche Besorgnisse wieder und ermuthigte ihn zu neuen Hoffnungen. Sie nahmen den Weg nach dem Bruderhofe über Radolphzell und Friedingen. Wie schlug Heinrichs Herz, als er zum ersten Male wieder die majestätischen Zinnen der Feste Hohentwiel aus der Nähe erblickte! „Wie Manches, dachte er, mag sich dort geändert haben, seit ich den Berg verlassen.“ Es war in der That auch so. Seit 1650 waltete der treue Widerhold nicht mehr auf der Burg; er hatte sie als unberührte Jungfrau in die Hände seines Fürsten zurückgegeben und verbrachte jetzt den Abend seines Lebens, in ruhigem Wirken für bürgerliches Wohlergehen, ferne von Hohentwiel in der württembergischen Stadt Kirchheim unter Teck.

Als Heinrich aus dem nahen Walde die Dächer des Bruderhofes freundlich herüberwinken sahe, verdoppelte er seine Schritte; es war ihm, als sollte er fliegen, um die Geliebte seiner Jugend wieder zu sehen und in die Arme zu schließen. Vater und Sohn traten mit einander in das Haus. Heinrich wurde von Niemanden mehr erkannt, selbst von Margarethen nicht. Es war dieß auch kein Wunder, denn als blutjunger Mensch hatte er die Gegend verlassen und als gereifter Mann kehrte er nun wieder in die-

ſelbe zurück. Die zwölf Jahre vom achtzehnten bis zum dreißigſten hatten faſt jede Spur ſeiner frühern Züge verwiſcht.

Margarethe erfuhr aus dem Munde ihres Vaters die Abſicht der beiden Fremden. Als ſie ihren Freier von Perſon betrachtete, koſtete es ſie — wie ſie ſich ſelbſt geſtand — weniger Ueberwindung, ſich dem Willen ihres Vaters zu fügen, als ſie früher befürchtet hatte; denn obgleich Heinrich nur in einfache ländliche Tracht gekleidet war, ſah Margarethe doch beim erſten Anblicke ihres neuen Bräutigams, daß kein ganz gewöhnlicher Menſch vor ihr ſtehe. Das Schmerzliche, ſtille Leidende in ſeinen Zügen mußte Intereſſe erregen, mußte Mitgefühl erwecken in einem Herzen, das ſelbſt ſo lange Zeit mit verborgenem Grame vertraut geweſen war. Heinrich nahm auch gleich in den erſten Stunden ſeines Umganges mit Margarethen wahr, daß ſie ihm durchaus nicht abgeneigt ſei. Sie war, obgleich an Jahren mit ihm vorgerückt, ganz dieſelbe gute Seele geblieben, als die er ſie früher ſtets gekannt hatte. Wie glücklich hätte er ſich jetzt fühlen können, hätte ſeiner Seele nicht das höchſte und wohlthätigſte Gut gefehlt, ein gutes Gewiſſen. So oft er an der Thüre des Hauſes gegen den Hof hin ſtand, und nach dem Wäldchen hinüber blickte, wo ſein Freund unter ſeiner Hand gefallen war, ſtiegen ſchreckliche Bilder vor ſeiner Seele auf, ſein Blick wurde finſter, und nur Margarethens Bild, wenn es dazwiſchen trat, konnte

die trüben Ahnungen, die sein Inneres umzogen, auf Augenblicke von ihm wegscheuchen.

Als die beiden Väter sahen, daß ihre Kinder einander wirklich nicht abhold seyen, beschleunigten sie deren Verbindung so viel als möglich. Nach Verfluß von wenigen Wochen waren Heinrich und Margarethe durch Priesters Hand mit einander getraut. Aber ach! daß diese Verbindung nur so kurze Zeit währen sollte! eine schwere Hand ruhte noch auf dem Haupte dessen, der, was die äußern Verhältnisse betraf, allen Grund gehabt hätte, sich glücklich zu schätzen. Ein schrecklicher Vorbote mahnte Beide an die Trübsal, deren Kelch sie noch bis auf die Hefe zu leeren bestimmt waren.

Ruhig und nichts Böses ahnend, entschlief eines Abends Margarethe an der Seite ihres Gatten. Da trat ein schreckliches Traumbild vor ihre Augen: sie sahe auf einer rasigten Stelle eine blutrothe Blume, sie griff nach derselben, um sie zu pflücken, aber sie war unvermögend es zu thun; sie strengte all' ihre Kräfte an, faßte die Blume unten am Stengel, worauf dieser mit samt der Wurzel wich, aber die Wurzel hatte ihren Boden in einer bluttriefenden Hand, die jetzt sichtbar wurde. Als Margarethe die Hand genauer betrachtete, erblickte sie an einem der Finger einen Ring, den sie einst Friedrichen gegeben hatte. In demselben Augenblicke öffnete sich der Riß im Boden immer mehr und der Leichnam eines Mannes richtete sich empor, in der Brust eine tiefe Wunde, und das Bild war das ihres ermordeten Bräutigams.

Die Geſtalt reichte ihr die Blume, blickte ſie ſtarr an und hielt ihr den Ring entgegen. Sie erwachte, wilde Schreckbilder umgaukelten ihre Phantaſie, bis ſie endlich erſchöpft und ermattet von dem Eindrucke der Erſcheinung, wieder einſchlief. Aber bald trat ein neues, nicht minder fürchterliches Traumgeſicht vor ihre aufgeregten Sinne. Sie ſahe Friedrich und Heinrich gegen einander im Kampfe entbrannt, wie damals zu Hohentwiel, wo ſie beide von einander zu trennen bemüht war, ſah, wie Heinrich ſeinem Gegner den Degen in die Bruſt ſtieß, ihn noch lebend in die Erde graben wollte und dieſer, ſchon halb verſcharrt, jenem mit Kopf und Händen entgegenſtrebte. „Heinrich!“ rief Margarethe noch halb ſchlafend, „o Heinrich, du Mörder meines Bräutigams!“ allein ihr Ruf weckte den neben ihr ruhenden Gatten nicht. Sie entſchlief wieder und als ſie des Morgens erwachte, ſtand der Angſtſchweiß noch in großen Tropfen auf ihrer Stirne. Sie erzählte Heinrich Nichts von Allem, denn ſchon ſeit einigen Tagen hatte ſie, mehr als je, Spuren eines geheimen Grames in ſeinem ganzen Weſen wahrgenommen.

„Margarethe,“ ſagte Heinrich beim Frühſtücke, „ich will heute ins Freie; die Wieſe am Walde iſt noch abzumähen; eine Bewegung wird mir gut thun, mir iſt heute gar nicht recht wohl; Mittags komme ich nicht nach Hauſe, du kannſt mir mein Abendbrod auf das Feld bringen.“ Mit dieſen Worten verließ er das Haus und ging ſeinem Geſchäfte nach. Nach einigen Stunden begab ſich auch Margarethe auf die

Wiese, um nach ihrem Manne zu sehen. „Du bist fleißig gewesen, mein Lieber," sagte sie zu ihm, „wie wäre es, wenn ich dir doch dein Mittagessen herbrächte?" „Ich spüre kein Bedürfniß," entgegnete Heinrich, „vielleicht wird das Abendbrod mir besser schmecken; aber auch dieses will ich erst genießen, wenn die ganze Wiese abgemäht ist, und sollte mich auch der Mond noch bei dem Geschäfte finden." Margarethe entfernte sich und Heinrich fuhr rüstig in seiner Arbeit fort.

Die Sonne ging unter; Margarethe kam mit dem Abendbrode. „Laß mich," sprach Heinrich, „ich esse nicht, bis jenes Stück vollends abgemäht ist." Betrübt über die ihr unerklärliche Stimmung ihres Mannes kehrte Margarethe in das Haus zurück und Heinrich ergriff wieder die Sense, um den kleinen Rest des Grases, welcher noch stand, vollends abzumähen. Der Mond warf seine Strahlen auf das Werkzeug, daß es wie Feuer in dem Grase flammte. Mit einem Male, als Heinrich von Neuem die Sense schwang, blieb diese am Boden hängen, er suchte sie loszureißen, da knarrte es fürchterlich und ein Todtenkopf lag vor seinen Füßen, an dem noch schwarze Haarlocken sichtbar waren. Es war Friedrichs seines erschlagenen Freundes Kopf und dieß die Stelle, wo er selbst vor zwölf Jahren den Stahl in dessen Herz gestoßen hatte. Die Sense entfiel seinen Händen, er sank auf den Boden nieder, ergriff den Schädel, und das Haupt des Lebenden neigte sich hinab auf das todte. Ein kalter Fieberfrost durchrieselte seine Gebeine, starr und unverwandt haftete sein Blick

auf dem Todtenkopfe. Der volle Mond beleuchtete die schreckliche Scene. So fand Margarethe bei ihrer Zurückkunft ihren Gatten: kein Wort entfloh seinen Lippen. Sie knieete neben Heinrich nieder. Seine Hände und Füße waren schon erstarrt wie bei einem Todten. „Heinrich, mein Gatte, was ist dir!?" rief sie ihm in das Ohr, da richtete er seinen Blick empor und hielt noch den Todtenschädel in den Händen. „Ich bin — der Unglückliche — stotterte er, schon sterbend — Friedrichs Mörder — mein Grab neben ihm!" Dieß waren seine letzten Worte, sein Haupt sank zurück und Heinrich verschied in Margarethens Armen. Sein Leichnam wurde auf derselben Stelle begraben, wo man am folgenden Tage noch die Reste Friedrichs fand.

Seit jener Zeit heißt diese Wiese die Heinrichswiese und im Munde der Seebewohner geht noch heute die schreckliche Sage.

V.

Das Uebelmännlein.

— In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsch verflicht, das aus den schwarzen Spalten
Herabnickt und im Wiederschein
Als grünes Feuer blinkt. Mit furchtvermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter steh'n, den Zauber anzuschauen.
Wieland.

1.

An der untersten Bucht des Ueberlinger See's, ungefähr eine Stunde rechts von der Straße, die von Radolphszell nach Stockach führt, blicken, auf schroffen Felsen gelagert, die Ruinen der uralten Burg Bodmann aus dem Schatten dunkler Buchenwälder hervor. Hier wohnte gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts ein wackerer Ritter, Heinrich von Bodmann genannt, ein Held voll jugendlicher Kraft, kaum eingetreten in die ersten Jahre des Mannesalters. Vor wenigen Monden erst hatte er ein jugendliches Weib heimgeführt, an deren Seite er nun die glücklichsten Tage zu verleben hoffte, aber nur zu bald entschwand diese Hoffnung seinen Blicken wieder, als der Ruf von der Noth des Kreuzes in Palästina auch bis in die Burg Bodmann drang und die Kunde kam, wie der

Heldengreis Barbaroſſa ſich an die Spitze der Kreuzfahrer geſtellt habe, um das durch Sultan Saladin den Chriſten entriſſene Jeruſalem wieder zu erobern. Heinrich vernahm zugleich, daß alle Ritter im Höhgau und an den Ufern des Bodenſee's das Kreuz genommen und dem Zuge zu folgen entſchloſſen wären, ja, daß der Ruf für die heilige Sache der Chriſtenheit ſelbſt dem Wehrwolfe von Hohenkrähen das ſonſt ſo felſenharte Herz bewegt habe. Wie hätte nun er, der für einen der Braveſten im ganzen Gaue galt, wenn es darauf ankam, eine edle Sache zu vertheidigen — wie hätte er allein ſich dem allgemeinen Aufgebote entziehen können? Feſten Sinnes trat er vor ſeine junge Hausfrau und kündigte ihr ſeinen frommen Entſchluß an, und obſchon er den Thränen der Bittenden, die erſt ſo kurze Zeit des ehlichen Glückes mit ihm genoſſen, kaum zu widerſtehen, kaum die trüben Ahnungen, die ſein eigenes Herz erfüllten, zu beſchwichtigen vermochte, wußte er doch all die weicheren Gefühle für dießmal zu unterdrücken, denn es war Gottes Sache, es war die Ehre, die ihn mahnte — ein ſtärkerer Ruf als Frauenliebe. „Wenn ich nach Jahresfriſt, an demſelben Tage, an welchem ich von dir ſcheide, nicht wieder kehre, ſo darfſt du meiner nicht mehr harren.“ Dieß waren Heinrichs letzte Worte, bei welchen er den Abſchiedskuß auf die Lippen ſeiner gebeugten Gattin drückte.

Kriegsfrohen Blickes, aber niedergeſchlagen und düſter in der Tiefe ſeines Herzens, ſchloß Heinrich von Bodmann ſich dem Zuge der Höhgauiſchen Ritterſchaft

an. Es war ein ſtattliches Heer von Herren und Knechten, was dieſer einzige Gau ausgeſandt hatte. Allein, ſo viele auch herrlich ausgezogen waren, ſo wenige ſollten — und auch dieſe Wenigen arm und elend genug — die Heimath wieder ſehen. Mehr als 150,000 ſtreitbare Männer, alle mit dem Kreuze bezeichnet, waren unter ihrem wackern Führer, Kaiſer Friedrich dem Erſten von Hohenſtaufen, im Mai 1189 nach Paläſtina aufgebrochen. Glücklich hatte dieſer Kreuzzug begonnen; durch tauſend Fährlichkeiten führte der Heldengreis ſeine Krieger bis an die Gränzen Syriens, aber ſein jäher Tod in den Fluthen des Kalycadnus vereitelte mit einem Male all die ſchönen Hoffnungen der Kreuzfahrer. Des Kaiſers Sohn übernahm jetzt die Führung des Heeres und zog bis vor Antiochien. Aber hier begannen erſt die eigentlichen Leiden der frommen Kämpfer: eine fürchterliche Peſt raffte den größten Theil derſelben dahin und die blutige Belagerung von Ptolemais, wobei die Meiſten der übrig Gebliebenen von dem Schwerte der Saracenen niedergemacht wurden, benahm vollends alle Ausſichten auf die Wiedereroberung Jeruſalems.

Nach ſo vielen Leiden und geſcheiterten Hoffnungen hatte der kleine Reſt der Kreuzfahrer keine andere Wahl mehr, als wieder in die Heimath zurückzukehren, ohne die Stätte geſehen zu haben, wo der Erlöſer das Licht der Welt erblickt, und für die Menſchheit am Kreuze geblutet hatte. Theils in kleinen Schaaren, theils einzeln ſah man jetzt allenthalben ſolche Unglückliche auf dem Wege zur Heimath,

beſonders Krieger aus Deutſchlands Gauen. Halb krank und oft des Nöthigſten ermangelnd zogen ſie einher, das wahre Bild menſchlichen Elends. Unter der Zahl dieſer Unglücklichen befand ſich auch Heinrich von Bodmann. Die Meiſten ſeiner Waffengenoſſen hatte er durch das Schwert der Ungläubigen oder durch das Gift der Krankheit dahin ſterben ſehen: er allein war unter allen Gefahren wohlbehalten, oder — ſo dachte er ſelbſt — für größere Leiden aufgeſpart geblieben. Schon ſeit einigen Tagen hatte er ſich von den wenigen Landsleuten, die mit ihm den Heimweg ſuchten, getrennt; denn, obgleich ſeine Lage der ihrigen ganz gleich war, fühlte er ſtets doppelten Schmerz, wenn er Andere in Jammer und Elend neben ſich erblickte. So zog er eines Tages ganz traurig und mißmuthig durch eine öde, von der Sonnengluth ganz ausgebrannte Gegend. Matt und müde ſchleppte er ſich eine lange Strecke Weges hin, bis er endlich einen einzeln ſtehenden Palmbaum antraf, deſſen weittragendes Schattendach zur erſehnten Ruhe einlud. Heinrichs einzige Habe beſtand noch in einer Kürbisflaſche, die leer an ſeinem Gürtel herabhing; alles Andere hatte er verkaufen müſſen, um ſich die nöthigſten Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen; ſelbſt ſein treues Roß, das ihn zu manchem Streite getragen hatte, war fremdes Eigenthum geworden, ſowie ſeine Rüſtung, und ſein unzertrennlicher Begleiter, ſein gutes Schwert. Die Stelle des letztern mußte ein dicker Knotenſtock vertreten, als Beſchützer gegen etwaige Feinde, die ſolche Gegenden zu beunruhigen pflegten.

Unter trübem Nachdenken über den Wechsel seines Schicksals, wie er früher reich, und jetzt so gar entblößt von allem Nothwendigen war, wie er früher im ritterlichen Schmucke prangte, jetzt kaum noch ein schmutziges Bettlergewand besaß, schlummerte endlich der ermüdete Wanderer ein. Nun aber umgaukelten holde Bilder des Traumes seine Seele. Seine Phantasie trug ihn hinüber an die blühenden Ufer des heimathlichen See's, es däuchte ihm, er wandle an der Hand seiner holden Gattin über die blumenreichen Matten unter seiner väterlichen Burg und höre den Gesang der Vögelein, deren vielstimmige Weisen hell erklangen durch die blüthenreichen Bäume. Doch in diesem süßen Genusse wurde er auf Einmal gestört; es war ihm, als ob eine Hand ihn rüttle, und er erwachte. Zornig erhob unser Ritter seinen Knotenstock, um sich zu rächen an dem, der ihn so unberufen in seinem Traumglücke gestört hatte, da ward sein Arm sanft zurückgehalten und er sah neben sich ein Männlein von ganz kleiner Statur stehen. Das Männlein war anzuschauen wie jener Zwerg Albrich, der, wie die Sagen melden, den gehörnten Siegfried auf allen seinen Abenteuern begleitet hatte: der lange weiße Bart reichte hinab bis zu den winzigen Füßlein und um seinen bunten Rock zog sich ein Ledergürtel, an welchem eine Kürbisflasche hing, fast so groß als des Männleins Kopf selbst war. Mehr überrascht über den seltsamen Anblick, als in Schrecken gesetzt, fuhr Heinrich den Gnomen fast zornig an: „Was hast du für Freude daran, du boshaftes, kleines

Ding, mich Unglücklichen aus meinem ſüßen Wahne zu wecken? Weißt du nicht, daß der Schlaf mit ſeinen Träumen das einzige Glück des Leidenden im Erdenleben iſt?" „Nicht ſo zornig, Herr Ritter," erwiederte das Männlein mit gar lieblicher Stimme: „nicht aus Bosheit, oder um Euch zu gefährden, habe ich Euch geweckt, es geſchah vielmehr aus lauter Sorgfalt, denn leicht hätte Euch, während Ihr ſo ſorglos ſchlieſet, irgend ein Unglück in dieſer unſichern Gegend zuſtoßen können. Freilich, wenn einen ſo ſüße Träume aus der Heimath umgaukeln und man wird ſo unverſehens daraus geſtört, da kann man leicht zornig werden, darum verarge ich Euch Euern Unwillen auch nicht im Mindeſten.

Erſt bei den letzten Worten des Zwerges wurde das Staunen des Ritters rege; jetzt erſt betrachtete er ſeinen kleinen Gaſt etwas genauer und „wer biſt du denn," fragte er ihn, „daß du dieß Alles weißt?" „Es müßte Einer wenig verſtehen," erwiederte das Männlein, „wenn er aus dem ſüßen Blicke, womit Ihr erwachtet, nicht auf große Wonne und Freude, die ihr im Schlafe genoſſen habt, ſchließen könnte, und da Ihr, wie ich ſehe, einer von denen ſeyd, welche den Weg zur Heimath ſuchen, ſo konntet Ihr wohl von nichts Süßerem, als von der Heimath und von dem Wiederſehen der Eurigen, beſonders Eurer holdſeligen und jugendlichen Gemahlin geträumt haben." „Du ſteigerſt meine Neugier, anſtatt ſie zu ſtillen," fiel Heinrich ein, „woher weißt du denn, daß ich eine jugendliche Gemahlin habe?" „Das iſt nicht weit

herzuholen," versetzte der Kleine, „seyd Ihr doch selbst noch ein junger und stattlicher Ritersmann, wenn Euch schon die Pest vor Antiochien und Ptolemais ein wenig hart zugesetzt und Eure Wangen gebleicht hat. Wisset Ihr nicht, vom Mann schließt man auf die Frau, freilich nicht in allen Dingen, z. B. in der Treue, denn die hat nur Ein Mal sich bei den Frauen herrlich erwiesen, nämlich bei Weinsberg, in den Tagen des erlauchten Königes Conrad; seit jener Zeit ist sie ein selten Gut geworden, das überall, wo man es findet, theuer bezahlt wird. Wohl gibt es noch in deutschen Landen manch frommes Weib, aber man hat doch auch neuerdings viele Beispiele, daß solche Treue nur währete, bis der Gemahl von dannen zog. Da heißt es denn gemeiniglich:

Wohl aus den Augen, aus dem Sinn,
Zu Andern fliegt mein Herze hin!

absonderlich, wenn die theuern Eheherrn lange nicht wiederkehren und die versprochene Frist nicht halten." Als das Männlein die letzten Worte sprach, durchfuhr ein schrecklicher Gedanke die Seele Heinrichs. Schmerzlich wurde er an das Versprechen gemahnt, das er seiner Gattin beim Scheiden gethan und bis zur Stunde noch nicht erfüllt hatte, sichtbar erschienen wieder Furchen auf seiner Stirne, die kurz vorher vor der Wonne des gehabten Traumes verschwunden waren, er wandte sich ab von seinem Gefährten und verfiel auf's Neue in trübsinniges Nachdenken. „Was fehlt Euch denn, Herr Ritter?" sprach jetzt tröstend das Männchen, indem es Heinrichs Hand ergriff; „haben Euch meine Worte

ſo ſchnell in Trauer verſetzt, ſo ſollte mir das von Herzen Leid thun. Ich will nicht hoffen, daß Ihr zu der Zahl jener Unglücklichen gehöret, deren Leiden durch düſtere Blicke in die Zukunft noch vermehrt wird, deren Heimkehr in's Vaterland nicht ein Weg zur Freude, ſondern zu Schmerz und Kummer iſt. Was es auch ſei, faſſet Muth, mein Lieber, und wenn trübe Gedanken Euch quälen, laſſet ſie uns verſcheuchen mit einem guten Trunke, der Euch bei Eurer Müdigkeit und bei der brennenden Glut der Sonne gewiß wohl bekommen wird." Mit dieſen Worten nahm der Zwerg ſeine Flaſche von der Seite und reichte ſie dem Ritter hin. „Da trinket, mein Freund, es iſt nichts Schlechtes, was ich Euch biete, kein Muſelmannentrank, ſondern Saft, der aus den Beeren edler Reben quillt, ganz dazu gemacht, Sorgen und Grillen in den Wind zu ſcheuchen."

2.

So wenig der Ritter von Bodmann noch vor wenigen Augenblicken zur Luſtigkeit geſtimmt war, — jetzt, als er die Flaſche erblickte, welche das Männlein ihm mit beiden Händen entgegenhielt, und die wohl gerne halb ſo viel wägen mochte, als der Beſitzer ſelbſt, konnte er ſich nicht erwehren, ein wenig zu lächeln: denn auch im größten Schmerze kann oft ein ſcherzhafter Eindruck eine heitere Stimmung für den Augenblick erzeugen. „Nun, Ihr lachet, Herr Ritter," fuhr der Kleine fort, „daß ich ſo ein großes Trinkgefäß mit mir herum trage; wiſſet, mir geht es damit

wie dem kleinen Roland mit seinem Schwerte: „„ein kleiner Mann, ein großes Pferd, eine kleine Hand, ein großes Schwert““ — und heute habe ich dazu noch guten Vorrath, es ist, wie wenn ich gewußt hätte, daß ich einen Gast bekomme. Ich will Euch einmal Eins vortrinken nach Schwabenbrauch, damit Ihr wegen des Trunkes keine Besorgniß heget.“ Dieß sprechend, that der Kleine einen wackern Zug und hob dem Ritter die Flasche zum zweiten Male entgegen. Nach einigem Sträuben nahm Heinrich das Gefäß und setzte es an den Mund, aber nur um seinen brennenden Durst zu stillen, nicht um sich gütlich zu thun. „Das ist nicht getrunken, wie die Schwaben trinken,“ scherzte der Zwerg, „das ist nur genippt, wie die Jungfrauen in unsern Tagen zu thun pflegen; „„ein großer Krug, ein großer Zug,““ das ist mein Wahlspruch; wenn ich schon nicht groß bin, im Trinken nehme ich es doch mit Manchem auf. Oder schmeckt Euch vielleicht mein Wein nicht, Herr Ritter? Ihr seyd wohl eine andere Sorte gewöhnt, wenn auch nicht bessern, doch heimathlichen, etwa den von den Ufern des Bodensee's: der ist aber nicht meine Liebhaberei; wenige ausgenommen, sind die Seeweine allzumal sogenannte Krätzer, bei denen man, wenn man sie getrunken, auf der Hut seyn muß, daß nicht“ — hier unterbrach der Ritter des Männleins Rede: „wie weißt du denn, daß die Ufer des Bodensee's meine Heimath sind?“ „Das wäre schlecht,“ erwiederte der Kleine, „wenn ich dieß nicht aus Eurer Sprache schließen könnte.“ „Aber,“ fuhr der Ritter neugierig

fort, „wie kommst du zu solcher genauen Ortskenntniß in meinem Vaterlande?“ „Nun,“ entgegnete das Männlein, „ich bin, wie Ihr sehet, schon etwas vorgerückt an Jahren, habe manches Land gesehen und mancherlei Erfahrungen gemacht; warum sollte ich gerade Eure Heimath, die lachenden Ufer des Bodensee's und das wunderschöne Höhgau nicht kennen, wo so viele stattliche Burgen prangen, deren manche so schön im See sich spiegelt, wie die Nellenburg, Bodmann u. A. — doch, was schwatzen wir lange in dieser unwirthbaren Gegend; steht auf und kommt mit mir in meine Wohnung, da können wir bei einem Kruge von Eurem Lieblingsweine baß mit einander plaudern. Vielleicht mundet Euch dann jener besser, als dieser hier aus der Kürbisflasche, auch besitze ich zu Hause eine größere Auswahl.“

Die trauliche Rede des Männchens hatte auf den Ritter einen zu guten Eindruck gemacht, als daß er die Einladung nicht hätte annehmen sollen, zu dem war es allmählig Abend geworden, wo man sich nach einem angestrengten Tagesmarsche wohl nach Ruhe sehnt. Heinrich folgte willig seinem voranschreitenden Führer und obwohl er Anfangs geglaubt hatte, nur wenige Schritte machen zu können, fühlte er sich doch, wie von einer höhern Macht, wunderbar gestärkt auf seinem nunmehrigen Wege. Sie mochten schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt haben, als Heinrich bemerkte, wie die Gegend nach und nach ein ganz verändertes Aussehen gewann; die langweilige Ebene verlor sich allmählig in einen reizenden, zu beiden

Seiten von hohen Felsen begränzten Thalgrund. „Laßt Euch den Weg nicht verdrießen, Herr Ritter,“ begann der Zwerg nach langem Schweigen, „wir sind bald zur Stelle, dort drüben ist meine Wohnung.“ Dabei deutete er auf eine Felsenwand, die sich rechter Hand nicht ferne von unsern Wanderern erhob. Bald waren sie daselbst angelangt; aber, statt daß, wie Heinrich wähnte, etwa ein Felsensteig zu einer hochragenden Burg hinaufführte, öffnete sich unten am Felsen ein kleines Pförtchen, welches den Eingang in eine dunkle Höhle bildete. Hier wurde dem Ritter zum ersten Male unheimlich, denn er merkte an Allem, was er sahe, gar wohl, daß sein gastfreundlicher Führer nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehöre, sondern ein höheres — ob gutes oder böses, das wußte er eben nicht — Wesen seyn müsse. Zögernd blieb er daher an dem Eingange der Höhle stehen. Dem Kleinen entging die Stimmung des Ritters nicht, „ei, ei,“ rief er spöttelnd, „wie stimmt Rittersinn und Verzagtheit zusammen? im Gewühle des Streites fest stehen und dem Tode kühn in's Auge blicken, und dann wieder Furcht hegen, wo so wenig Ursache dazu ist; wie soll sich das reimen!“ „Im Freien, unter Gottes Sonnenlichte,“ erwiederte Heinrich, „habe ich noch nie gezagt, aber im Dunkeln, und bei solchen Umgebungen, da gilt nicht die Mannheit; — indessen, was habe ich denn zu verlieren?“ Mit diesen Worten trat er durch das Pförtchen. Zuerst mußten sie mit Mühe den Weg durch den schmalen Gang suchen. Weniger verlegen war dabei das Männlein; aber der

Ritter von Bodmann war von gar hohem Wuchse und mußte ſich oft bücken; auch war er, der nur gewohnt war, durch hohe Bogenhallen und Gemächer der Burgen zu ſchreiten, noch nie ſolche Wege gegangen.

Lange ſtiegen ſie abwärts, der Gang erweiterte ſich allmälig und es fing nach und nach an heller zu werden. Aber die Helle, welche den Gang erleuchtete, war nicht jene Helle des Tageslichtes, ſondern der Glanz helle leuchtender Metalladern, die von beiden Seiten her die Höhle durchſtrahlten. Nach einiger Zeit gelangten ſie an eine glänzende Pforte, die ſich auf eine ſanfte Berührung des Gnomen alsbald vor ihnen öffnete. Und nun ſtellte ſich dem Ritter ein Anblick dar, den er von ferne nicht geahnet hatte. Sie ſtanden in einem hochgewölbten, hellerleuchteten Saale; Wände, Bodendecken, Tiſche, Stühle, kurz alles Geräthe, was er erblickte, war eitel Cryſtall. Herrliche Teppiche und Polſter, von einer Pracht, wie Heinreich ſie bisher kaum an den Höfen der reichſten Fürſten und Könige geſehen hatte, bedeckten den Boden des weiten Gemaches. „Nun, wie gefällt es Euch hier in meiner Wohnung," fragte der Berggeiſt den erſtaunten Ritter, „nicht wahr, man ſollte nicht glauben, daß man zehn Klafter tief unter der bewohnten Erde ſolche Helle fände? Doch, laßt uns jetzt nach der Mühe eines ſo langen Weges niederſitzen, und einen Trunk thun auf ächte deutſche Art; zu meinem Keller habe ich nicht weit." Auf einen ſanften Fußtritt des Herrn dieſer unterirdiſchen Herrlichkeiten wich der Boden zurück und in wenigen

Augenblicken umgab den auf ein weiches Polster gelagerten Ritter ein ganzes Heer cryſtallener Krüge, angefüllt mit allen Sorten köſtlicher Weine. „Wählet jetzt, edler Herr,“ ſprach nicht ohne Selbſtgefälligkeit das Männlein, „von welchem der Krüge ich Euch kredenzen ſoll. Doch, zuvor will ich Euch mit Eurer Umgebung näher bekannt machen, damit Ihr Euch nicht ſo lange zu beſinnen habt. Die linke Reihe dort enthält Seeweine von der Schweizer Seite, die aber alle nichts taugen, mit einziger Ausnahme des rothen in dem großen Kruge dort. Der ſtammt aus dem Thurgau; Schweizer aber haben ihn nicht gepflanzt, ſondern ein edler Ritter aus Schwabenland, ein ächter Liebhaber von Wein und Minneſang hat ihn gebaut auf den Rebhügeln, die ſein Schloß umgeben, wo vor uralten Zeiten der heilige Eppo eine Zelle oder Haus erbaut hatte, das man nachher Eppishauſen nannte.“ „Es lebe der edle Schwabenritter, mein Landsmann,“ rief jetzt Heinrich von Bodmann aus, dem ein tiefer Zug aus dem großen Kruge die Zunge gelöst hatte und voll Freude ſtimmte der kleine Wirth in den Jubelruf ſeines Gaſtes ein. „Die andern auf dieſer Seite,“ fuhr jetzt das Männlein in ſeiner Belehrung fort, „z. B. der Rheinecker, Steinacher u. A. können Euch nun nimmer ſchmecken, wir wollen daher zu der Reihe rechts, zu Euren eigentlichen Landsleuten, den Weinen von der Schwabenſeite übergehen. Da iſt einer darunter, den goldgelben in dem zweiten Kruge dort mein' ich, den werdet Ihr wohl kennen, er iſt eigentlich nicht mehr

zu den Seeweinen zu zählen, denn er wird im Höhgau gebaut, an der hohen Felsenburg, die man Twiel nennt.“ „Das ist ja mein nächster Nachbar,“ rief Heinrich von Bodmann aus, und griff nach dem Humpen, den ihm das Männlein entgegen hielt. „Ja,“ fuhr er fort, nachdem er das Gefäß bis auf den Grund geleert hatte, „ihr Mönche, die ihr zu Herzog Burkhardts Zeiten eure Behausung auf der stattlichen Feste hattet, ihr wäret gewiß nicht in das niedrige Stein am Rhein herabgewandert, wenn ihr geahnet hättet, daß hundert Jahre später dem Berge solch köstliches Gewächs entsprossen würde. Doch, besser ist's, daß edle Ritter jetzt diesen Rebensaft trinken, als dergleichen faule Bäuche!“

„Aber, Freund Kleinmann, bisher hast du mir mit lauter Weinen aus der Nachbarschaft zugesprochen, und noch mit keinem aus meiner eigentlichen Heimath; den Königswein, meine ich, der um meine Burg Bodmann wächst, den liebe ich vor allen am Meisten.“ „Das Beste kommt erst nach,“ entgegnete der Zwerg. „Mit Nichten,“ rief Heinrich, „sondern man gibt zuerst den guten Wein, dann erst den schlechten, denn gegen das Ende hin unterscheidet man nicht mehr so strenge.“ Kaum hatte der Ritter ausgesprochen, als das Männlein ihm schon einen gefüllten Humpen darreichte. Begierig führte er ihn zum Munde, aber mit saurer Miene warf er denselben gleich wieder von sich. „Dießmal hast du mich recht angeführt, loser Schalk; an deinen Kopf gehörte das Gefäß: das ist ja Sipplinger Essig, bei dem man sich Nachts im Bette

umwenden muß, daß er Einem nicht ein Loch durch den Magen frißt." „Ach, verzeiht, edler Herr," sprach gleichsam abbittend und doch schelmisch zugleich der Zwerg, „ich habe mich geirrt; die Krüge standen so nahe bei einander, daß sie verwechselt wurden. Da hier ist der rechte, der mag Euch den sauern Mund wieder süß machen." Mit diesen Worten füllte er einen neuen Humpen aus einem andern Kruge. Aus seinem Schäumen erkannte Heinrich gleich, daß dieß Wein aus dem Königsgarten war, wo König Karl der Dicke die ersten Reben gepflanzt hatte. Begieriger, als bei allen bisherigen Weinen, faßte der Ritter von Bodmann dießmal den Humpen. „Sei mir willkommen, du königlicher Rebensaft aus meiner Heimath, du bist der erste Tropfen, den ich nach langer Entbehrung wieder koste, du sollst mir schmecken vor allen andern." Mit wenigen Zügen war der Pokal geleert und schon hatte sein kleiner Wirth wieder einen zweiten gefüllt. „Herr Ritter," sprach der Kleine, während er ihm denselben kredenzte, „wenn Euch dieser Wein in meiner Behausung und aus eines so unansehnlichen Mundschenken Hand so herrlich mundet, wie muß er erst in der Heimath schmecken, wenn ihn eine holdselige Gemahlin mit lieblich lächelndem Munde kredenzet." „Was mahnst du mich da an die Heimath, du Knirps," rief unwillig der Ritter, „und an ein holdes Weib, die ich, ach, vielleicht beide auf ewig missen muß!" Mit diesen Worten war Heinrichs Frohsinn, den die Weingeister auf einige Zeit herbeigerufen hatten, auf

einmal verſchwunden und Furchen des Trübſinnes nahmen wieder auf ſeiner Stirne Platz. „Ihr müßt nicht alle Hoffnung fahren laſſen,“ tröſtete ihn das Männlein, „vielleicht ſeid Ihr Eurem Ziele näher, als Ihr ſelbſt glaubt.“ Heinrich: „Nach Jahresfriſt habe ich heimzukehren verſprochen, und dieſe iſt bereits verſtrichen; der Maimond, in welchem ich von ihr, der Theuren, ſchied, iſt ſeit meiner Abreiſe von Hauſe wieder gekehrt und bereits wieder entſchwunden. Wird ſie wohl meiner noch harren?“ Zwerg: „Das iſt eine Frage, die ſich erſt löſen wird, wenn Ihr zur Stelle ſeyn werdet.“ H. „Das iſts gerade, warum ich ſo traurig bin; ein weiter Weg liegt zwiſchen mir und meiner Heimath, welch lange Zeit wird wohl erfordert, ſolchen zurückzulegen.“ Z. „Schneller, als Ihr wähnet, könnt ihr unter gewiſſen Bedingungen wieder zu Hauſe ſeyn, und wenn ihr nur wollt, ſo kann ich, ſo klein ich auch bin, Euch hiezu Rath ſchaffen.“ H. „Da müßteſt du in der That mehr vermögen als andere, ſogar außerordentliche Menſchen; denn daß du unter die letztere Claſſe gehörſt, davon habe ich mich längſt auf das deutlichſte überzeugt.“ Z. „Das hoffe ich auch in der That, doch, ich will mich kurz faſſen: wenn ich Euch bis morgen mit dem Früheſten vor Eure Burg bringe, gewährt Ihr mir dann eine Bitte?“ H. „Wenn du dieß zu thun im Stande biſt, will ich dir erfüllen, was du verlangſt, wenn es nur in meinen Kräften ſteht und mein und der Meinigen Seelenheil nicht betrifft.“ Z. „Nichts von allem dieſem; ich bin kein

böser Geist; — meine Bitte ist ganz einfach und hängt mit dem zusammen, was meines Amtes ist. Ihr habt gesehen, Herr Ritter, daß ich ein Liebhaber von Weinen bin, deren ich auch einen guten Vorrath von allen Sorten besitze. Meinen ganzen Weinvorrath nun verdanke ich einzig und allein dem Nebel; denn was in den Rebbergen aller Länder durch diesen zu Grunde geht, das fällt in meinen Keller; darum nennen mich auch die Leute insgemein das Nebelmännlein, weil ich vom Nebel meinen Unterhalt ziehe. An Seeweinen aber bekomme ich bei Weitem am Wenigsten, weil die Leute dort gewöhnt sind, durch Läuten den Nebel zu vertreiben. Bei den meisten dieser Weine kümmert mich das freilich nicht; aber von Eurem Königsweine möchte ich doch mit Hülfe des mir dienstbaren Nebels mehr erhalten. Wollt ihr mir nun meine Bitte gewähren, und in Eurem Königsgarten nicht mehr läuten lassen, wenn mein Freund Nebel seinen dichten Mantel über denselben ausbreitet, damit auch mir etwas von seinem köstlichen Rebensafte zufällt." „Von Herzen gerne," erwiederte Heinrich von Bodmann; „es soll von nun an sowohl von mir als von meinen Nachkommen, bis auf ewige Zeiten, so gehalten werden wie du wünschest; man soll kein Läuten mehr im Königsgarten hören; aber erfüllen mußt auch du mir, was du verheißen hast, Freund Nebelmännlein! hier mein Ritterwort und Handschlag." „Von mir ein Gleiches," sprach das Männlein, indem es des Ritters kräftigen Handschlag erwiederte; „jetzt laßt uns aber unsern Pact

mit etlichen Humpen Rebenblut verſiegeln, und der erſte werde auf das Wohlſeyn Eures Weibes geleert, die ihr bis morgen wieder ſehen ſollt.“ „Es ſei,“ rief der Ritter von Bodmann; „für das Uebrige laſſe ich dich ſorgen, mein kleiner Freund!“

Von beiden Seiten wurde nun einander wacker zugeſprochen und mancher Humpen mit Königswein geleert. Bei Heinrich äußerte ſich bald die Kraft dieſes edlen Saftes, während das Männlein noch manchmal den Tummler führte. Freund Nebel ſtellte ſich ein und wiegte unſern Ritter in einen ſüßen Schlummer.

3.

„Wo bin ich?“ rief Heinrich von Bodmann, als er des andern Morgens frühe wieder erwachte. Das Cryſtallgemach und das Nebelmännlein waren verſchwunden; — er lag auf einer blumenreichen Wieſe an den Ufern des heimathlichen Sees. Lange ſann er hin und her, ob Alles nicht ein bloßer Traum wäre, allein er ſah nur allzu deutlich, wie die Burg Bodmann ſo lieblich von ihrer Höhe herabſchaute und ſich in den Wellen des Sees ſpiegelte. „Du biſt es, du lange entbehrtes Haus der Heimath,“ rief er voll Wonne aus: „es iſt kein Traumbild!“ und ohne Verzug ſchickte er ſich an, den Felſenſteg zu beſteigen, der ſich ihm nicht ferne zeigte. „Aber, wird ſie mich auch noch erkennen, die Theure, in meiner armſeligen Geſtalt; wird ſie mich nicht verſchmähen, oder hat ſie ſchon einen Andern zu ihrem Herzgeſpielen erwählt?“ Unter ſolchen widerſtreitenden Gedanken ſtieg er den Burgweg hinan.

Kaum hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt, als auf einmal liebliche Töne von Lauten, Harfen und Pfeifen ihm entgegen klangen. Je näher er dem Thore der Burg kam, desto lauter ertönte der Schall des Spieles. „Was bedeutet das Alles?“ fragte Heinrich erstaunt einige Leute, die ihm festlich gekleidet unter dem Thore begegneten. „Kommet und sehet selbst,“ war die Antwort. Er trat ein; Niemand wollte ihn mehr erkennen. Einige Burgleute, welche im Hofe standen, trieben sogar, als sie ihn erblickten, ihr Gespötte mit ihm, indem sie sagten: „was will denn dieser Bettler in seinen Lumpen am heutigen Festtage hier? Der wird große Freude machen unter all den geputzten Herren und Frauen.“ Dieser Spott betrübte den Ritter im Innersten seines Herzens. „Ach, dachte er bei sich, bin ich durch mein Elend meinen eigenen Dienern so unkenntlich geworden, daß sie mich verachten und meiner spotten: welche Aufnahme werde ich erst bei meiner Gemahlin zu gewarten haben! Traurig schritt er durch die Räume der Burg; er war jetzt an den Gemächern angelangt, aus denen der Schall der Lauten, Harfen und Pfeifen kam und wollte eintreten. Da begegneten ihm einige Thürhüter mit barschen Worten: „was willst du hier, armseliger Bettler? solche Leute braucht man heute nicht!“ Dergleichen und andere böse Reden verschwendeten sie an Heinrich, doch dieser ließ sich nicht abschrecken, drang mit Gewalt durch und „kennt ihr mich nicht mehr, ihr Wichte,“ rief er jetzt zornentbrannt den Knechten entgegen, „kennt ihr mich

nicht mehr in meiner armſeligen Geſtalt, mich, der ich euer Herr und Gebieter bin, ſo ſollt ihr es jetzt fühlen!" Mit dieſen Worten ſchwang er rechts und links kräftig ſeinen Knotenſtock und bahnte ſich leicht einen Weg durch die Schaar der Feiglinge. Die meiſten flohen und ſo trat er ungehindert in das wohlbekannte Gemach der Burgfrau.

Traurig ſaß Adelheid von Bodmann in ihrem Kämmerlein, während Alles um ſie herum luſtig und voll ausgelaſſener Freude war. Lange war es ihr gelungen, einen zudringlichen und mächtigen Freier abzuweiſen, indem ſie vorgab, daß die Friſt noch nicht verfloſſen wäre, nach welcher ihr Gemahl wieder zu kehren verheißen hatte. Endlich konnte ſie nicht mehr verhehlen, daß dieſelbe längſt ſchon überſchritten war. Der Freier drang mit Ungeſtümm auf die Erfüllung ſeiner Wünſche, ihre Verwandten ſelbſt redeten ihr mit aller Macht zu, und Adelheid ließ ſich, wiewohl mit heftigem Widerwillen, überreden, weil der Freier, ein mächtiger Ritter des Höhgau, ſich hoch und theuer vermaß, fürchterliche Rache an der Edelfrau von Bodmann und ihrem ganzen Geſchlechte zu nehmen, wenn ſie ihm ihre Hand länger verweigern würde. Heute war der Tag, der über ihr Schickſal entſcheiden ſollte; in wenigen Stunden ſollte ſie dem aufgedrungenen Freiersmanne vor dem Altare die Hand reichen. Darum war ſie ſo traurig; ſie hatte ſchwarze Kleider angelegt, denn dießmal dünkte ihr der Gang zum Brautgemache ein Gang zum Grabe zu ſeyn.

Kaum blickte Adelheid auf vor lauter Betrübniß,

als der Mann in der armſeligen Geſtalt zu ihr hereintrat. Auch Er ſchlug, aus Scham über ſein Ausſehen, die Augen zu Boden. „Woher des Weges?“ fragte endlich nach langem Stillſchweigen die Burgfrau. „Von Paläſtina's Gränze,“ erwiederte der Ritter mit veränderter Stimme. Wie ein heller Lichtſtrahl fielen des Mannes Worte in das von Gram umnachtete Gemüth der Frau. „So werdet ihr mir vielleicht Kunde bringen können,“ fragte ſie, „von Einem, den ich ſchon lange mit heißen Thränen zurückerflehte, von meinem theuren Gemahle, der vor mehr als zwei Jahren ſchon ausgezogen iſt an das Grab des Erlöſers, und von dem ich bisher noch keine Nachricht habe erhalten können, ungeachtet ich überall nach ihm geforſcht und gefragt habe. — Doch, vor Allem bedürft ihr Labung, armer Mann.“ Auf einen Wink der Burgfrau erſchien ein Diener, und brachte einen Becher mit edlem Königsweine gefüllt. Adelheid nahm den Becher und reichte ihn dem Unbekannten. „Mög' Euch die Kunde erfreuen, die ich Euch zu dieſer Stunde bringe,“ ſprach Heinrich, indem er mit zitternder Hand den Pokal ergriff. Während er aber aus dem Labekelch trank, den ihm eine ſo theure Hand gereicht hatte, ſtreifte er unvermerkt einen goldenen Ring vom Finger und ließ ihn in den Grund des Bechers fallen: es war der Ring ehelicher Treue, den ihm ſeine Gemahlin am Tage der Vermählung gegeben und den er bisher, trotz allem Mangel und Entbehrung, als ſein theuerſtes Kleinod

bewahrt hatte. Schweigend gab er, nachdem er getrunken, der Burgfrau den Becher zurück. Kaum erblickte Adelheid das hellfunkelnde Kleinod in der Tiefe des Gefäßes, als sie mit einem Rufe des Erstaunens und der Freude auf den Unbekannten zueilte: „Woher hast du diesen Ring?“ „Der, dem du ihn selbst gegeben, er steht vor dir — — kennst du mich nicht mehr, meine Adelheid, meine theure Gemahlin?“ Mit diesen Worten schlug Heinrich seine wilden Haare zurück und zeigte eine wohlbekannte Narbe. „Ich bedarf kein anderes Zeichen mehr, ja, du bist es wirklich, lange Ersehnter,“ rief Adelheid, und lag in den Armen ihres wiedergefundenen Gemahls.

Eine rauhe Stimme weckte die beiden Glücklichen aus der Wonne des Wiedersehens. Erschreckt blickten sie auf und neben ihnen stand der aufgedrungene Bräutigam, der eben im Begriffe war, die Burgfrau zum Altare abzuholen. „Ha, der Schande, einen Bettler in euren Armen!“ fuhr er Adelheid zornig an, und glutroth rollten seine Augen im Kopfe herum. „Mit nichten,“ sprach diese ganz gelassen, „sondern es ist mein theurer Ehegemahl, den ich wieder gefunden habe“ und hielt dabei ihren Heinrich noch fester umschlungen, der wenig dessen achtete, was um ihn vorging. „Mit dem Schwerte wollte ich deine Frechheit lohnen, elender Bube,“ fuhr der Freier fort, indem er sich zu dem Ritter von Bodmann wandte, „aber dieses ist viel zu gut, um es mit solch unedlem Blute eines hergelaufenen Wichtes zu beflecken.“ Bei den letzten Worten riß sich Heinrich plötzlich aus den

Armen ſeines Weibes und mit einem Blicke, aus dem Hoheit und Adel ſtrahlten, rief er: „reicht mir ein Schwert, wenn ihr ein Ritter ſeid; ich will auch darthun, daß in meinen Adern nicht minder adelig Blut wallt, als in den euren; ich will kämpfen mit Euch um mein Eigenthum; das Recht wird meine Arme ſtärken!“ „Es ſei dir gewährt,“ entgegnete der Freier mit höhnendem Lachen, „laß ſehen, was du vermagſt, du Ritter von der traurigen Geſtalt.“ Auf ſeinen Wink nahete ein Diener und reichte dem Ritter von Bodmann ein blankes Schwert. Vergebens war alles Bitten und Flehen der Burgfrau, um die Beiden von einem ſolch unglückſeligen Streite zurückzuhalten. „Mit Gott, für mein Recht!“ rief Heinrich und fiel mit geſchwungenem Schwerte auf ſeinen Gegner ein. Ein Gleiches that der Freier. Wie zwei Feuerflammen blitzten die Flamberge in den Händen der Kämpfenden. Lange ſchwebte der Kampf auf gleicher Wage, denn beide Gegner ſchienen einander gleich zu ſeyn in der Geſchicklichkeit das Schwert zu führen. Endlich ſiegte die gerechte Sache. Der Ritter von Bodmann führte einen glücklichen Hieb auf des Gegners rechten Arm: entkräftet durch einen hervorquellenden Blutſtrom ließ dieſer ſein Schwert ſinken. „Gott hat gerichtet! Ihr ſeid der rechtmäßige Beſitzer von Adelheids Hand,“ ſprach der Gegner mit ſchwacher Stimme, und ſank in die Arme eines herbeigeeilten Dieners. Mit verſöhnendem Blicke nahete Heinrich dem, ſich von ſeiner Entkräftung bald wieder erholenden Ritter; „möge unſere Feindſchaft zu Ende ſeyn,“ ſprach er und bot

jenem die Rechte zum Frieden dar. „Mein Ehrenwort," entgegnete der Freier, „es soll Friede seyn und ewige Freundschaft zwischen uns" und herzlich erwiederte er den Händedruck des Ritters von Bodmann. Nun naheten Heinrichs sämmtliche Burgleute; einige, die ihn noch nicht gesehen hatten, hocherfreut über seine Ankunft, andere um Verzeihung bittend, weil sie, ihn nicht erkennend, ihm den Eintritt in die Burg zu hindern gesucht hatten. Alle empfing er als milder Gebieter, denn hohe Wonne über die Treue seiner langentbehrten Gattin hatte sein ganzes Herz erfüllt; und nun ward der Tag, welcher erzwungene Hochzeitfreude bringen sollte, geweiht zur Feier der Wiedervereinigung eines glücklichen Ehepaares.

Heinrich von Bodmann gedachte im Stillen oft des guten Nebelmännleins, das allein der Stifter seiner Freude gewesen war, er gedachte seiner bei manchem Zuge aus dem Humpen mit Königswein, während er zur Seite seiner holdseligen Gattin saß. Zwar wurde ihm dieser neckende Wohlthäter von nun an nicht mehr sichtbar, aber hie und da fühlte er die angenehme Nähe desselben, gleichwie alle die fröhlichen Zecher, die vielleicht oft schon, ohne Wissen und Willen, den Einfluß des Nebelmännleins empfunden haben. — Indessen erfüllte der Ritter von Bodmann redlich sein Versprechen. Seit jenen Tagen bis auf diese Zeit wird im Königsgarten zu Schloß Bodmann nicht mehr geläutet, zum Frommen des Nebelmännleins, das hier und dort noch manchmal spucken soll.

VI.

Die Gründung des Klosters Schönthal.

Da verläßet Er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edlen Glieder
Härenes Gewand.

Schiller.

I.

An des Landes Hohenlohe nordwestlicher Gränze, wo der Jartfluß, nachdem er sich eine lange Strecke durch Gebirgsschluchten hindurch gewunden, ein breiteres Bette zu wählen beginnt, und bald darauf ein schönes, offenes Thal voll üppiger Wiesen und Fruchtfelder dem Blicke des Wanderers entgegentritt, steht, nicht ferne vom linken Ufer, auf einer schroffen, doch eben nicht hohen Felsenwand die bekannte und sagenreiche Kapelle, St. Wendelin zum Stein genannt. Hart an dem Felsen klebend, mit dessen Mauerwerk ihr Gestein gleichsam Eine Masse bildet, und fast ganz hinter weitästige Ahornbäume versteckt, wird sie dem Besucher erst dann sichtbar, wann er ihr bereits

gegenüber steht. Noch merkwürdiger aber ist ihre nächste Umgebung; eine innere Pforte führt an der Kapelle aufwärts zu dem Felsen, und nachdem man mehrere Stufen hinan gestiegen, befindet man sich in einer Art Grotte von bedeutendem Umfange. Etwas weiter oben zeigt sich eine kleinere Höhlung, die ganz dazu geeignet scheint, die Wohnung eines Eremiten zu bilden.

Schon seit den ältesten Zeiten wurde diese Kapelle häufig von Pilgrimen besucht; nicht leicht ging ein Wanderer die Straße, ohne den schwankenden Steg, der früher die beiden Ufer des Flusses mit einander verband, zu überschreiten, und an dem zierlich gearbeiteten Altare des Kirchleins eine Stunde der Andacht zu weihen. Selbst edlen Herren hoch zu Rosse däuchte in jenen frommen Zeiten der Weg dahin nicht zu mühevoll; muthig ließen sie ihre Thiere die Strömungen des Flusses durchwaten, denn der Steg, nur für einzelne Wanderer gemacht, war viel zu schwach, um einen Ritter im Eisenkleide auf seinem schweren Rosse zu tragen.

Zwei solcher ritterlichen Pilgrime, der junge Engelhardt von Berlichingen und sein Waffengenosse, Wolfram von Bebenburg, standen an einem der schönsten Maimorgen des Jahres 1149 gegenüber der Kapelle St. Wendelin zum Stein. Beide hatten sich zwei Jahre zuvor dem Kreuzheere angeschlossen, welches damals mit Beginne des Frühlings unter Conrad von Hohenstaufen und dem heiligen Ludwig in das gelobte Land ausgezogen war; wie Brüder, die unter Einem Herzen der Mutter gelegen,

hatten sie alle Mühsale jenes verhängnißvollen Zuges getheilt, hatten Beide den Trug der Griechen, die Hungersnoth in den öden, wasserlosen Gegenden Kleinasiens erfahren, doch waren beide auch dem Verderben, das bei Ikonium 60,000 deutsche Krieger dahin raffte, glücklich entkommen. Aber der heißeste ihrer Wünsche wurde ihnen nach allen diesen Nöthen erfüllt: sie sahen die heilige Stadt Jerusalem und knieeten in brünstiger Andacht an der Stelle, wo der Erlöser der Welt gekreuzigt und begraben worden war. Von da eilten sie kampfbegierig in die Nähe von Damaskus, und waren unter den ersten, die neben ihrem Führer, dem Könige Konrad, stürmend vor ihren Thoren standen. Allein die Stadt wurde nicht gewonnen, denn schon im Angesichte des Sieges stritten die Fürsten über den Besitz des erst zu Erobernden, und mittlerweile eilte ein Entsatzheer herbei, das die Belagerer von ihren Posten zurückdrängte.

Im Herbstmonde des Jahres 1148 segelte Konrad mit dem kleinen Reste seines Heeres von den Küsten des Morgenlandes ab. Im südlichen Italien trennten sich Engelhardt und Wolfram von dem Könige und setzten über die Alpen den Weg in die geliebte Heimath fort. Ungerne wollten sie auch jetzt von einander scheiden, darum folgte der Bebenburger mit Freuden der Einladung seines Waffenbruders, ihn auf seine Stammburg an die lieblichen Ufer der Jart zu begleiten, und dort noch einige Wochen im Genusse der Freundschaft und in der Erinnerung an das

gemeinſchaftlich Verlebte mit ihm zuzubringen. Ein Theil des Frühlings war ſchon vorübergegangen, immer hatte Engelhardt ſeinen Freund noch feſtzuhalten gewußt, aber jetzt war es ihm nicht mehr länger möglich. Wolfram ſchützte die lange Abweſenheit von den geliebten Seinigen vor, von der bejahrten Mutter, die ſeiner mit Sehnſucht und Schmerzen harre, darum mochte ihm der Ritter von Berlichingen nicht mehr zureden, länger zu bleiben.

Als eines Morgens mit dem Früheſten Wolfram aus den Thoren der gaſtlichen Burg reiten wollte, ſtand das Pferd ſeines Freundes geſattelt neben dem ſeinigen, denn Engelhardt war entſchloſſen, ihn zu begleiten, um wenigſtens noch einige Stunden an der Seite des treuen Waffenbruders zu verleben. So ritten ſie thalaufwärts die Heerſtraße, die gen Rothenburg an der Tauber führt, wo in der Nähe das Stammſchloß der Bebenburger liegt, und waren eben gegenüber der Kapelle St. Wendelins angekommen.

„Bis hieher und nicht weiter.“ Mit dieſen Worten wandte ſich Engelhardt zu Wolfram, indem er ſein Roß plötzlich anhielt. „Dort hinüber, mein Bruder, wenn es dir gefällt. Noch niemals bin ich, ſo oft ich auch ſchon dieſes Weges zog, an dem Kirchlein vorbeigegangen, ohne meine Andacht daſelbſt zu verrichten, und auch heute will ich es nicht unterlaſſen.“ In wenigen Augenblicken hatten ſie über den Fluß geſetzt, ſie ſtiegen von ihren Roſſen und ließen dieſe im Grünen waiden. „Wie wohlthuend — fuhr Engelhardt in ſeiner Rede fort —

wie leicht wird Einem beim Eintritte in die heiligen Räume ums Herz, wenn es zuvor auch noch so bange und düſter darin war.“ Mit dieſen Worten trat er zum Altare, kniete an deſſen Stufen nieder und ſprach ein andächtiges Gebet. Wolfram folgte dem Beiſpiele ſeines Freundes. Lange dauerte die Andacht der beiden Jünglinge. Nachdem ſie geendet und ſich wieder erhoben hatten, bemerkte Engelhardt, wie Wolfram gar düſter geſtimmt war und Thränen in ſeinen Augen perlten. Warum ſo trüben Blickes, mein Trauteſter, und gerade jetzt an dieſer heiligen Stätte?“ fragte Engelhardt erſtaunt. „Magſt du dich deſſen wundern, mein Bruder, der du an dieſem Altare Gott danken durfteſt für das Glück, die Deinigen alle geſund und froh wieder gefunden zu haben? — aber ich, ich bin noch fern von meinen Lieben; wer weiß, ob und wie ich ſie wieder ſehe, ob Freude oder Schmerz mein Loos ſein wird, wenn ich über die Brücke meiner väterlichen Burg ſprenge um in ihre Arme zu eilen.“ „Es wird Freude ſeyn und muß es ſeyn, denn es harret dein' zu Hauſe ein treues Liebchen, an deſſen Herzen dir deine Tage wie ein ſchöner Traum dahinſchwinden; ich dagegen, der ſo einſam und allein bleiben muß, wenn du von mir geſchieden biſt, bin ich nicht unglücklich von dem Augenblicke an, da wir aus der Kapelle treten und du, der Einzige, der es redlich mit mir meint und meinem Herzen über Alles theuer geworden iſt, thalaufwärts reiteſt und ich abwärts? Gelt, mein Lieber, ich habe Recht, du gehſt der Freude

eines frohen Wiederſehens entgegen?“ — Bei dieſen Worten ſah Engelhardt ſeinem Freunde forſchend in die Augen. — „Wenn du dich aber gleichwohl täuſchen ſollteſt?“ erwiederte Wolfram — „und ein frohes Herz vermutheſt, wo nur ein von Gram zerriſſenes iſt, von einem Grame, der auch damals nicht beſchwichtigt werden konnte, als ich mit dir auf der heiligen Stelle knieete, wo das Blut des Welterlöſers floß, wo er begraben und auferſtanden iſt? — Glaube mir, es war für mich ein Ruf von oben, als Bernhardt von Clairvaux das Kreuz predigte: auf mich wandte ich das Wort der Tauſende an, die da ausriefen: „Gott will es!“ Ich zog in die Ferne, um den Gegenſtand meiner Schmerzen nicht mehr vor Augen zu haben und vielleicht im Kampfe für die heilige Sache Ruhe zu finden für mein tiefgedrücktes Herz. Hier ſtehe ich vor dir, und noch iſt mein Schmerz derſelbe, wie vor zwei Jahren, als ich zum erſten Male vor dich trat und dir die Hand zum brüderlichen Bunde reichte. Wohl könnteſt du mir zürnen, daß ich dieſen Schmerz bisher in meiner Bruſt verſchloß, es mag dir wehe thun, daß ich ihn auch in der Stunde des Abſchieds noch für mich bewahre; allein ich thue dieß, um die Schmach einer untreuen Seele nicht zu offenbaren und die Erbitterung eines theilnehmenden Freundes nicht gegen ſie zu erwecken.“

„Ich zürne dir nicht, theurer Waffenbruder, und ehre dein zartes Gefühl, ſelbſt gegen Unwürdige; aber, wenn Alles untreu an dir geworden

seyn wird, so steht doch meine Treue gegen dich felsenfest; sie ist fester als Frauenliebe; wir haben ja den Bund unserer Freundschaft auf der heiligsten Stätte des Erdbodens, an Christi Grabe, beschworen: laß uns ihn hier nochmals erneuern an heiliger Stätte." Mit diesen Worten faßte Engelhardt Wolframs Rechte und drückte sie innig an sein Herz. „Ja, entgegnete dieser, ich will ihn halten, den heiligen Schwur, und eben so redlich will ich das Gelübde erfüllen, das ich gethan, als ich fortzog ins heilige Land: wenn ich glücklich wiederkehren würde, von meiner geringen Habe ein Klösterlein zur Ehre Gottes zu stiften. Ja, der Herr hat uns errettet aus so mancherlei Gefahr und Noth, und hat mich wieder in die Heimath geführt, wenn gleich das Herz noch nicht genesen ist." Jetzt trat Wolfram wieder zu dem kleinen Altare, knieete nieder, und Engelhardt neben ihm. Wohl bewegte sich kein Mund, um den feierlichen Schwur ewiger Freundschaft auszusprechen, aber in den Blicken der Betenden war deutlich zu lesen, wie sie Gottes Segen zu ihrem Entschlusse erflehten.

Nach vollendeter Andacht traten die beiden Jünglinge wieder aus der Kapelle und trafen ihre Rosse an, wie diese immer noch vergnügt auf dem üppigen Grasplatze neben einander waideten. „Mein Weg — rief Wolfram seinem Freunde zu — ist der weitere," und setzte schon den einen Fuß in den Stegreif, aber noch hielt Engelhardt seine Rechte fest und ließ sie nicht los, bis dieser sich auf den Sattel geschwungen

hatte. Jetzt schlug Wolfram seinen Helmsturz herab, um die Thränen zu verbergen, die ihm die Trennung von dem treuen Waffenbruder entlockte; er gab dem Rosse die Sporen und ein schmerzliches Lebewohl ertönte noch aus Beider Munde.

Nur mit Mühe konnte Engelhardt sein Roß halten, als Wolfram über den Fluß sprengte; das edle Thier wollte mit Gewalt dem Rosse des Ritters von Bebenburg folgen. Es schäumte in den Zügel, als sein Reiter schon im Sattel saß, setzte ebenfalls in wildem Sprunge über den Fluß, und lange nicht gelang es Engelhardt's kräftigem Arme, es umzulenken, bis Wolfram die Höhe, die in einiger Entfernung hinter den Felsen beginnt, erreicht hatte und dem Gesichte entschwunden war. Jetzt erst trabte es ruhig thalabwärts und trug seinen Herrn sanft zurück in die heimathliche Burg.

2.

Was Wolfram seinem Freunde aus Zartgefühl und schonender Rücksicht für ein weibliches Wesen, das die schändlichste Untreue an ihm begangen hatte, nicht anvertrauen wollte, sollen unsere Leser jetzt erfahren, indem wir einen Blick in dessen frühere Geschichte zurückwerfen.

Als Wolfram kaum erst fünf Jahre alt war, wurde ihm sein Vater, Otto von Bebenburg, einer der wackersten Ritter des Gaues, in welchem die Stadt Rothenburg lag, in Folge eines unglücklichen Sturzes auf der Jagd, durch den Tod entrissen.

Seit diesem verhängnißvollen Tage lebte seine Mutter, die edle Bertha von Seckendorf, in tiefster Zurückgezogenheit von der Welt einsam auf ihrer Burg; der einzige Trost und die einzige Freude in ihrem frühen Wittwenstande war für sie bloß noch ihr Söhnchen Wolfram und die kleine vierjährige Ida von E..., welche Herr Otto, da sie eine vater- und mutterlose Waise war, an Kindesstatt angenommen hatte.

Wie zwei Geschwister wuchsen die beiden Kinder nebeneinander auf; Ida betrachtete ihren Gespielen Wolfram nicht anders, denn als ihren Bruder, und die Frau von Bebenburg als ihre Mutter. Mit sichtbarem Wohlgefallen blickte Frau Bertha auf das innige Verhältniß der Kinder, und schien es auch nicht zu mißbilligen, als mit zunehmenden Jahren ein noch innigeres an die Stelle des geschwisterlichen zu treten schien. Zuvor die beständige Theilnehmerin an Wolframs Spielen, saß Ida, die nun fünfzehnjährige Jungfrau, mehr einsam in ihrem Gemache, aber nichts desto weniger mit dem steten Gedanken an den Geliebten beschäftigt, während dieser sein Roß auf der Ebene herumtummelte oder hinaus in Feld und Wald ritt, aber mehr um seinen Gedanken ungestört nachhängen zu können, als um der Neigung zum Waidwerke zu fröhnen. Es war bereits jenes Gefühl in Wolframs Herz erwacht, wo der Jüngling gerne Gottes freie Natur, vornämlich das Dunkel der Wälder aufsucht, um sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen, dem man so gerne nahe seyn

möchte, und doch wieder nahe zu seyn sich scheut, aus Furcht, er möchte die stillen Gedanken des Herzens belauschen, und sein Auge dem liebeglühenden, verlangenden Blicke begegnen; — jenes Gefühl, wobei die Abgeschiedenheit uns am liebsten ist, damit das geliebte weibliche Wesen nicht das Geheimniß der eigenen Hingebung errathe und Zeuge einer unmännlichen Abhängigkeit werde. Doch, warum sollten es die Liebenden sich selbst, warum Andern länger verhehlen, daß ein süßes Band ihre Seelen umschlinge? Sahe doch die Mutter selbst mit Wohlgefallen auf diese gegenseitige Neigung, schien sie es ja selbst zu wünschen, daß das innigste Bündniß, was Sterbliche schließen können, die Beiden auf Lebenszeit vereinige.

Wie nur bei wenigen Glücklichen, leuchtete geraume Zeit ein freundlicher Stern am Himmel unserer Liebenden. Aber auch bei ihnen sollte sich die traurige Erfahrung bewahrheiten, daß, je beglückter der Anfang, um so verhängnißvoller oft der Fortgang und das Ende sich gestalten. Wer durfte der ungetheiltesten Neigung Ida's gewisser seyn, wer hatte sprechendere Beweise, daß ihr Herz *für ihn nur* schlage, als Wolfram? Ach! nur kurz dauerte der Wahn, in dem er so selig war; durchsichtig wie Glas war die Treue, welche des Fräuleins Mund dem Geliebten in so mancher traulichen Abendstunde gelobt hatte.

Cuno von Seldeneck war einer der Jugendgenossen Wolframs, seine Burg lag nicht ferne von

der Bebenburg; oft machte er, wenn die Jagd, oder sonst eine Veranlassung ihn des Weges führte, Besuche daselbst, und Fräulein Ida, die in der ganzen Gegend als Wolframs Verlobte galt, erschien jedesmal neben Mutter Bertha zur Bewillkommnung des Gastes und kredenzte ihm den Becher mit dem perlenden Tauberweine. Guno war bei seinen wiederholten Besuchen nicht ohne Aufmerksamkeit für die reizende Ida geblieben, und auch diese verglich das höfische Wesen und die mehr als freundlichen Worte des Seldeneckers mit dem geraden und minder biegsamen Charakter Wolframs, sie stellte den hohen und stattlichen Guno mit seinem blonden, wallenden Haare und blauen Augen ihrem, durch äußere Schönheit minder ausgezeichneten Verlobten gegenüber — sie verglich, und fand als eitles Weib, daß Wolfram weit unter Guno von Seldeneck stehe. Eine solche Vergleichung, meinte Ida Anfangs freilich, schade ja ihrer Liebe nicht; Wolfram nahm dennoch die erste Stelle in ihrem Herzen ein, und Guno war ja Wolframs Freund, der Freund ihres Geliebten, warum sollte er nicht auch ihr Freund seyn?

Je öfter Guno und Ida zusammen kamen, desto mehr wuchs die gegenseitige Aufmerksamkeit zwischen ihnen, ohne daß Wolfram es bemerkte, denn sein Herz war keines Mißtrauens fähig, daher kam er nie auf den Gedanken, den Beobachter zu machen. Guno dagegen war ganz der Mann dazu, jene Eitelkeit, wovon ja keines Weibes Seele ganz frei ist, zu nähren; bald begegneten die Beiden einander hinter

Wolframs Rücken mit ſüßen Blicken und Ida, anfänglich nur Einem zugethan, hatte, ehe ſie ſelbſt ſich deſſen recht bewußt war, ihre Neigung bereits zwiſchen Zweien getheilt. Doch, ſo wenig als der Dienſt zweier Herren, kann getheilte Liebe lange dauern: man muß den Einen lieben, den Andern haſſen. Das erſtere ward Guno's von Seldeneck glückliches Loos, und Wolfram, der Auserwählte ihrer Jugend — für ihn ſchlug Ida's Herz mit jedem Tage leiſer, ſo ſehr ſie dieß auch ſich ſelbſt und ihm zu verbergen bemüht war. Geraume Zeit, und um ſo weniger, als Ida's freundliche Reden und Liebkoſungen ſtets dieſelben blieben, konnte Wolfram die, in dem Herzen der Geliebten vorgegangene Veränderung nicht bemerken, obgleich ſeine Mutter ihm da und dort nicht undeutliche Winke gab, den Gegenſtand ſeiner Neigung genauer zu beobachten; — Weiber ſehen ja bekanntlich tiefer in das Herz derer, die ihres Geſchlechtes ſind — aber Wolfram, wollte er nicht, oder war es ihm nun einmal vom Schickſal ſo beſtimmt, achtete keines Winkes, bis eine zufällige Enttäuſchung ihn das Wahre ſeiner Lage auf ſchreckliche Weiſe erkennen ließ.

Eines Tages kehrte er früher, als er ſonſt gewohnt war, von der Jagd zurück, und ritt eben über die Zugbrücke in den Burghof. Gewöhnlich waren Ida und ſeine Mutter die erſten, die ihn bewillkommneten: dießmal hatte ſich Ida nicht eingefunden, und nur Frau Bertha, die ihn ſchon außerhalb, an dem Burggarten, wo ſie einen einſamen Spaziergang gemacht, begrüßt hatte, ging allein an

ſeiner Seite. Haſtig ſchritt Wolfram die Treppe hinauf und ſchlich ſich leiſe bis vor Ida's Gemach, um ſie durch ſeine unvermuthet-frühe Zurückkunft zu überraſchen. Ungeduldig öffnete er die Thüre — kaum traute er ſeinen Augen — er ſah — Ida, und vor ihr auf den Knien lag Cuno von Selbeneck — ihre Rechte hielt die ſeinige feſt und ihr linker Arm war um ſeinen Nacken geſchlungen. Wie vom Blitze gerührt, ſtanden die Beiden, als ſie den Ritter von Bebenburg erblickten.

„Cuno von Selbeneck," — rief Wolfram, ebenfalls ganz außer ſich durch die plötzliche Ueberraſchung — „iſt das Ritterſinn und Freundestreue?" Glut und Todesbläſſe überzogen abwechſelnd ſein Geſicht bei dieſen Worten und ſeine Hand zitterte krampfhaft am Griffe des Schwertes, das er bereits unwillkürlich gefaßt hatte. Ida aber wurde keines Blickes von ihm gewürdigt, ſie war zurückgetreten und hielt beide Hände vor ihr von Scham glühendes Geſicht. Mit geſchränkten Armen ſtellte dagegen Cuno ſich dem Schwerbeleidigten gegenüber, mit einem Blicke, welcher ſich an dem Schmerze, der Wolframs Inneres durchwühlte, ordentlich zu weiden ſchien. Nach einer ziemlich langen Pauſe, während welcher die Zwei einander unverändert mit ſtummer Wuth betrachtet hatten, brach endlich Wolfram das Stillſchweigen, und mit den Worten: „Morgen frühe nach Sonnenaufgang bei den beiden Eichen im Thalgrunde!" verließ er ſchnell das Gemach, nachdem er im Abgehen noch einen weh-

müthigen Blick auf die treulose Geliebte hatte fallen lassen.

Mit Hohnlachen erwiederte der von Selbeneck die Herausforderung seines beleidigten Gegners, gleich als wüßte er zuverläßig, daß er diesem in der Fertigkeit, das Schwert beim Zweikampfe zu führen, unendlich überlegen wäre.

Indessen erfuhr Niemand auf der Burg, Frau Bertha selbst nicht ausgenommen, auch nur das Geringste von dem, was geschehen war. Wolfram verschloß das Ganze als ein Geheimniß in seiner Brust. Nur in seinem Blicke, der so düster war wie noch nie, konnte seine Mutter lesen, daß Etwas vorgefallen seyn müße; allein sie wagte nicht zu forschen, als sie Abends beim Imbiß saßen, warum Ida nicht bei Tische erscheine, eine bange Ahnung sagte ihr, daß sie keine beruhigende Auskunft erhalten würde.

Am andern Morgen, noch ehe die Sonne aufging, verließ Wolfram die Burg und begab sich hinunter in das Thal, an einen Platz, wo zwei Eichen aus Einem Stamme hervorwuchsen. Nicht lange durfte er hier warten, so erschien auch Guno von Selbeneck in glänzender Rüstung. Beide traten einander näher; kaum hatte Wolfram seinen Gegner recht in's Auge gefaßt, als dieser bereits den Stahl über seinem Kopfe schwang. Mit Gewandtheit fing Wolfram den Hieb auf, Guno's Schwert prallte in die Luft, und bald sah dieser, daß ein Mann mit kräftiger Faust ihm gegenüberstehe. Wolfram ließ seinem Gegner Zeit, das Schwert wieder fester zu

faſſen. Guno richtete einen zweiten Hieb gegen Wolframs Haupt, aber zu gleicher Zeit holte dieſer aus und begegnete dem Schwerte ſeines Gegners; beide prallten zuſammen und Gunos Stahl flog in Stücke. Der Kampf war jetzt zu Ende, aber der von Seldeneck wollte nicht abſtehen, er riß den Dolch aus ſeinem Gürtel und ſtürzte damit auf Wolfram los. Aber indem er deſſen Hals durch die Oeffnung, welche ſich zwiſchen Helm und Panzerkragen befindet, zu treffen ſuchte, glitt der Mordſtahl aus; Wolfram faßte ſeinen Feind mit kräftigem Arme, und warf ihn, nachdem er eine Zeit lang mit ihm gerungen, zu Boden, daß Guno's Rüſtung erkrachte, das Helmband riß in Stücke und der Helm rollte weit hinaus. Jetzt zeigte ſich, daß Wolframs Hieb nicht nur Guno's Schwert zerſchlagen, ſondern auch deſſen Helm getroffen und ihm eine nicht unbedeutende Kopfwunde beigebracht hatte. Guno von Seldeneck lag bewußtlos zu Boden und Ströme Blutes quollen aus ſeinem Haupte, er ſah mehr einem Todten als einem Lebenden ähnlich.

Wolfram verließ den Kampfplatz und kehrte auf ſeine Burg zurück, als er aber noch einmal hinter ſich blickte, ſah er, wie der Seldenecker grimmig die Fauſt ballte und hörte ihn nicht undeutlich die Worte: „Rache und Verderben meinem Feinde“ ausſtoßen. Indeſſen ſchien Wolfram dieſe Drohung eben nicht hoch aufzunehmen, auch hörte er ſonſt nicht mehr viel von Guno: die einzige Kunde, die ihm über den Treuloſen zukam, war, daß die erhaltenen Wunden

nicht gefährlich gewesen und er bald wieder genesen wäre. Ungleich drückender aber waren die Leiden des Ritters von der Bebenburg. Seit er sich so schrecklich von Ida, von ihr, die ihm Alles gewesen war, getäuscht sah, nagte ein schwerer Gram an seinem Herzen; er verbarg aus überzarter Schonung ihre Untreue fortwährend vor seiner Mutter, sie blieb also ununterbrochen in der Umgebung der Burgfrau, er sah sie täglich, saß ihr bei Tische gegenüber, sah den Kummer ihres Herzens, welcher dem neuen Buhlen galt; sein männlicher Stolz gebot ihm, die Treulose zu hassen, aber er konnte sie nicht hassen, das Band der Liebe, der ersten feurigsten Liebe, war in seiner Brust noch nicht zerrissen.

Da erging der Ruf zum heiligen Grabe von Kaiser Konrad auch in diese Gegend. Wolfram vernahm ihn mit Freuden und folgte; kein Wort, keine Bitte seiner Mutter, die sich ohne ihren Sohn so einsam, so verlassen fühlte, konnte ihn zurückhalten. Nach wenigen Tagen war er schon gerüstet, und zog hinab in das Jartthal, um sich dort dem Sohne eines Freundes seines seligen Vaters, dem jungen Ritter Engelhardt von Berlichingen anzuschließen, und dann mit diesem zu dem kaiserlichen Heere zu stoßen. Es war ein schmerzlicher Anblick, als Wolfram aus der Burg seiner Väter ritt; in Thränen zerflossen stand Frau Bertha auf dem Söller, sie schien die Trennung von dem geliebten Sohne kaum zu überleben. Auch Ida war in der Stunde der Trennung gegenwärtig; sie schien ihr Unrecht bitter zu bereuen.

Wolfram reichte ihr, gleich nach der Mutter, die Hand zum Abschiede, und ein Blick aus seinem Auge fiel auf sie, so liebevoll, wie in jenen Tagen, als ihre Liebe noch sein ganzes Lebensglück ausmachte. „Mutter" — das war noch das letzte Wort des Scheidenden, — „behalte Ida bei dir und halte sie gleich einer Tochter; bewahre ihr deine Liebe um meinetwillen, denn was du ihr Gutes thust, das thust du mir, deinem Sohne selbst." Jetzt, als Ida die Aeußerungen der seltenen und unauslöschlichsten Liebe Wolframs vernahm, flossen ihre Thränen heftiger, und lange noch folgte ihr Auge dem Scheidenden in die Ferne nach.

3.

Wir kehren nun nach dieser Zwischenerzählung wieder zu der Steinkapelle St. Wendelins im Jarthale zurück, wo wir unsere beiden Ritter verlassen haben. Engelhardt von Berlichingen kam noch bei guter Tageszeit in seiner Burg an, Wolfram dagegen erreichte die seinige erst, als die Sonne ihre Strahlen schon eine gute Weile untergesenkt hatte.

Hart an der Landstraße, wo die Anhöhe, von welcher die Bebenburg majestätisch herabblickt, aufzusteigen beginnt, liegt ein Kirchlein, das schon in den ältesten Zeiten erbaut worden war. Hier befand sich seit lange her das Familienbegräbniß der Bebenburger, und manches schöne Grabmal edler Ritter und Frauen zierte diesen heiligen Ort der Andacht. Unmittelbar daran war die Wohnung des Küsters

angehaut, der den Beruf hatte, der ritterlichen Ruhestätte zu wahren, jeden Morgen und Abend das Glöcklein zum Gebete anzuziehen und dem Pfarrer des nächsten Ortes, der allwöchentlich eine Messe in dem Kirchlein zu lesen hatte, als Sacristan zu dienen. Dieses Aemtlein bekleidete damals, als Wolfram aus dem heiligen Lande zurückkehrte, ein ehrwürdiger Greis, der alte Benedict genannt. Lange Zeit hindurch ein treuer Diener auf Schloß Bebenburg, hatte er den Rest seiner Tage in diesem Berufe zu verleben gewünscht, und war nach dem Tode von Wolframs Vater, dessen unzertrennlicher Begleiter er in allen Fehden und Zügen gewesen, von Frau Bertha hier versorgt worden.

Eben trat Benedict aus seiner Wohnung heraus, um die Abendglocke zu läuten, als er einen stattlichen Ritter mit herabgelassenem Helmgitter vor dem Kirchlein Halt machen und vom Pferde steigen sah. Freundlich ging dieser auf den Alten zu und bot ihm die Hand zum Gruße. Verwundert blickte er den Ritter an, erkennen konnte er ihn nicht, aber die grüßende Stimme schien ihm die eines alten Bekannten zu seyn. „Ei, ei“ — begann Wolfram, als er sah, daß Benedict immer noch nicht über die Person des Fremden mit sich in's Reine kommen konnte — „wenn Alle hier es so machen, wie du, so bin ich ja ein ganzer Fremdling in meiner Heimath und meinem Eigenthume“ — bei diesen Worten drückte er die Hand des Greises noch fester — „kennst du nicht mehr diesen Händedruck, diese Stimme, die

dich schon so oft gegrüßt und deinen Namen ausgesprochen hat?“ Jetzt erst schaute Benedict den Ritter genauer an und, „bei Gott“ rief er plötzlich, „wenn ich nicht gewiß wüßte, daß mein geliebter Junker Wolfram im heiligen Lande sein Grab gefunden, wahrhaftig, ich würde sagen, Ihr wäret es, mein Herr und Gebieter, Ritter Wolfram von der Bebenburg.“ Da vermochte Wolfram sich nicht länger mehr zurückzuhalten, er schlug den Helm[illegible]z in die Höhe, Benedict blickte in das wohlbekannte Angesicht seines Herrn und — fuhr entsetzt zurück. „So sind die Todten wieder auferstanden“, rief er, und bekreuzte sich. „Fürchte dich nicht, guter Alter“, entgegnete ihm mit gewohnter freundlicher Stimme der Ritter, „ich bin nie unter den Todten gewesen, sondern stehe leibhaftig vor dir, ich bin mit Gottes Hülfe dem Schwerte der Ungläubigen und der verheerenden Seuche entkommen, und bin hier, um dem Allmächtigen für meine Rettung und glückliche Heimkehr zu danken und dann hinauf zu eilen auf die Burg meiner Väter.“

Während der alte Benedict immer noch in seinem Erstaunen versunken dastand, trat Wolfram in das Kirchlein, kniete vor dem Altare nieder und verrichtete seine Andacht an dem Orte, der ihm seit seiner frühen Jugend vor andern theuer gewesen war, denn hier ruheten ja die Ahnen seines Hauses seit alten Tagen, hier sein Vater, den er als Kind schon in's Grab hatte senken sehen. Nach vollendetem Gebete erhob er sich wieder, da fiel sein Blick auf

ein neues Grabmal, das ſich neben dem Leichenſteine ſeines Vaters erhob; er trat hinzu und las die Inſchrift — ach, es war das Grab ſeiner Mutter. Stumm und regungslos blieb Wolfram vor dem Grabe ſtehen, Thränen erſtickten die Aeußerungen ſeines Schmerzes. „Alſo auch du, meine geliebte Mutter", rief er aus, nachdem er ſich vom erſten Schrecken wieder etwas erholt hatte, „auch du ruheſt unter dieſem kalten Steine im Schooße der Erde, und ich, der ich mich ſo ſehr geſehnt, dich wieder zu umarmen und deines Alters Stütze zu ſeyn, ſtehe nun einſam und allein da in den öden Mauern meiner väterlichen Burg!"

„Ja, leider" — entgegnete der alte Benedict, „iſt es nur allzuwahr, mein theuerſter Herr, Ihr ſeid einſam und verlaſſen und ein Fremdling in Eurem eigenen, rechtmäßigen Beſitzthume geworden. Kaum ſind es acht Monate, daß man die Leiche Eurer guten Mutter den Schloßberg herunter trug, und Fräulein Ida, ihre Pflegetochter, dem Sarge der Entſchlafenen folgte — — ſie weinte zwar, aber ich glaube kaum, daß ihre Thränen ernſtlich gemeint waren — trägt doch gerade ſie die meiſte Schuld an dem Grame, deſſen Opfer die gute, von Allen auf's Innigſte geliebte Frau geworden iſt." An dieſe letzteren Worte knüpfte der Alte jetzt eine Erzählung voll trauriger Veränderungen und Ereigniſſe an, die ſeit Wolframs Abweſenheit auf Schloß Bebenburg vorgefallen waren. Der Hauptinhalt ſeines Berichtes war ungefähr dieſer:

Nach Wolframs Wegzug in das heilige Land schlich sich der Ritter von Seldeneck von Neuem wieder bei Ida ein, ohne daß die Burgfrau etwas von dem Verhältnisse erfuhr, das die Beiden wieder mit einander angeknüpft hatten. Kurze Zeit nachher verbreitete sich — wahrscheinlich auf Cuno's Anstiften — die Nachricht, daß Wolfram im Kampfe mit den Ungläubigen seinen Tod gefunden habe. Diese Schreckenskunde wirkte so verderblich auf Frau Bertha's Gemüth, daß sie von da an sichtbar dahinwelkte, und auch bald darauf ihrem Schmerz und Kummer über den Verlust des einzigen, geliebten Sohnes unterlag. Durch ihren Tod nun wurde Ida die unumschränkte Besitzerin aller Güter der Herren von Bebenburg, da Jedermann der festen Ueberzeugung war, daß Wolfram nie mehr in die Heimath zurückkehren würde. „Jetzt" — so schloß Benedict seine Erzählung — „sitzt Diejenige, deren Eure gute, selige Mutter sich im Leben so liebevoll angenommen, als Herrin auf der Burg Eurer Väter und vergeudet mit ihrem Buhlen, dem Seldenecker, das schöne Erbe, statt es Euch zu erhalten und Euch ein treues Herz zu bewahren, wie sie es vor Gott und der Welt gelobt hat, die Undankbare! Nein, sie war der Liebe Eurer seligen Mutter, war Eurer Liebe nicht werth, denn sie ist doch an all' dem Unheile Schuld, das seitdem über uns ergangen ist."

Ruhig und scheinbar ganz theilnahmslos hörte Wolfram Benedict's Erzählung an; sein Blick war unverwandt auf das steinerne Grabmal gerichtet; —

war es Gefühlloſigkeit oder Gleichgültigkeit? — mit Nichten, aber es iſt eine Erfahrung, die Unglückliche oft machen; wenn ein heftiger Schmerz unſere Seele trifft, und beſonders, wenn wir Verluſte erleiden, die nicht mehr zu erſetzen ſind, da erfüllt dieſe Eine Empfindung unſer ganzes Inneres ſo ſehr, daß in den erſten Augenblicken kein anderer Eindruck, mag er noch ſo ſtark ſeyn, mehr Raum darin gewinnt. Dieß war auch Wolframs Lage; der Tod ſeiner zärtlich geliebten Mutter war für ihn das bitterſte Gefühl; das Unrecht, das Ida an ihm begangen, konnte ihn jetzt weniger niederdrücken, da es im Grunde nur eine Fortſetzung ihres früheren Benehmens war. „So könnt' ich alſo" — begann er endlich nach langem Schweigen mit wehmüthiger Stimme zu Benedict — „ſo könnt' ich alſo wieder umkehren, dahin, woher ich gekommen bin? ſo wäre es alſo nicht genug, daß ich die Untreue einer heuchleriſchen Seele erfahren mußte, auch aus meinem rechtmäßigen Erbe ſoll ich durch ſie vertrieben werden? O Burg meiner Väter, dir, wohin ich mich in mancher Stunde ſo heiß zurückgeſehnt habe, ſoll ich auf ewig Lebewohl ſagen, ſoll dich einer Buhlerin und einem leichtſinnigen Buben als Beute überlaſſen! Doch nein, dieſe Schande wird Wolfram von Bebenburg nicht auf ſich laden. Gelt, lieber Alter, noch ſind ja meine treuen Diener Konrad, Ruprecht und Wolfgang und vor Allen mein wackerer Burgvogt Oswald am Leben, die werden ihren Herrn und Gebieter wohl noch kennen?" „Ach, wäre das ſo", entgeg-

nete Benedict betrübt, „aber da drüben im Friedhofe, dort, wo das noch hellglänzende Kreuzlein steht, liegt der Burgvogt begraben; er war ja schon hoch bei Jahren, als Ihr in's heilige Land gezogen; der starb gerade noch zu rechter Zeit, um die traurigen Veränderungen auf der Burg nicht mehr mit ansehen zu müssen; hätte er aber das Leben behalten, es wäre Manches nicht geschehen, — und Eure treuen Diener, die hat man aus der Burg weggejagt, weil sie sich nicht nach den Wünschen und dem Willen der neuen Herrin fügen wollten. In mir allein, lieber Junker, seht Ihr noch die ganze Mannschaft Eurer Getreuen, aber sagt mir frei heraus, was ich für Euch zu thun vermag? Daß ich alt und kraftlos bin, das sagen Euch meine Haare, die ja schon damals weiß waren, da Ihr sie noch als kleines Knäblein zerzaustet. Aber gesetzt, daß ich Euch auch mit der Kraft eines jugendlichen Armes dienen, daß ich auch kämpfend Euch zur Seite stehen könnte, was würde das Alles helfen? Ida, die unrechtmäßige Besitzerin Eures Eigenthums, hat einen mächtigen Beistand an dem Ritter von Seldeneck, der wird nicht ferne seyn, um sie zu wahren in ihrem Raube; und außerdem schützen sie ja Mauern und Gräben, die Ihr wohl kennt, — die sind fest und tief und haben schon manchem feindlichen Sturme kräftig widerstanden." „Und dennoch" — entgegnete Wolfram — „will ich heute noch in der Burg meiner Väter seyn; ich werde mich doch vor einem Weibe nicht fürchten!" „Ein einziges Wort noch", rief der Alte,

als Wolfram ſich ſchon anſchickte, weiter zu reiten, „übereilet Euch nicht, vielliebet Junker, denn durch Euch allein werdet Ihr nie zum Zwecke kommen. Man wird Euch allerdings in die Burg einlaſſen, iſt aber der Seldenecker oben, dann iſt es unwiderbringlich um Euch geſchehen.“

Wolfram beachtete die Warnung des Alten nicht, ſondern gab ſeinem Pferde die Sporen und ritt den Burgweg hinan. Schon lange lag die Burg im Dämmerlichte, als er vor der Zugbrücke ankam, doch war das Fallgitter noch nicht herabgelaſſen. Dreimal ſchlug der Ritter mit ſeinem Schwertknaufe an das eiſerne Thor und gleich darauf erklang das Horn des Wächters über demſelben. Nach einiger Zeit hörte er auf der Zinne der Burg reden und glaubte eine männliche und weibliche Stimme unterſcheiden zu können; zugleich gelangte auch die Frage des Wächters herab: „Was iſt Eure Loſung?“ „Für Chriſti Grab“, war Wolframs Antwort. Jetzt trat wieder eine Pauſe ein, während welcher man mehrere Stimmen durcheinander vernahm. Nun fragte der Wächter wieder nach dem Abzeichen des Fremden: „Die rothe Burg mit zwei Thürmen im ſilbernen Felde“. Auf dieſe Antwort hin ſtieg der Wächter vom Thurme herab, um das Thor zu öffnen; ſchon klirrte der Riegel, Wolfram war abgeſtiegen und hielt den Zaum ſeines Pferdes — da hörte er eine leiſe Stimme hinter ſich, er blickte zurück — und vor ihm ſtand der alte Benedict, der ihm im Dunkel des Abends nachgeſchlichen war. „Um Gottes Willen,

vielliebet Junker," — bat er — „setzet den Fuß nicht in die Burg, Euch droht schändlicher Verrath; der Seldenecker ist oben, ich habe seine Stimme gehört." Wolfram dankte dem treuen Diener für die wohlgemeinte Warnung, aber er hielt es für unwürdige Feigheit, jetzt noch umzukehren. Das Thor öffnete sich und er trat ein. Ein unbekannter Diener nahete sich, bewillkommte ihn mit einem gleichgültigen Gruße und nahm ihm das Roß ab. Sonst ließ sich keine lebendige Seele sehen, während er durch den Burghof schritt, Niemand begegnete ihm auf der Treppe — er öffnete das Wohngemach, wo er als Knabe so oft aus- und eingegangen war; aber, wie verändert, wie ganz anders fand er da Alles! Früher stand in der Mitte ein großer Tisch von Eichenholz und der alterthümliche Lehnstuhl, worin schon der Großvater als Kind geschaukelt worden war, sonst waren an der Wand die großen Geweihe von Sechszehnendern befestigt, die der Urgroßvater schon erlegt hatte, und an diesen hingen Schwert und Jagdgeschoß herab. Alles dieß war jetzt verschwunden und statt dessen sah er überall Einrichtungen und Geräthschaften wie in den Wohnungen der Großen des Morgenlandes. Ach! hätte er auch nicht zuvor schon die traurige Kunde von der Mutter Hingang erfahren, er mußte jetzt doch erkennen, daß Andere in seinem Eigenthume hausen, und daß die Wohnung alterthümlicher Einfachheit in einen Sitz der Pracht und Schwelgerei umgewandelt sei.

Unwillig ließ sich Wolfram auf einer der seidenen Ottomannen nieder; er harrte lange, nur leise

Stimmen und Fußtritte in ziemlicher Entfernung konnte er vernehmen. Eine Stunde lange mochte er etwa da gesessen seyn, als ein Diener mit Wein und Brod hereintrat, ihn mit kurzen Worten grüßte und beides auf ein feingearbeitetes Tischlein niedersetzte. „Darf ich Euch nicht Waffen und Rüstung ablegen, Herr Ritter?“ fragte der dienstbare Geist, „Ihr werdet Euch ohne Zweifel doch bald schlafen legen; meine Gebieterin könnet Ihr diesen Abend nimmer sprechen, sintemal es schon sehr spät an der Zeit ist.“ „Sage deiner Gebieterin,“ antwortete Wolfram eben so entschieden, daß zwar der Weg vom Jartthale bis zu dem Stammhause der Ritter von Bebenburg ein sehr weiter und für den, der ihn in Einem Tage zurückgelegt hat, allerdings ermüdend ist; dessen ungeachtet will ich meine Rüstung anbehalten, hab' ich doch schon so manche Nacht im Eisenkleide zugebracht, und sein Schwert legt der Ritter ohnedieß nur da aus der Hand, wo er gewiß weiß, daß er sich unter dem Schutze eines gastfreundlichen Daches befindet.“ Der Diener wünschte gute Nacht und entfernte sich.

Jetzt erst erschien unserem Ritter die Warnung des alten Benedict recht bedeutungsvoll; hatte es wirklich nicht alles Ansehen, als ob ihm hier eine Falle gelegt werden sollte? Niemand war ihm zur Begrüßung entgegen gekommen, der Diener hatte Wehr und Waffen von ihm verlangt, zwei Umstände, die gewiß nicht ohne Absicht geschehen waren. Einem Andern wäre unter solchen Verhältnissen ernstlich bange geworden, allein Wolfram kannte keine Furcht, wenn

nur sein gutes Schwert neben ihm lag. So hielt er sich geraume Zeit aufrecht; Gedanken der verschiedensten Art kreuzten sich in seinem Kopfe und ließen keinen Schlaf in seine Augen kommen.

4.

Eben schlug die Uhr auf dem Schloßthurme die zwölfte Stunde; die Lampe, welche auf dem Tische stand, brannte nur noch schwach, das Oel war fast schon alle geworden. Wolfram hatte sein Schwert aus der Scheide gezogen und neben sich hin gelegt. Aber mit dem Erlöschen des Lichtes schien unsern Ritter auch seine Wachsamkeit verlassen zu wollen; er senkte das Haupt auf die Ottomanne nieder und bald drückte der Schlummer seine Augenlieder zu.

Wir gönnen dem Ermüdeten seine Ruhe; ach! es war ja der erste Schlummer, dessen er nach so langer Entfernung in der Burg seiner Ahnen wieder genoß, und mit ihm schlummerte auch der Schmerz, der seit jenem Augenblicke, da er neben dem Grabmale seiner guten Mutter kniete, nimmer aus seiner Seele gewichen war: schönere Bilder von glücklicher Heimkehr, Bilder, die lindernden Balsam in die bittern Erfahrungen der Wirklichkeit goßen, schwebten jetzt vor seiner entfesselten Phantasie vorüber.

Kaum war Wolfram völlig eingeschlafen, so naheten zarte Tritte dem Gemache, die Thüre öffnete sich leise und eine jugendliche Gestalt trat herein. Sie blieb zuerst unbeweglich am Eingange stehen, betrachtete den Schlafenden eine Weile, dann näherte sie

ſich allmählig und ſah, wie er die beiden Hände vor dem Geſichte hielt. Ida — das iſt die Nachtwandlerin im weißen Kleide, — griff mit zitternder Hand nach Wolframs Schwerte; ſchon hatte ſie es erfaßt, als dieſer, wie wenn er im Schlafe gefühlt hätte, daß ihm ſeine Waffe entwendet würde, eine unwillkürliche Bewegung machte; doch erwachte er nicht, ſondern änderte nur ſeine Lage. Jetzt zeigte ſich ſein Angeſicht, es waren die Züge des einſt ſo blühenden Jünglings, dem Ida in mancher Stunde Liebe und Treue geſchworen hatte; wohl erkannte ſie den einſtigen Geliebten, er war noch derſelbe, — aber das Roth ſeiner Wangen war verſchwunden, und Furchen, die der Kummer eingegraben, lagen auf ſeiner Stirne. Da legte Ida das Schwert wieder aus der Hand und ſah den Schlafenden an; ſie vergaß, was ſie thun wollte, Thränen füllten ihre Augen; lieber hätte ſie anſtatt des Schwertes ſeine Hand ergriffen und an ihr Herz gedrückt. Sie kniete vor der Ottomanne nieder, ſchon will ſie den geliebten Schläfer wecken und ihn reumüthig um Verzeihung anflehen, daß ſie unter dem Einfluſſe des Verführers ſo tief geſunken ſei, Untreue und Undank gegen ihn und die gute Pflegemutter geübt und es ſogar über das Herz gebracht habe, ihm, dem Schlafenden, ſein Schwert zu entwenden, um ihn wehrlos der Rache ſeines Todfeindes zu überantworten. Schon hatte ſie die Hand nach Wolfram ausgeſtreckt, um die ſeinige zu ergreifen, da hörte ſie leiſe Tritte hinter ſich; ſie wandte ſich um und ſah Cuno von Seldeneck mit rachgierigem

Blicke unter der Thüre stehen. Wohlbekannt mit dem Winke des wildrollenden Auges, erhob sich Ida, faßte noch einmal das Schwert und eilte, indem sie dasselbe in der zitternden Hand trug, von dem Lager des Schlafenden hinweg. Der Seldenecker empfing die Waffe aus Ida's Hand und nun verschwanden Beide unter der Thüre.

Unterdessen schlief Wolfram ohne Unterbrechung fort; schon graute der Morgen und der Wächter auf der Zinne verkündete den anbrechenden Tag, da kamen festere Schritte über die Hausflur, das Gemach öffnete sich und eine vermummte Mannsgestalt trat herein. Wohl verhüllte eine Larve die Gesichtszüge des Wandlers, aber wir kennen die hohe, schlanke Gestalt und den aufrechten, trotzigen Gang, wenn wir gleich das racheglühende Auge nicht erschauen. Eine kurze Waffe blinkte unter dem weiten Mantel hervor, der Mann schlich leise zu Wolframs Lager hin, lauschte eine Zeit lang, und als er sah, daß jener fest schlief, zog er den Mordstahl unter dem Gewande hervor und stieß ihn gegen die Brust des Schlafenden. Aber die Spitze des Dolches brach an dem Brustpanzer ab, den Wolfram im Schlafe weder gelüftet noch von sich geschnallt hatte, und in demselben Augenblicke drang ein lauter Schrei in des Mörders Ohren; es war Ida, die ihm nachgeschlichen war, um ihn an der Ausführung seines teuflischen Vorhabens, das sie wohl geahnt hatte, zu verhindern.

Durch den erhaltenen Stoß war Wolfram plötzlich aus dem Schlaf aufgefahren; er sah den

Seldenecker, wuthſchnaubend über das Mißlingen des Meuchelmordes, vor ſich ſtehen, wollte ſein Schwert faſſen, aber — es war nirgends zu finden. Blitzſchnell raffte er ſich auf, vergebens ſuchte er nach einer Waffe, nur ſeinen Helm, den er vor dem Schlafen abgelegt hatte, fand er; gewichtig ſchleuderte er dieſen gegen Guno, der ſich nach der Thüre flüchtete und Ida am Arme mit ſich fortriß. Der Helmwurf verfehlte jedoch den Böſewicht, und ehe Wolfram vom Lager ſprang, hatte der von Seldeneck ſchon die Thüre zugeworfen und unter teufliſchem Hohngelächter feſt verriegelt. Umſonſt raste und wüthete der Eingeſchloſſene gegen die Thüre, umſonſt zerſchlägt ſich ſeine Fauſt an ihren ſchweren, eichenen Dielen; jetzt will er durch die Fenſteröffnungen einen Ausweg ſuchen, aber die dichten Eiſenſtäbe ſpotten ſeiner angeſtrengteſten Kraft; ſeine Wuth und Erbitterung erreicht den höchſten Grad, fruchtlos hat er alle Mittel zur Rettung verſucht. Erſchöpft von der außerordentlichen Anſtrengung, ſinkt der Ritter auf ſein Lager zurück, ſein Zorn über die im Finſtern ſchleichende Bosheit geht in ſtillen Schmerz über; Thränen entrollen ſeinen Wangen, nicht über den, der ſich einſt ſeinen Freund nannte und jetzt ſein Mörder werden ſollte, ſondern über Ida, die er an der Seite des Verruchten erblickt hatte, um im Bunde mit Jenem ihn ebenfalls zu verderben.

Wir übergehen die ſchreckliche Scene, wie Guno von Seldeneck mit Ida verfuhr, die ihm zuerſt hülfreiche Hand gegen Wolfram geboten hatte und nun,

von Reue gepeinigt, Urſache war, daß er ſeine teufliſche Abſicht nicht zu Ende bringen konnte. Wie er zuvor Liebe gegen ſie geheuchelt hatte, eben ſo trat er ihr jetzt mit dem gehäſſigſten Ingrimme entgegen. Von dieſem Tage an bekam das Fräulein ihren Tyrannen nicht mehr zu ſehen, auch ſie ward in ein einſames, abgelegenes Gemach verſchloſſen, denn der Seldeneck, der ſie bei dieſer Gelegenheit als eine Rückfällige kennen gelernt hatte, befürchtete nicht ohne Grund, daß ſie Allem aufbieten würde, um dem frühern Geliebten den Weg zur Rettung zu eröffnen. So ſollte alſo Ida ſchon jetzt die Strafe für ihren Leichtſinn büßen, denn es haßte ſie ja Der, um deſſentwillen ſie einem edlen, treuen Herzen ihre Schwüre gebrochen, durch den ſie ſich zum ſchrecklichſten Undanke, ja ſelbſt zur Genoſſenſchaft am Meuchelmorde hatte verleiten laſſen. Wie ſchmerzlich, ach! bereute ſie nun ihr Unrecht, aber noch weit ſchwerer belaſtete es ihr Herz, daß ihr jetzt alle Mittel und Wege genommen waren, dem armen Gefangenen Hülfe und Rettung zu verſchaffen. Allein gleichwohl erſchien dieſe bald, und zwar von einer Seite, von woher weder ſie noch Wolfram ſelbſt es vermuthen konnten.

3.

Schon waren es drei Tage, daß Wolfram ſich in der Gewalt ſeines Feindes befand, — Brod und Waſſer, die einzigen Nahrungsmittel, die man ihm gereicht, waren faſt ſchon zu Ende gegangen und Niemand nahete, um nur die geringſte Labſal zu

bringen — es hatte allen Anschein, als ob der Seldenecker sich seinen Nebenbuhler auf die leichteste Weise vom Halse schaffen wolle, indem er ihn dem Hungertode preiszugeben beschloß. Eben hatte sich der Gefangene von seinem Lager erhoben und blickte hinab in das Thal, von wo das Kirchlein ihm so freundlich entgegen schaute, als wollte es ihm sagen: „Hier, in meinen stillen Mauern, wo kein Schmerz der Erde, keine Bosheit der Menschen uns mehr erreicht, läßt es sich sanft ruhen“: da drang mit Einem Male ein gellender Ton vom Schloßthurme herab zu seinem Ohre und weckte ihn aus seinen Gedanken auf. Der Wächter hatte in das Horn gestoßen und aus der Wiederholung des Rufes konnte man schließen, daß der Burg Gefahr drohe. Bald darauf rasselte das Fallgitter am Thore nieder und nun war kein Zweifel mehr, daß Feinde in der Nähe seien. Laute Tritte und Stimmen von Männern tönten durch die Gänge der Burg, man hörte den Klang von Schwertern und Schildern, die aus den Hallen getragen wurden. Da stieg nach mancher Stunde des Schmerzens wieder ein Hoffnungsstrahl in Wolframs Seele auf; — vielleicht sind es seine Freunde von nahe und ferne, die zu seiner Rettung kommen; aber wer hatte ihnen Kunde von seiner Heimkehr gegeben, wer sie benachrichtet, daß er in die Gewalt des Seldeneckers gerathen sey?

Die Hoffnung unseres Gefangenen wurde indessen zur Wirklichkeit. Er sah von seinem Fenster aus einen reisigen Zug die Burgstraße heraufkommen; lauter

bekannte Wappen entfalteten sich auf den Fähnlein. Voran zog Kunz von Seckendorf, Wolframs naher Vetter von mütterlicher Seite; — wie das grüne Oelblatt einst Noahs Herz nach den Tagen des Jammers erfreut hatte, ebenso winkten die drei glänzenden Lindenblätter in dem Wappen des Seckendorfers Hoffnung dem trauernden Gefangenen entgegen; — neben diesem der Ritter von Bielried; weiß wie der Schnee strahlte der Schwan auf der goldenen Helmzier seines Wappens, ein Bild der Sittenreinheit und Tugend dessen, der ihn zum Zeichen erwählt hatte; hinter beiden ritt Otto von Rammingen mit dem schwarzen Raben im Schilde, der dem Seldenecker Rache und Verderben weissagte, und Wartmann von Rustenberg, dessen silberner Hahn im rothen Felde mit dem Frühesten zur Wache gerufen hatte. Nicht minder furchtbar wehte Luitpold's von Kressenstein Fähnlein mit dem aufgerichteten Schwerte im schwarzen Felde dem Ruchlosen entgegen, der sich nicht gescheut hatte, aller Ehre des Ritterthums zum Hohne, im Dunkel der Nacht der Mörder seines ehemaligen Freundes zu werden. Schon sind all die unheilbringenden Fähnlein mit ihren bedeutungsvollen Wappenzeichen vor der Burg angelangt, aber in einiger Entfernung sieht Wolfram noch eine weitere Schaar mit schweißbedeckten Rossen in hastiger Eile folgen: einer der beiden Führer schwingt mit kräftigem Arme den blanken Schild, worauf drei rothe Muscheln im silbernen Felde glänzen — es ist Ludwig von Eyb, seine Burg liegt entfernter von der Bebenburg als die der Uebrigen;

gleichwohl ist er nicht zurückgeblieben, nachdem er von Wolframs Heimkehr und Unfall Kunde erhalten hatte. Der Andere aber saß mit gesenktem Haupte auf dem Rosse; noch hatte er das Fähnlein nicht aufgerollt, und sein Schild hing am Sattel herab, daß man das Zeichen nicht erkennen konnte. Wie sie aber jetzt an dem Kirchlein angekommen waren, ließ er das Fähnlein hoch flattern und hob, wie zum Gruße, den Schild empor, so daß das Rad mit den silbernen Speichen dem Gefangenen entgegen blinkte. „Er ist es“ — rief Wolfram entzückt aus — „der treue Freund und Waffengefährte aus dem Jartthale; so bist also auch du, der Fernste von Allen, zu meiner Rettung herbeigeeilt! wohl Jedem, der solcher Freunde sich rühmen kann; wohl mir, wie reich bin ich mit Einem Male mitten in meinem Unglücke geworden!“

Nicht lange blieben die Schaaren unthätig vor der Burg stehen. Ein alter Mann mit schneeweißen Haaren trat aus ihrer Mitte hervor — es war derselbe, der vor wenigen Tagen den Ritter von Bebenburg vor der ihm drohenden Gefahr gewarnt hatte, und, als er seine Mahnung fruchtlos und seine Befürchtungen verwirklicht sah, in eigener Person die Kunde von seines Herrn Unfall von Burg zu Burg trug, alle Ritter der Nachbarschaft ihrer Treue gemahnte und zur Rettung herbeirief. Es war der alte Benedict, des Hauses treuer Diener, der jetzt auch die Stelle des Herolds vertrat, und an Cuno von Seldeneck, der sich auf dem Thore der Burg zeigte,

im Namen sämmtlicher Ritter die ernste Aufforderung richtete, den gefangenen Wolfram urplötzlich frei zu geben und ihm das Besitzthum seiner Väter unbedingt wieder einzuräumen, widrigenfalls schwere Rache an ihm und den Seinigen genommen werden sollte. Guno versuchte zuerst, sich hinter Ausflüchte aller Art zu verstecken, er schalt den Alten einen Narren, der von ihm die Freilassung eines angeblich Gefangenen begehre, der doch längst schon im heiligen Lande den Tod unter den Schwertern der Saracenen gefunden hätte; „mögen übrigens die Ritter" — setzte er bei — „immerhin hereinkommen, aber nicht als Feinde, sondern als liebe Freunde, daß ich sie bewirthe beim fröhlichen Mahle, dann wollen wir das Andenken des Verblichenen mit köstlichem Weine begehen, den Fräulein Ida, als deren Vogt ich hier rede, uns kredenzen soll." Nun aber ritt ein Zweiter heran, hob sein Schwert mit der Rechten hoch empor und rief mit zornentflammtem Angesichte: „Du lügst, Schändlicher! — denn beim Kreuze seines Schwertes schwört Engelhardt von Berlichingen, daß Wolfram von Bebenburg, mein theurer Waffenbruder, noch am Leben ist. Stand ich ich ihm nicht selbst zur Seite, als er seinen Fuß auf den heiligen Boden setzte, kämpfte ich nicht an seiner Seite gegen die Ungläubigen, und kehrten wir nicht zusammen in die Heimath zurück? Erst vor drei Tagen verließ ich meinen Freund da, wo die Kapelle St. Wendel an den Felsen des Jaxtthales hängt; von da ritt er noch am gleichen Tage zurück auf seine Burg; — jetzt gib ihn heraus, ohne

Weigerung, oder ich werfe dir den Fehdehandschuh hin zum Kampfe auf Tod und Leben."

Cuno schwieg einige Augenblicke, dann aber rief er plötzlich hinab: „Nun denn, wenn ihr so gewiß wißt, daß Wolfram von Bebenburg lebt und in meiner Gewalt ist, so kommt und löset ihm selbst seine Fesseln; der Ritter von Seldeneck zittert vor keinem Feinde!" Mit diesen Worten kehrte er Engelhardt den Rücken und stieg in den Burghof hinab. Jetzt wurden allenthalb Anstalten zur Vertheidigung getroffen; man verrammelte alle Ausgänge der Burg, indem man Quadersteine von ungeheurer Größe vor das Thor wälzte; nur ein einziges unterirdisches Pförtchen blieb offen, um sich, im Falle die Burg von den Feinden überwältigt würde, durch dieses retten zu können. Wohl war die Besatzung der Zahl nach nur gering, aber sie bestand aus lauter rüstigen und kampflustigen Männern, und die Burg selbst, auf allen Seiten von Wällen und doppelten Mauern umgeben, schien jedem Angriffe Trotz zu bieten. Ueberall, besonders aber auf den Thürmen, hatte Cuno seine Leute vertheilt, die Tag und Nacht nicht aus den Waffen kamen; von hier aus konnte den Belagerern mancher Schaden geschehen, und wirklich hatte schon mehr als Einer von den Knechten, welche auf diesem oder jenem Wege in die Burg zu gelangen versuchten, durch die Geschoße der Belagerten den Tod gefunden.

Schon war ein ganzer Tag seit der Ankunft der feindlichen Schaaren verflossen, und noch hatten diese keinen Vortheil von Bedeutung erlangt. Jetzt trat

Engelhardt von Berlichingen vor die versammelten Ritter. „Wollen wir noch länger zwecklos vor der Burg hier liegen“ — redete er sie an — „so wird unserm Freunde keine Hülfe und er kann leicht zuvor ein Opfer der Bosheit des Seldeneckers werden: frisch auf! laßt uns das Felsennest stürmen, denn seine Besatzung ist nur gering und der Erfolg für uns so gut als gewiß. Engelhardts Vorschlag fand allgemeinen Anklang, ohne Verzug wurden die Leitern angesetzt und der Sturm begann auf einmal gegen alle vier Seiten der Burg. Zweimal wurden die Stürmenden zurückgeschlagen; jetzt griffen sie mit erneuerter Kraft zum dritten Male wieder an, ein hartnäckiger Kampf begann, Guno von Seldeneck setzte sich mit wahrem Löwenmuthe zur Wehre, aber vergebens, er mußte endlich der Uebermacht und der nicht geringeren Tapferkeit des Feindes weichen. In ungeordneter Flucht zog sich der kleine Rest seiner Mannschaft in den Hof und von da in die Gemächer der Burg zurück. Allein ehe sich die Belagerer recht im Besitze des Hofes befanden, hatte Guno bereits das gewichtige Portal, das in die Wohnungen führte, hinter sich zugeworfen und ließ die Sieger ihre Kraft umsonst versuchen, dasselbe zu öffnen. Von da eilte er dem Gemache zu, worin Wolfram nun bereits vier volle Tage schmachtete: er wollte den Hülflosen zuvor noch seiner Rache zum Opfer weihen und dann durch den unterirdischen Gang aus der Burg entfliehen.

Aufs Aeußerste ermattet lag Wolfram auf seinem Lager. Vor zwei Tagen schon hatte er den letzten

Bissen Brod genossen und den letzten Tropfen Wasser ausgeschlürft; kaum war er mehr im Stande, sich empor zu richten. Längst hatte er den Lärmen außer- und innerhalb der Burg vernommen, immer näher kam das Geräusch seinen Ohren, jetzt fuhr der Riegel an der Thüre zurück, und herein stürzte, einem Rasenden gleich, mit racheblitzenden Augen und das blankgezückte Schwert in der Hand, Cuno von Seldeneck. Ein Hieb gegen Wolframs Haupt spaltete diesem die Schiene des linken Arms, den er zum Schutze vorgehalten hatte; ein Strom Blutes floß heraus und bewußtlos sank er auf sein Lager, von dem er sich mit äußerster Mühe etwas erhoben hatte, zurück. Schnell verließ Cuno das Opfer seiner blinden Wuth, um sich dem geheimen Zufluchtsorte zuzuwenden, aber noch hatte er den Fuß nicht über die Schwelle gesetzt, so standen die Rächer vor ihm. Sie hatten mit ihren Streitärten das Portal gesprengt und, das Schreckliche ahnend, die Spur des Seldeneckers verfolgt. „Halt' an, Schandfleck des Ritterthums" — rief ihm der von Berlichingen entgegen, der seinen Freund blutend erblickt hatte — „und wehre dich deines Lebens!" Ein hartnäckiger Kampf begann jetzt zwischen den Beiden vor der Thürschwelle; Cuno hieb voll Unbesonnenheit und Verzweiflung um sich, und während er einmal gegen Engelhardt, der sich mehr zu vertheidigen als selbst zu treffen suchte, allzuweit vorlegte, rannte er in dessen Schwert und stürzte zu Boden. Der Ritter von Berlichingen eilte jetzt zu dem Lager, worauf Wolfram noch bewußtlos lag,

und schloß, obwohl selbst entkräftet von seinen Wunden, den geretteten Freund in die Arme.

Nach und nach hatten sämmtliche Ritter und Knechte das Gemach angefüllt, und freudige Rufe ertönten von allen Seiten, als Wolfram allmählig wieder zu sich kam und die Augen aufschlug. Voll innigen Dankes reichte dieser seinen Rettern der Reihe nach die Hand; am Freundlichsten aber blickte er in Engelhardts bleiches Angesicht und drückte dessen Rechte inbrünstig an sein Herz. Jetzt nahete auch der alte Benedict, faßte Wolframs blutende Hand, umwand sie mit einem Tuche und kniete dann nieder vor dem Lager seines Herrn mit den Worten: „Nun will ich gerne sterben, da ich Euch, mein Theuerster, gerettet sehe."

Während die Burg von dem Jubelgeschrei und Jauchzen der Sieger wiederhallte, saß Ida traurig und allein in ihrem Kämmerlein, worein der eifersüchtige Cuno sie eingeschlossen hatte. Jeden Morgen und Abend brachte ihr ein Diener spärliche Nahrung, und sie wußte von Allem, was sich seither ereignet hatte, nicht das Mindeste. Niemand gedachte ihrer weiter, als gerade der, dessen sie sich so unwürdig gezeigt hatte. Sobald Wolfram wieder Kraft genug hatte, einige Schritte zu gehen, suchte er das Gemach auf, in welchem Ida sich befand. Mit Beben fuhr sie zurück, als Wolfram eintrat; er aber ging freundlich auf sie zu, und sein Blick zeigte wohl, daß er nicht im Hasse, sondern im Frieden gekommen sei, wenn gleich das Gefühl seines Herzens für sie erloschen war. Geraume Zeit blieben Beide einander stumm

gegenüber ſtehen, dann unterbrach endlich Ida die Stille; ſie ergriff des Ritters Hand und er — zog ſie nicht zurück. „Wolfram,“ — ſchluchzte ſie, und Thränen floßen über ihre Wangen — „meine Schuld iſt ſo groß, daß ſie mich zu Boden drückt; ich bin untreu und undankbar gegen dich geweſen; aber einen großen Theil dieſer Schuld trägt Der, deſſen heuchleriſchen Worten ich glaubte, er war es, der zuerſt die Nachricht von deinem Tode verbreitete. Doch ich — ſtatt ſein Lügengewebe zu zerſtören, förderte es, und ward ſo die Urſache, daß der Gram deine gute Mutter, meine Wohlthäterin, dahinraffte. O Gott! wie weit iſt es mit mir gekommen, ich konnte an dir zur Verrätherin werden! anſtatt dich zu warnen, habe ich ſelbſt die Hand zu deinem Verderben geboten; ich erkannte mein Unrecht erſt da, als er den Dolch zog, um deine Bruſt zu durchbohren, und mein Ruf ihn abhielt von ſeiner Miſſethat. Wolfram, du einſt mein Geliebter, Sohn meiner zweiten Mutter,“ — fuhr Ida mit bewegter Stimme fort — „meine Ruhe, mein Friede für dieſes Erdenleben iſt dahin; gib mir den Tod, quäle, martere mich, ich habe Alles verdient, aber den Einen Troſt gewähre mir noch in meiner letzten Stunde, ſprich das Wort Verzeihung aus, und gerne will ich das Schwerſte erdulden.“ Laut weinte Ida bei dieſen Worten und harrte zu Wolframs Füßen in demuthsvoller Ergebung auf die Entſcheidung ihres Schickſals. Mit einem Blicke voll Mitleiden auf die arme Reuige vermochte der Ritter weiter Nichts zu ſagen als: „möge dir Gott vergeben, wie ich dir

vergebe," dann wandte er sich schnell ab und kehrte zu seinen Freunden zurück.

Nun erst genoß der Befreite im Kreise seiner Retter die Freude des Wiedersehens nach so mancher trüben Stunde, und bis zum Abende des andern Tages dauerte der Jubel ohne Unterbrechung fort. Ehe aber die Ritter und Knechte von Bebenburg abzogen, hatte Ida bereits den Weg nach Rothenburg in das Kloster der heiligen Katharina eingeschlagen, wo sie freundliche Aufnahme und den Frieden und die Ruhe wieder fand, die sie in der Welt durch eigene Schuld verscherzt hatte.

Nach und nach wurde es auch auf der Burg wieder stille, sie zählte jetzt nur noch drei Bewohner, diese waren: Wolfram, der alte Benedict und Engelhardt, der noch an seinen Wunden darnieder lag. Wie gerne hätte Wolfram seines Freundes länger gepflegt, aber er genaß, und mit der Genesung war auch die bittere Stunde des Scheidens da. „Wie bin ich jetzt wieder so einsam," — seufzte der Ritter von Bebenburg, als er seinen Freund den Schloßweg hinunter geleitete. „Nun ist ja deine Wohnung wirklich das Klösterlein geworden, das du zu stiften schon längst gelobtest," erwiederte Berlichingen, reichte dem betrübten Wolfram noch einmal die Hand zum Abschiede und gab sodann seinem Pferde die Sporen.

6.

Pfingsten war von jeher die Zeit der Freude und Wonne bei unsern Alten gewesen, denn es fällt ja

dieſes Feſt gewöhnlich in jenen Monat, der die ganze Natur und alle Herzen zu neuem Leben erweckt, und darum mit Recht den bedeutungsvollen Namen „Wonnemonat" trägt. Auf dieſe Zeit verlegte man daher auch vorzüglich gerne Hochzeiten und Turniere, denn die Natur iſt ja ſtets die beſte Ausſchmückerin alles Schönen, das durch wolkenloſe Tage an Pracht und Herrlichkeit gewinnt und durch blühende Bäume und grünende Auen den höchſten Reiz erhält. Dieſe wonnigen Tage waren es auch, die Kaiſer Friedrich von Hohenſtaufen, genannt der Rothbart, erkor, um ein Feſt zu begehen, mit welchem wieder eine glücklichere Zeit ſeines Lebens beginnen ſollte. Drei Jahre hatte er gleichſam im Wittwerſtande zugebracht, denn ſeine Gemahlin Adelheid, eine geborene Gräfin von Vohburg, zeigte nicht jene Eigenſchaften, die einen Mann, wie Friedrich war, glücklich machen konnten. Der Frühling des Jahres 1153 löste endlich dieſe unſelige Verbindung, indem der Cardinal Johann Orſini im Namen des Pabſtes Eugen III. zu Conſtanz die Eheſcheidung zwiſchen Beiden ausſprach. Was hinderte nun den Fürſten, der damals in der Blüthe des männlichen Alters ſtand, der nicht nur alle Eigenſchaften beſaß, ein großes Volk zu regieren, ſondern auch als zärtlicher Familienvater einen engen Kreis von Lieben zu beglücken, eine neue Verbindung zu ſchließen? und war es nicht Pflicht gegen ſich ſelbſt und das Reich, da Adelheid ihm keine Kinder geboren hatte?

Friedrichs Wahl fiel auf Beatrix, die reiche und

schöne Erbin von Burgund, und Würzburg, der alte Herzogssitz des gesegneten Frankenlandes, war der Ort, wo er mit seiner jugendlichen Gemahlin das Beilager zu feiern beschlossen hatte. Zu gleicher Zeit hatte der Kaiser einen Reichstag dahin ausgeschrieben, wozu sich von allen Orten her die Fürsten und Herrn versammelten, deren Zahl um so größer war, da man hörte, daß die ganze Festlichkeit mit einem Turniere beschlossen werden sollte. Durch alle Gauen Frankens verbreitete sich die Kunde, daß der hochverehrte Kaiser Friedrich der Rothbart demnächst in Würzburg eintreffen würde: kein Ritter von nahe und ferne blieb auf seiner Burg; theils waren es Solche, die den Helden noch nicht kannten, um ihn von Angesicht zu Angesicht zu begrüßen, theils Solche, die ihn schon auf dem Zuge ins heilige Land hatten kennen lernen und mit ihm in die Heimath zurückgekehrt waren.

Unter die Zahl dieser Letzteren gehörten auch Engelhardt von Berlichingen und Wolfram von Bebenburg. Seit jenen verhängnißvollen Tagen hatte Wolfram die Burg seiner Väter nie wieder verlassen; er führte mit seinem alten Benedict im eigentlichen Sinne des Wortes ein Klosterleben. Nur wenn es die höchste Noth erforderte, ritt er aus und kehrte dann immer so schnell als möglich wieder zurück. Selbst seines Freundes im Jartthale schien er ganz vergessen zu haben, denn er sah ihn seit dem Tage, da dieser ihm zu Hülfe geeilt war, nicht mehr, auch schien er die letzten Worte Engelhardts beim Abschiede, die ihn auf verblümte Weise an sein in der Steinkapelle St. Wendel

erneuertes Gelübde mahnten, ganz aus dem Gedächtniſſe verloren zu haben. Allein, obſchon Wolfram bisher wie ein wahrer Klausner auf ſeiner Burg lebte, er konnte doch nicht zu Hauſe bleiben, als die Kunde von Kaiſer Friedrichs Beilager und dem Turniere zu Würzburg nach allen Orten hin ausging. Letzterem beſonders wünſchte er anzuwohnen, denn ſchon lange hatte er die Stechlanze nicht mehr erhoben; Helm, Schwert und Schild hingen mit Staub bedeckt an der Wand und das Roß im Stalle hatte ſich bisher vergebens geſehnt, ſeinen Reiter einmal wieder zum Kampfe in Ernſt oder Schimpf zu tragen. War auch der Streit zwiſchen Wolframs Herzen und der Menſchheit noch nicht völlig ausgeglichen, jener Streit, der ſich ſeit dem Tage erhoben hatte, da er Ida's Untreue und die Bosheit ſeines Jugendgenoſſen erfahren hatte, ſo lag doch die Erinnerung des erlebten Bittern jetzt minder lebhaft auf ſeiner Seele, die Zeit hatte ſeine Jugendkraft wieder hergeſtellt, und er folgte dem Rufe, der durch alle Gauen Frankens erging, um ſo lieber, als es darauf ankam, den Ehrentag des edlen Hohenſtaufiſchen Kaiſers zu verherrlichen, unter deſſen Fahnen er auf Paläſtina's heiligem Boden gekämpft hatte, deſſen Heldenname jedem Krieger vor allen theuer war.

Schon war der größte Theil der fränkiſchen Ritterſchaft in Würzburg eingezogen, als Wolfram von Bebenburg durch das Thor der Stadt ritt. Wenige Stunden zuvor war auch Engelhardt von Berlichingen angekommen. Der Zufall hatte es gewollt,

daß die beiden Freunde nicht gleich bei ihrer Ankunft zusammentrafen, nun aber war es äußerst schwierig, sich aufzusuchen, denn die Menge der Fremden, die von allen Seiten hierher zusammenströmten, war so groß, wie man sich seit langer Zeit nicht mehr erinnern konnte.

Am 17. Junius 1156 traf Kaiser Friedrich mit einem großen Gefolge von Fürsten, Grafen und Herrn in der Stadt ein. Einfach — denn so hatte es der Kaiser ausdrücklich gewünscht — aber herzlich war der Empfang, und auf seinem Angesichte strahlte bei Weitem höhere Freude und Heiterkeit, als bei seinem ersten Besuche im Jahre 1152, da ihn noch ein lästiges Band gefesselt hielt. Nur zwei Tage dauerten die Festlichkeiten der Begrüßung; dann zeigte sich gleich, daß Friedrichs Geist nicht blos mit dem Gedanken eines ihm Glück verheißenden Tages, sondern auch mit ernsteren Dingen beschäftigt war, wodurch das Wohl des Reiches gefördert werden sollte. Ohne Säumen begannen die Geschäfte des nach Würzburg ausgeschriebenen Reichstages. Wladislaw, der Polen Herzog, erschien vor den Stufen des Thrones und erbat des Reiches Hülfe gegen seine Brüder, die ihn aus seinem Besitzthume verjagt hatten. Er fand geneigtes Gehör, denn er war ja zur guten Stunde gekommen, wo des Herrschers Herz der Freude offen und gerne bereit war, auch Anderer Schmerz zu lindern und sie der Freude wieder zu geben. So kam noch Mancher traurig und flehend herbei, und

Alle gingen mit Troſt im Herzem und vergnügtem Angeſichte wieder von dannen.

Kaum waren die ernſtern Angelegenheiten bereinigt, ſo kam die Kunde, daß die kaiſerliche Braut mit ihrem Gefolge den Thoren der alten Herzogsſtadt nahe. Umgeben von ſeinem ganzen Hofſtaate und den Großen des Reiches ritt der Kaiſer ſeiner Geliebten entgegen; ſie trafen da zuſammen, wo der Frauenberg mit ſeiner Burg über die Ebene emporragt. Jetzt ſtieg Friedrich vom Pferde und trat ſeiner Braut mit abgenommenem Hute freundlich grüßend entgegen. Voll Majeſtät und Anmuth ſaß Beatrix auf ihrem weißen Zelter; ihr Oheim, Graf Wilhelm von Burgund, war ebenfalls abgeſtiegen und hielt das Roß ſeiner Nichte beim Zügel. Ein lauter Jubelruf des Volkes erhob ſich; nur mit Mühe konnte man es zurückhalten; Jeder wollte der Erſte ſein, die fürſtliche Braut zu ſehen, von deren Schönheit und Tugend ſchon längſt die Kunde vorangegangen war. Der Kaiſer bot der Prinzeſſin die Hand, um abzuſteigen, und hob ſie in ein prächtiges Sechsgeſpann, worin ſie mit zweien ihrer Frauen Platz nahm. Zur rechten Seite des Wagens ritt der Kaiſer und zur linken Graf Wilhelm; ſo bewegte ſich der Zug gegen die Stadt. Als man ſich dem Ufer des Maines nahte, war der Strom dicht mit Schiffen und Barken bedeckt, von denen her ein jauchzender Jubel erſcholl; die Brücke ſelbſt war dermaßen mit Menſchen angefüllt, daß man jeden Augenblick befürchtete, ſie werde unter dem Gewichte der Menge zuſammenſtürzen.

Da konnte der Kaiser sehen, was die gute Stadt der fürstlichen Braut zu Ehren Alles veranstaltet hatte. Von der ersten Straße an, durch die sich der Zug langsam bis zum Kaiserhofe hinter der Domkirche hinbewegte, waren alle Häuser von oben bis unten mit Blumen und Laubgewinden geschmückt; in den Erkern aber standen liebliche Frauen und Jungfrauen und warfen Blumen aus den Fenstern, während das kaiserliche Paar vorüberzog. Als Friedrich mit seiner erlauchten Braut auf dem Münsterplatze ankam, tönte ihnen eine rauschende Musik von dem Balkone der Pfalz entgegen, und unter fortwährendem Jubel des Volkes und immer lauter tönendem Schalle der Instrumente zogen die Hochgefeierten mit dem reichen Gefolge von Fürsten, Grafen und Herrn durch das prächtig geschmückte Portal der gastlichen Wohnung ein.

Dieß war der erste Tag des Festes; — noch herrlicher und prachtvoller sollte der folgende werden; es war der Festtag der heiligen Pfingsten. Schon am frühesten Morgen, als die Stadt noch in der Dämmerung lag, läuteten die Glocken von allen Thürmen; nur die große Glocke der Domkirche zu St. Kilian schwieg noch. Diese ertönte in ihren vollen Klängen erst um die neunte Stunde, als der Brautzug nach der Kirche aufbrach. Die Straße vom Kaiserhofe bis zum Portale des Domes war mit Blumen bestreut; Trabanten und Reisige bildeten zu beiden Seiten eine geschlossene Linie, um das Volk, das sich in dichten Massen herbeidrängte, zurückzuhalten.

Den Festzug eröffneten die Jungfrauen der Stadt, sämmtliche weiß gekleidet und Kränze von Maiblumen mit Flittergold auf dem Haupte. Ihnen folgte unmittelbar das erhabene Brautpaar: Friedrich im kaiserlichen Purpurmantel mit der Krone, und zu seiner Rechten Beatrix, die Erbin von Burgund. Sie trug ein Kleid von Seidenstoff mit langer Schleppe, durchwoben von goldenen Bildern mannigfacher Art, und über diesem einen blauen Mantel mit Hermelin gefüttert, den über der Brust eine Spange band, worin ein Edelstein glänzte, der allein eine Grafschaft werth war. Der Gürtel war reich mit Karfunkeln besetzt und durch die blonden Locken war ein Kranz von Myrthen und weißen Rosen geschlungen. Züchtig hatte das Fräulein die blauen Augen zur Erde niedergeschlagen und eine seltene Anmuth spielte um ihren Rosenmund, aus welchem die blendendweißen Zähne, wie zwei Reihen Perlen, hervorglänzten. Hinter dem fürstlichen Paare gingen zwei Grafen; der Eine trug auf einem Kissen von rothem Sammt das kaiserliche Schwert, Scepter und Reichsapfel, der Andere die Krone, womit Beatrix bei der Trauung zum Zeichen ihrer neuen Würde geschmückt werden sollte. An diese schloßen sich die Großen des Reiches und die Gesandten der auswärtigen Herrscher an, gefolgt von einer unabsehbaren Reihe Edler, Ritter und Knappen.

Feierliche Orgeltöne schallten dem erlaubten Paare entgegen, als sie in das Portal der Kirche eintraten. Herrlicher als je war diese sammt allen

ihren Kapellen ausgeschmückt, und vom Hochaltare trat Bischof Gebhard mit den Herrn des Kapitels, alle in reiche, goldene Meßgewänder gekleidet, den Kommenden entgegen und reichte ihnen das geweihte Wasser dar. Der Kaiser und Beatrix nahmen in den für sie bestimmten Stühlen Platz und nun begann das feierliche Hochamt. Nachdem das Evangelium gesungen war, erhob sich der Bischof von seinem Sitze und trat vor den Altar, um die Trauung vorzunehmen. Friedrich legte den Ehrmantel an, ließ das entblößte Schwert, Reichsapfel und Scepter vor sich hertragen und nahte so dem Bischofe, indessen von der andern Seite Beatrix, geführt von dem Grafen Wilhelm von Burgund, ebenfalls herzutrat. Beide knieeten vor den Stufen des Altars nieder und nun erfolgte die Einsegnung nach den Vorschriften der Kirche. Nach vollbrachtem heiligem Amte ertheilte der Bischof der ganzen Versammlung seinen Segen und begleitete darauf das kaiserliche Brautpaar zurück in den Palast.

Der Bischof, ein ehrwürdiger Greis aus dem Geschlechte der reichen Grafen von Henneberg, hatte sich von dem Kaiser die Ehre ausgebeten, daß das Hochzeitmahl in seiner Wohnung gefeiert werden möchte. Friedrich gewährte mit seiner gewohnten Huld diese Bitte, und Gebhard, hochbeglückt durch des Kaisers Gnade, bot Allem auf, um seinen Gästen sehen zu lassen, was ein Fürst-Bischof von Würzburg vermöge, wenn es darauf ankomme, seine ganze Pracht und Herrlichkeit zu entfalten. Alle, die an dem Zuge

zur Kirche Theil genommen hatten, wurden zu dem Mahle geladen; Tafel reihte ſich an Tafel, in reichem Maaße floß der edle Frankenwein, der an den Wänden des Frauenberges wächst, und Früchte der ſeltenſten Art, wie nur die Südländer ſie hervorbringen, prangten zwiſchen dem Wildpret und Geflügel aller Art auf den Tiſchen: denn ſchon damals galt Würzburg für den Garten des Frankenlandes, deſſen Treibhäuſer ihre Früchte und Kräuter weithin in alle Länder verſenden. Bis in die ſpäteſte Nacht dauerte die Freude und Wonne des Mahles; — der dritte Tag ſollte ein Feſt der Ritter werden.

7.

Schon längſt war den Bewohnern Würzburgs die Abſicht des Kaiſers, das Feſt ſeiner Vermählung mit einem großen Turniere zu beſchließen, kund geworden. Ein ſchöner, freier Platz vor der Stadt ward hiezu auserkoren und rings um denſelben eine Menge zierlicher Bühnen für die Frauen und Jungfrauen erbaut. Zwei ſteinerne Säulen bildeten den Eingang, und dieſem gegenüber befand ſich eine beſondere Bühne für die Preisrichter und Herren des Hofes. Ein mit blauer Seide ausgeſchlagener Thronhimmel, über welchem die kaiſerlichen Wappen prangten, war für die Neuvermählten beſtimmt. Mit Anbruch des Tages wurden die Schranken geöffnet und die Kampfluſtigen zum Eintritte in dieſelben aufgeblaſen. Mehr denn zweihundert Ritter hatten ſich auf dem Turnierplatze eingefunden, als das kaiſerliche

Paar in Begleitung des Bischofs erschien und sich auf den für die erlauchten Herrschaften bestimmten Sitzen niederließ. Nun fing man an die Helme zu theilen. Beatrix selbst und die drei edlen Fräulein, Bertha von Adelsheim, Elsbeth von Eyb und Emma von Stetten wurden zum Amte der Helmtheilung erwählt. Sie theilten die fränkische Ritterschaft in die vom Gaue und in die Ritterschaft der Thäler Jart und Kocher. Die burgundischen Ritter, welche sich in dem Gefolge der Prinzessin befanden, so wie die der drei übrigen Lande, die mit dem Kaiser gekommen waren, wurden so getheilt, daß die Ritter vom Rheine den Baiern und die aus Schwaben den Burgundern gegenüber standen. Als Turnierkönige, die zwischen den Seilen halten sollten, wurden zu Platte getragen: für die Franken Graf Heinrich von Hohenlohe, für die Schwaben Graf Emich von Wirtemberg; für die Baiern Herr Ludwig von Eyb, Ritter, und für Burgund Graf Wilhelm, Oheim der jungen Kaiserin. Nachdem Alles zum Turniere wohl bestellt war und die Glocke zwölf geschlagen hatte, wurden die Schranken geschlossen; — man blies jetzt zum zweiten Male auf, verkündete allgemeine Turnierfreiheit, und gebot bei hoher Pön, daß auf beeden Seiten Niemand anders turnieren sollte, „denn nach ächter Freiheit, wie solches mit adelicher Tugend und kraft uralten Herkommens stets gehalten worden.“ Hierauf wurden die Seile, welche die Ritter bisher getrennt hatten, entzwei gehauen und das Turnier begann. Da kämpfte zuerst die Ritterschaft von Schwaben und

Burgund, je zwei und zwei, dann die Baiern und Rheinländer und zuletzt die Ritterschaft aus Franken und zwar die vom Gau gegenüber denen aus dem Jart- und Kocherthale.

Schon hatten alle der Ordnung nach turniert, da ritten noch zwei aus der Reihe der Franken mit geschlossenem Visir hervor, der Eine hoch und schlank gewachsen, der Andere breitschulterig und von untersetzter Statur. Keiner von Beiden trug ein Helmkleinod, das ihn kenntlich gemacht hätte; nur ein dichter Busch von schwarzen Reiherfedern wallte von den Helmen über die dunkle Rüstung herab, und auch die Pferde trugen weder auf dem Fürbuge noch auf der Decke ein Wappenschild, sondern nur auf dem Kopfe einen Busch von derselben Farbe, wie die Helmbüsche der Ritter. Bei der helmtheilenden Jungfrau hatten sie sich, als man die Wappen auftrug, dahin verantwortet, daß eine Gelübde sie binde, Namen und Herkunft zu verschweigen, und der gänzliche Mangel an jeder Auszeichnung mochte wohl auch der Grund gewesen seyn, daß gerade die Beiden einander zu Gegnern erwählten.

Aller Augen waren auf die räthselhaften Unbekannten gerichtet, und es schien, als ob das beste Kämpenpaar noch auf die Letzte aufbehalten worden wäre. Jetzt legten die beiden Gegner ein, drückten die Lanzen an die Seite und rannten gegen einander. Beider Speere trafen vornen auf der Brust, die Panzer erklangen und die Speere flogen in Splitter. Keiner der Kämpfer bewegte sich im Sattel. Die Turnier-

knechte, welche in der Nähe ſtanden, reichten ihnen neue Lanzen; auch dieſe zerſplitterten gleich den vorigen, aber die Ritter, obgleich ſie dießmal ſich etwas zurückbeugten, blieben dennoch feſt im Sattel ſitzen. Schon hatten ſie ſechs Lanzen mit einander gewechſelt, ohne daß Einer den Andern überwunden hätte, da erhob der Ritter von hoher Statur die ſiebente, drückte ſie feſt an die Seite, hielt ihre Spitze über das linke Ohr ſeines Roſſes und zielte von Neuem auf des Gegners Bruſt; aber während er anrannte, fuhr das Thier mit dem Kopfe in die Höhe und der Ritter traf ſeinen Gegner, anſtatt auf die Bruſt, an der Stelle des Halſes, wo der Helm feſtgeknüpft war. Mit einem lauten Schrei beugte der Getroffene ſein Haupt zurück, ließ die Lanze aus der Hand fallen und ſank den Turnierknechten leblos in die Arme. Auch der Sieger, von dem unglücklichen Stoße, den er geführt, aufs heftigſte betroffen, ließ die Lanze ſinken, und einen Schrei des wildeſten Schmerzes ſtieß er aus, als der zurückgefallene Helm ſeines Gegners ihm das todtenbleiche Antlitz Engelhardts von Berlichingen erblicken ließ. Wie vom Blitze gerührt blieb Wolfram von Bebenburg — das war der ſchlanke Ritter — lange regungslos ſtehen, dann ſtieg er ab und ſchloß den geliebten Freund, aus deſſen Halſe das Blut in Strömen floß, mit krampfhafter Heftigkeit in ſeine Arme. Nur mit der äußerſten Mühe konnte er von dem theuern Opfer getrennt werden, als die Turnierknechte naheten, um den Ritter von Berlichingen vom Platze hinweg an einen Ort der Pflege zu bringen,

und als er endlich nachgeben mußte, ſchwang er ſich im vollen Fieber des Wahnſinnes auf ſein Roß und ritt eilends von dannen.

So ging das Turnier, welches ein Feſt der Freude hatte werden ſollen, mit Trauer und Leid zu Ende. Doch wurden die Kampfpreiſe ausgetheilt, welche die Kaiſerin den Siegern mit eigener Hand reichte. Den erſten Dank, aus einem Kranze mit zwölf dichten, goldenen Ringen beſtehend, erhielt Herzog Friedrich von Rothenburg, des Kaiſers Neffe, der mit fünfzig Rittern, worunter auch Wolfram von Bebenburg geweſen, zum Turniere gezogen war. Er hatte ſieben Gegner bügellos gemacht und zwanzig Lanzen waren auf ſeinem Bruſtharniſche zerſplittert worden. Der zweite Dank, eine goldene Armſpange, wurde an Blipper von Steinach, einen rheinländiſchen Ritter, ertheilt, denn der war in der ſchönſten Rüſtung beim Turniere erſchienen. Als den dritten legte Beatrix ihrem Landsmanne, dem Freiherrn Bertram von Maltravers, dem entfernteſten aller Hochzeitgäſte, die nach Würzburg gekommen waren, eine goldene Kette um den Hals. Den vierten Dank endlich — genannt der Dank der Aelteſten — erhielt Ritter Arbogaſt von Hohenhöwen im Höhgäu. Obgleich er ſchon ſiebenzig Jahre zählte, wollte er doch ſeinen Herrn und Kaiſer zum Beilager begleiten, und als zum Turniere aufgeblaſen wurde, ritt er mit ſechs Söhnen und drei Enkeln in die Schranken. Ein Schwert mit goldenem Griffe war der Dank des ritterlichen Greiſen.

Nachdem die kaiſerliche Braut dieſe Siegespreiſe

ausgetheilt hatte, verließ sie am Arme ihres erhabenen Gemahles den Turnierplatz. Manchem däuchte ihr Antlitz traurig, und wohl mochte dem so seyn, denn sie dachte der beiden Kämpen, die eigentlich vor Allen einen Dank verdient hätten; — freilich, die erhielten üblen Dank — der Eine trug eine tödtliche Wunde davon und der Andere eine unheilbare Herzenswunde: Kummer und Gram ob dem geliebten Freunde, als dessen Mörder er sich anklagte. Des Abendtanzes, der gewöhnlich auf ein Turnier folgte, gedachten Wenige mehr; denn die Meisten nahmen innigen Antheil an dem Unfalle der beiden Freunde. Auch auf das kaiserliche Paar, besonders die Braut, hatte das Geschehene einen tiefen Eindruck gemacht; doch war es keine böse Vorbedeutung für ihre Zukunft geworden.

Am folgenden Tage verließ der Kaiser mit seiner jugendlichen Gemahlin die gute Stadt Würzburg unter lauten, herzlichen Glückwünschen des ganzen Volkes; und diese gingen auch in Erfüllung, denn die Geschichtschreiber bezeugen einstimmig, daß Beatrix ihren Gemahl immerdar geehrt und zärtlich geliebt habe.

8.

Nicht nach Schloß Bebenburg, das Ritter Wolfram bisher in Gemeinschaft seines alten Dieners bewohnt hatte, wenden wir uns jetzt, um den vom Unglücke verfolgten jungen Mann wieder aufzusuchen, sondern nach einem Orte, den wir schon früher kennen gelernt haben, — es ist die Kapelle St. Wendelins zum

Stein. Dort kniet an dem kleinen Altare, wo vor Jahren zwei ritterliche Jünglinge den Bund ewiger Treue und Freundschaft beschworen hatten, ein Waldbruder von schlanker Gestalt, im härenen Gewande, ein Strick schlingt sich anstatt des Gürtels um seine Hüfte, und oft gleiten die Kügelein des Rosenkranzes durch seine Finger, während der Knieende andächtig zu dem Altarbilde emporblickt und sein Mund sich im Gebete bewegt. Das ist Bruder Wolfram. Unter diesem Namen kennt ihn die ganze Gegend; wir aber erkennen in ihm den Ritter von Bebenburg, den Büßenden ob dem Tode seines Freundes Engelhardt. Schon seit mehr als einem Jahre, nachdem das verhängnißvolle Turnier zu Würzburg gehalten worden war, hat er hier seinen Aufenthalt gewählt; — die Burg seiner Väter war ihm nicht mehr einsam genug gewesen, obgleich er daselbst fast wie in einem Kloster gelebt hatte, denn Alles, was ihn dort umgab, mahnte ihn noch zu sehr an ritterliches Thun und Treiben. So oft der Wind durch den alten Waffensaal wehte und Helm, Schild und Lanze an einander schlug, trat ihm jener schreckliche Augenblick auf dem Turniere vor die Seele, wo seine Lanze des Freundes Hals durchbohrt hatte; so oft das Roß im Stalle wieherte, gemahnte es ihn jener Stunde, wo durch dessen unheilvolle Bewegung seine Rechte zum Verderben des Freundes geleitet worden war, und jedesmal kehrte der Zustand des Wahnsinnes, der ihn damals beim Anblicke des Erbleichten angewandelt hatte, wieder zurück. Darum ließ er Alles unter

der Obhut seines treuen Dieners zurück und suchte wieder den Ort auf, der schon beim ersten Besuche einen so wohlthätigen Eindruck auf sein Gemüth hervorgebracht hatte. Bald war der Felsen über der Kapelle, in welchem sich seit alten Zeiten eine Höhlung befand, zu einer Wohnung eingerichtet. Von Holz und Steinen baute er eine Seitenwand in die Höhle, eine kleine, natürliche Oeffnung bildete das Fenster, und eine größere den Eingang, den er mit einer Thüre verschloß. Sein Lager bestand aus Stroh und Laub, und die Früchte der wild um die Kapelle wachsenden Bäume und Stauden waren nebst den Fischen der vorbeifließenden Jart seine Nahrung. Jeden Morgen stieg er hinab in die Kapelle und betete auf den Knieen bis um die neunte Stunde. hierauf suchte er seine Lebensbedürfnisse, und wenn er dann sein spärliches Mahl gehalten hatte, begab er sich wieder in die Kapelle zur Andacht und betete für die Seele seines verblichenen Freundes.

Schon hatte er beinahe ein Jahr lange in diesen frommen Uebungen zugebracht, schon waren Tausende von Gebeten aus reuiger Seele emporgestiegen zum Throne des Allbarmherzigen, der jedem Reuigen Ruhe und Frieden verleiht; Wolfram ging von Tage zu Tage getrösteter und beruhigter von dem kleinen Altare weg und oft schien das Bild des Gekreuzigten, das sich auf der Marmorplatte des Altars befand, ihn recht liebevoll anzublicken; — aber immer noch war die wahre Ruhe, der rechte Friede, der allein des Herzens Aengsten stillt, nicht bei ihm eingekehrt!

Eines Tages — es war der Tag, den er nie vergessen konnte, den er stets in schmerzlicher Erinnerung beging, der Tag, an welchem seine Lanze dem geliebten Freunde die Todeswunde versetzt hatte — da hatte Wolfram länger als gewöhnlich in der Kapelle zugebracht, er hatte sich wund gekniet, und noch wollte er nicht aufhören in seiner Andacht; schon brach die Dämmerung herein, und Dunkelheit umgab den Altar und den, der an seinen Stufen knieete, so daß nur noch das marmorne Blatt mit dem Bilde des Gekreuzigten sichtbar war. Wolfram hatte sich tief auf die Steinplatte niedergebückt, dieselbe, worauf er einst mit seinem Freunde Engelhardt den Schwur ewiger Treue erneuert hatte, er rang die Hände im heißesten Gebete, daß es doch dem, der aller Sünder sich erbarmt, gefallen möge, die schwere Schuld von seinem Herzen zu wälzen und den Frieden wieder darin einkehren zu lassen. Jetzt blickte er empor und sah, wie eine wundervolle Helle ihm entgegenstrahlte; zur Rechten des Altares stand eine weiße Gestalt, ein Heiligenglanz schwebte um ihr Haupt und ein Hirtenstab lag in ihrer linken Hand. Heftiger Schauer überlief im ersten Augenblicke den Betenden, doch bald faßte er sich, denn die Erscheinung lächelte ihm freundlich entgegen und breitete segnend die Rechte über ihm aus. Da faltete Wolfram die Hände und wollte eben den Mund öffnen, um zu reden, denn er glaubte, der Geist seines Freundes sei ihm erschienen, da begann die Gestalt, und es klang wie Töne aus Himmelshöhen:

„Fürchte dich nicht, Wolfram, ich bin Wendelin, dessen Namen diese Kapelle trägt, einer der Heiligen Gottes; — der Herr hat dein Gebet erhört und mich hieher gesandt, um dir Ruhe und Frieden für dein bekümmertes Herz zu verkündigen. Aber erfülle auch Du jetzt das Gelübde, das du einst erneuert an dieser Stätte. Gehe zwo Meilen abwärts von hier längs dem Flusse, und du wirst in ein schönes Thal gelangen, wo du ein Haus gründen magst zur Ehre deines Gottes, der dich beschützt hat vor dem Schwerte der Ungläubigen und aus den Gefahren des Meeres wohlbehalten zurück geführt in deine Heimath." Nachdem die Erscheinung also gesprochen, verschwand sie augenblicklich wieder, es ward dunkel in der Kapelle, wie zuvor, und als Wolfram sich von dem Altare aufrichtete, um in seine Wohnung zurückzukehren, war es schon so finster geworden, daß er kaum mehr die Stufen unterscheiden konnte, welche auf den Felsen hinaufführten. So war denn nun die letzte Mahnung, sein Gelübde zu erfüllen, an ihn ergangen, und dießmal nicht vergebens.

9.

Kaum graute der Tag, so machte sich Wolfram auf den Weg, den ihm die Erscheinung bezeichnet hatte, um das schöne Thal aufzusuchen. Ach, es war ihm ja keine fremde Gegend, die er durchwanderte, hatte er doch vor einer Reihe von Jahren schon an der Seite Engelhardts von Berlichingen den gleichen Weg zurückgelegt. Allein damals war er so

ganz mit den Gedanken an ſeinen Freund, den er verlaſſen ſollte, beſchäftigt, daß er auf die Reize der vor ihm liegenden Landſchaft beinahe gar nicht achtete; jetzt dagegen hatte Alles für ihn ungleich höhere Bedeutſamkeit, und je weiter er ging, deſto wahrer fand er die Worte des heiligen Wendelin. Ungefähr ein Stündchen mochte er ſo fortgewandelt ſeyn, da öffnete ſich das Thal allmählig und eine breite Wieſenflur ſtellte ſich ihm dar, durch die ſich der Jaxtfluß in mannigfachen Krümmungen hinabſchlängelte. Von einem vorſpringenden Berge blickten die Thürme einer Burg, wovon die Dynaſtie von Krautheim ihren Namen führte, majeſtätiſch herab. Ruthardt von Krautheim hatte damals ſeinen Sitz auf dieſer Veſte; ein ehrenwerther Ritter, der nicht mit unrechtem Gute ſeine Hand befleckte, obgleich ſeine Burg ſo gelegen war, daß ſie jeden Vorüberziehenden leicht gefährden konnte. Hier auf dieſem ſchönen Plane hätte Wolfram ſo gerne den Ort erkoren, um das Gotteshaus, das er gelobt hatte, zu gründen, aber die Weiſung des Heiligen führte ihn weiter. Stets folgte er dem Laufe des Fluſſes; das Thal verengte ſich jetzt wieder und ein ſchöner Wieſengrund, von waldigen Höhen bekränzt, lachte dem Wanderer entgegen. Wunderbar ward ihm zu Muthe, als er hieher ſeinen Fuß ſetzte; es kam ihm vor, wie wenn es erſt geſtern geweſen wäre, daß er ſich hier mit ſeinem Freunde Engelhardt niedergelaſſen hätte, um auszuruhen von den Mühen der Jagd, und noch deutlich erinnerte er ſich der Stelle, wo eine klare Quelle herausfloß, an der ſie damals

ihren Durst stillten. Um gewiß zu werden, ob er sich nicht täusche, schritt er weiter vorwärts bis in die Mitte des Thalgrundes, und wirklich sprudelte hier eine Quelle des reinsten Wassers aus dem Felsen hervor.

Hier setzte sich unser Pilger nieder und gedachte voriger Zeiten, wie er vor sieben Jahren eben hier so vergnügt an der Seite seines Freundes gesessen war. „Ach!“ — sprach er laut zu sich selber — „wie könnte ich so freudig fürbaß schreiten und der Burg Berlichingen zueilen, die nicht ferne von diesem Platze liegen muß, wohl hinter jenem waldigen Bergrücken, unter dem der Fluß dahin rauscht — aber jetzt, wie würde man mich aufnehmen, wenn ich der Burg nahete, mich, der ich den theuern Sohn, den wiedergekehrten aus den Gefahren des Heerzuges, von der Seite zärtlich liebender Eltern weggerissen habe. Nein, ich will wieder zurückkehren auf meine Klause, daß mich nicht die Hinterbliebenen des Freundes hier antreffen und als den Uebelthäter erkennen, der gebrandmarkt ist vor der ganzen Welt, wie Cain, nachdem er seinen Bruder erschlagen hatte. Ich will zurück, und wenn auch das Wort des Heiligen nicht in Erfüllung geht, wenn ich auch keine Ruhe, keinen Frieden für meine Seele finde; denn hier kann mir das nimmermehr zu Theile werden, hier, wo die Wohnung so nahe liegt, aus der ich selbst Frieden und Freude hinweggenommen habe.“

Während er so mit sich selbst redete, jagte ein Rehkalb an ihm vorüber, und bald ertönte Hunde-

gebell hinter dem flüchtigen Wilde her. Wolfram, der bisher sein Haupt auf die Hand gestützt hatte und trübselig zu Boden schaute, blickte auf und sah, wie hinter der Höhe, unter der sich die Jart hinschlängelt, ein stattliches Jagdgefolge aus dem Dickicht des Waldes hervorritt. Er stand auf, um den Weg, den er gekommen, wieder zurückzugehen, aber das Gefolge war ihm früher nahe, als er geglaubt hatte. „Halt" an, guter Waldbruder," rief eine bekannte Stimme ihm von hinten zu. Wolfram blieb stehen und drehte sich um; ein Ritter im glänzenden Jagdkleide stand neben ihm, es war — Engelhardt von Berlichingen der Todtgeglaubte. Wie vom Blitze getroffen blieb Wolfram regungslos stehen, seine Zunge war nicht im Stande, nur ein einziges Wort hervorzubringen. Nicht minder befremdet war Engelhardt selbst, als er seinen Freund im härenen Büßergewande erblickte, seinen Freund, der freilich durch Kummer und Reue so gealtert war, daß er sich kaum selber mehr ähnlich sah. Noch hatte Wolfram sich nicht zu sammeln vermocht, denn was hier vor seinen Augen vorging, hielt er für nichts Anderes als für eine Erscheinung aus dem Reiche der Abgeschiedenen, um seinem schon so sehr geängsteten Gewissen neue Qual zu bereiten. Als aber Engelhardt seine Arme um den Hals des Freundes schlang und beider Herzen an einander klopften, da blickte Wolframs Auge, das zuvor starr hingesehen, freudig in das Auge des theuren Wiedergefundenen und er überzeugte sich, daß es kein Trugbild sei, das ihn umfaßt hielt,

ſondern ſein vielgeliebter Freund und Waffenbruder, Engelhardt von Berlichingen in wirklicher Geſtalt und Perſon.

Wir wollen nun aus Engelhardts eigenem Munde vernehmen, was ſich ſeit dem verhängnißvollen Turniere zu Würzburg mit ihm zugetragen hatte.

„Als mich an jenem Tage" — ſo lautete ſeine Erzählung — „deine Lanze getroffen hatte, wurden alle meine Sinne mit Einem Male umnebelt, doch konnte ich dein Weherufen ſowie das Geſchrei des umſtehenden Volkes wohl noch vernehmen. Man brachte mich hinweg, es wurde allmählig ſtille um mich, und als ich nach einem, wie mir däuchte, langen Schlafe erwachte, ſaß eine wunderholde Jungfrau an meiner Seite, die bisher meinen Schlummer gehütet hatte. Freudig blickte ſie mich an, wie ich die Augen aufſchlug, und es ſchien mir, als ob ſie an meiner Wiedergeneſung innig Antheil nehme. Bald erfuhr ich, daß die Unbekannte ein Fräulein aus dem Gefolge der Kaiſerin, und von ihrer Herrin ausdrücklich verordnet worden ſei, für meine Verpflegung Sorge zu tragen, was ſie auch wirklich mit aller nur möglichen Aufmerkſamkeit that. Kurz nach dem Turniere verließ der Kaiſer mit ſeiner Gemahlin die Stadt, aber Adelheid, meine liebenswürdige Pflegerin, blieb zurück, denn ſie wollte abwarten, bis ich von meinen Wunden völlig wieder geneſen ſeyn würde. Aber während ſie durch ihren angeſtrengteſten Fleiß dieſe zu heilen verſuchte, ſchlug ſie ſelbſt meinem Herzen eine neue Wunde, und die war weniger heilbar als jene,

welche mir deine Lanze beigebracht hatte. Mein Herz, das bisher nur der Liebe zu dir Raum gegönnt hatte, umfaßte von nun an noch ein anderes Bild, und Adelheids Blick ließ mich wahrnehmen, daß auch mein Bild in ihrem Herzen Platz gewonnen habe. Kaum war ich genesen, so sprach mein Mund offen die Gefühle meines Herzens und meine redlichen Absichten gegen sie aus. Adelheid verschmähte mich nicht, und da ihr, als einer Waise, Niemand hindernd entgegen stand, wurde ich bald darauf an ihrer Hand der glücklichste Gatte. Der bin ich jetzt und habe nun an mir selbst erfahren, daß alles Unglück in der Welt auch ein Glück mit sich führt, denn hätte mich jener Unfall im Turniere nicht getroffen, so wäre ich jetzt wohl schwerlich so glücklich im Besitze einer geliebten Hausfrau. Aber, um Gott, mein Freund, was hat dich getrieben, dieß Gewand der Buße anzulegen und ein Waldbruder zu werden?" Wolfram erzählte nun, was wir schon gehört haben, wie er im Wahne, daß er Engelhardten tödtlich getroffen, seit jener Zeit der Welt völlig abgesagt und auf St. Wendel zum Stein eine Klause eingerichtet habe. „Die mag von nun an leer und öde bleiben," erwiederte Engelhardt," denn du, mein Theuerster, sollst jetzt der Welt wieder gegeben werden; komm' mit mir auf meine Burg, und du wirst sehen, daß es wonniger ist, im Kreise seiner Lieben zu weilen, als in der Klause Einsamkeit, und wäre ein solcher Ort auch so lieblich wie St. Wendelin zum Stein."

Nur mit Mühe ließ Wolfram sich bewegen, dem

Ritter von Berlichingen auf deſſen Burg zu folgen. Wie ganz anders fand er es aber jetzt in dieſen Hallen, als damals, wo er nach der Rückkehr aus dem heiligen Lande bei ſeinem Freunde verweilt hatte. Engelhardts Eltern ruheten ſchon längſt in der Burgkapelle; ſie waren Beide in Einem Jahre kurz nach einander des Todes verſchieden, darum hatte Engelhardt, als er zum Turniere gen Würzburg zog, auch die düſtere Farbe und den Helm ohne Zierde gewählt. Aber gleichwohl herrſchte jetzt keine Todtenſtille in der Burg; man hörte das laute Gewimmer eines Kindes, und als die beiden Freunde in das Gemach traten, woher die Stimme kam, ſaß Frau Adelheid im Lehnſtuhle da und wiegte ein blühendes Knäblein auf ihrem Schooße. „Wolfram!“ rief Engelhardt dem Kinde ſchmeichelnd bei ſeinem Namen zu; da blickte es dem Vater freundlich ins Geſicht und ſein Gewimmer hatte ein Ende; wie es aber den Waldbruder erſchaute, ließ es von Neuem ſeine Stimme hören und ſchmiegte ſich ängſtlich an die Bruſt der Mutter an. Frau Adelheid ſchweigte das Kind und begrüßte dann freundlich den ſtattlichen Mann im härenen Gewande, den ihr Gemahl ihr als einen langentbehrten theuern Freund vorſtellte.

Ohne auf Adelheids Bewillkommnung beſonders zu achten, blieb Wolfram ſtill und in Gedanken vertieft daſtehen, ſein Auge hing ſtaunend an den Zügen der Burgfrau, ſie ſchienen ihm ein Bild hervorzurufen, das früher ſein ganzes Herz erfüllt hatte; Frau Adelheid war das getreue Ebenbild Ida's, die

er einſt ſo heiß geliebt, die ſo ſchweres Unrecht an ihm begangen hatte, und deren Andenken er doch nie aus ſeinem Herzen zu verbannen vermochte. Wenige Erörterungen von Seiten ſeines Freundes Engelhardt brachten ihn indeſſen von ſeinem Staunen zurück.

Ida und Adelheid waren Töchter Einer Mutter, der wegen ihrer Anmuth und Schönheit weit berühmten Elsbeth von Nortenberg, aber beide waren unter verſchiedenen Verhältniſſen geboren. Ida war die Frucht einer geheimen Verbindung mit dem edlen, aber armen Junker von Entſen; ſie wurde in ihren erſten Jahren bei geringen Leuten erzogen, bis der alte Ritter von Bebenburg, ein Freund und Gönner ihres Vaters, den ſie ſchon im dritten Jahre verlor, ſie bei ſich aufnahm. Noch vor dem Tode ihres Geliebten war Elsbeth von ihrem Vater genöthigt worden, einem reichen und mächtigen Ritter der Gegend, Herrn Hugo von Finſterlohr, ihre Hand zu reichen. Sie brachte aus kindlichem Gehorſam dieß Opfer, das um ſo ſchwerer für ſie war, als ihr neues Verhältniß nicht mehr erlaubte, das Kind ihrer Liebe als das ihrige anzuerkennen und in ihrer Nähe zu wiſſen. Bald nachdem ſie ihrem Gemahle eine Tochter geboren hatte, endete der Tod ihren geheimen Kummer, und kaum ein Jahr nach ihrem Hingange fand auch Hugo von Finſterlohr ſein Ende in einer Fehde mit einem ſeiner Nachbarn. So war denn auch Adelheid ſchon im erſten Lebensjahre eine vater- und mutterloſe Waiſe geworden. Sie wurde hierauf an den Hof Herzogs Friedrich nach Rothenburg gebracht, wo

ſie erzogen wurde, und kam von da aus in das Gefolge der Prinzeſſin Beatrix, als dieſe ihr Beilager zu Würzburg feierte.

Wolfram beſaß jetzt mit Einem Male Aufſchluß über Ida's Abkunft, worüber ſein Vater ſtets ſtrenges Stillſchweigen bewahrt hatte, und ein Räthſel war gelöst, das ſeine vorangegangene Mutter ſelbſt, trotz alles Nachforſchens, nie zu enthüllen vermochte.

Wenige Tage nur verweilte Wolfram auf Schloß Berlichingen. Ehe er daſſelbe betrat, ſchienen Ruhe und Frieden wieder in ſein Inneres zurückkehren zu wollen, denn das Bewußtſeyn ſo großer Schuld war ja von ihm gewichen; aber während er dort umherwandelte, ward ihm wieder ſchwerer um das Herz, denn er ſah täglich das Ebenbild derjenigen, die zuerſt den Frieden von ihm genommen hatte. Er blickte hinab in das ſchöne Thal und jetzt traten ihm die Worte des heiligen Wendelin wieder vor die Seele. „Laß' mich," — ſagte er am Morgen des vierten Tages zu ſeinem Freunde Engelhardt — „laß' mich zurückkehren in meine einſame Klauſe, dort iſt meinem armen Herzen am wohleſten, dort will ich beten und mit ſtiller Ergebenheit in den Willen deſſen, der unſer Aller Geſchicke lenkt, an das gedenken, was einſt war und jetzt nicht mehr iſt." „So hat alſo die Welt gar keinen Reiz mehr für dich, mein armer Freund?" — fragte Engelhardt ſchmerzlich — „ſo kannſt du keine Freude finden beim Anblicke des häuslichen Glückes deines Bruders, daß du wieder von ihm ziehen willſt, von dem, den

die Vorsehung dir zum zweiten Male geschenkt hat?“ „Wo ist vollkommene Freude, Friede und Ruhe,“ entgegnete Wolfram, „wenn im Herzen des Menschen ein Wunsch, ein Gelübde noch unerfüllt bleibt?“ „So nenne mir diesen Wunsch, vielleicht kann ich mit dem Wenigen, was ich habe, beitragen zu seiner Erfüllung.“ „Laß mich ein Haus bauen zur Ehre Gottes an der Stelle, wo ich dich, den ich todt glaubte, zum ersten Male wieder sah, und die schwere Schuld von meiner Seele gewälzt wurde; dann hast du meinen sehnlichsten Wunsch, und ich habe das Gelübde erfüllt, das ich seit sieben Jahren in mir trug.“ „Es sei, der Platz mit dem ganzen Thalgrunde sei dein Eigenthum und das Eigenthum des Gotteshauses, das du hier gründen wirst; auch will ich dir förderlich seyn in Allem, dessen du sonst noch zu Vollbringung deines frommen Werkes bedarfst. Aber Eines sollst du mir gewähren: laß mich ruhen in deinem Hause, wenn ich dereinst zu meinen Vätern fahre, nebst meiner Gemahlin und meinen Kindern und Allen, die nach mir kommen und sich des Stammes und Namens von Berlichingen nennen.“

Was Engelhardt versprochen hatte, das hielt er auch getreulich. Schon nach wenigen Tagen sandte er seine Frohnleute aus, die mußten die ganze Waldung um den Platz, genannt Hochfeld, auslichten, und an der Stelle, wo die Quelle fließt, wurde der Grundstein zum Kirchlein gelegt. Wolfram von Bebenburg trat selbst unter die Zahl der Arbeiter, und bald stieg das Kirchlein in die Höhe, denn Engelhardt ließ

alle Nothdurft an Holz und Steinen in reichlicher Menge herbeischaffen. Wolfram war der Erste, welcher am Altare des neuen Gotteshauses diente, und nachdem sich noch drei weitere Brüder, Bernard, Niveling und Sibodo zu ihm gesellt hatten, zog er mit diesen gen Würzburg und bat den Kaiser, der sich eben wieder dort aufhielt, um die Confirmation des Klosters und den Bischof Gebhard von Henneberg um den Consens zu einer Sammlung. Beides wurde ihm ohne Widerrede bewilligt, und nun bauten sie sich Zellen an das Kirchlein; die Zahl der Brüder wurde immer größer und sie erwählten aus ihrer Mitte einen Abt Namens Herwig, denn Wolfram wollte der Geringsten Einer bleiben und ward für Alle ein Vorbild der Frömmigkeit und Demuth. Das Kloster aber wurde von seiner Lage „Schönthal" genannt, denn so war es dem Stifter angedeutet worden von St. Wendelin in der Steinkapelle.

VII.

Das Grabmal auf Caſtell.

Kennſt du den ſtillen Ort,
Wo von dem Grame
Dein Herz geneſen kann?
Grab iſt ſein Name.

Altes Volkslied.

1.

„Hol' mir meine Netze, Roſa!“ — rief eines Morgens Matthäus, der Fiſcher von Petershauſen, ſeinem Töchterlein zu, — „ich will verſuchen, ob ich heute nichts fange, es iſt Markttag; da magſt du dann unſere Waare zur Stadt tragen und einkaufen, was wir bedürfen.“ Roſa kam auf den Ruf ihres Vaters mit dem Netze in der Hand, aber ihr Blick war düſter, und leicht konnte man in ihren Augen noch Spuren von Thränen entdecken, die ſie ſchon in der Frühe des Tages geweint hatte. „Warum ſo betrübt, mein Kind?“ ſprach Matthäus, „ich ſehe, du haſt geweint, was fehlt dir denn?“ „Ach, lieber Vater,“ entgegnete das Mädchen, „was ſollte mir fehlen, da ich Euch habe, aber“ — bei dieſen Worten verhüllte ſie das Geſicht mit ihrem Tuche und

Thränen brachen aus ihren Augen — „laßt Euch erbitten, lieber Vater, bleibet heute zu Hause und geht nicht auf den See.“ „Warum denn nicht? weißt du nicht, daß unser Waarenvorrath alle ist; ich muß ans Geschäft, um etwas zu erwerben, es ist ohnedieß demnächst dein Namenstag, und da möcht' ich uns doch, dir zu Ehren, ein Stündlein gütlich thun.“ „Laßt dieß, lieber Vater, ich will schon mit meiner Hände Arbeit dafür sorgen, daß es uns bis dahin an einem vergnügten Tage nicht fehlen möge, aber heute, ich bitte recht inständig, bleibet zu Hause. Ich hatte diese Nacht einen gar schrecklichen Traum, ich sah Euch am See die Netze auswerfen, und wie schon einige Fischlein darin lagen, kam von der Au her ein mächtiger Aar auf Euer Schifflein niedergestürzt und wollte Euch die Fische rauben, ihr schluget nach ihm, er aber flog Euch ins Gesicht und hackte Euch die Augen aus. Da erwachte ich; es ahnete mir, als ob heute etwas Trauriges bevorstünde, und darum habe ich auch in der Frühe schon so geweint.“ „Was Träume,“ sagte der Alte, „darauf ist nicht zu gehen. Sieh nur, wie der See so heiter, wie die Reichenau so schön beleuchtet ist, was sollte mir da begegnen? laß deine Sorgen, ich werde wohl einen guten Fang thun, und dann wird mein Röschen mit Einem Male wieder fröhlich werden.“

Matthäus nahm sein Geräthe auf die Schulter und bot seiner Tochter die Hand zum Abschiede. Rosa ergriff dieselbe und bedeckte sie mit Thränen, ohne ein Wort zu sprechen, nur stumme Seufzer

drängten ſich aus ihrem Herzen. Mit Mühe wand ſich der Alte los und ging, weinend begleitete ihn Roſa zum Fahrzeuge und lange blickte ihr thränenvolles Auge dem Vater nach.

Das Mädchen blieb noch eine Zeit lang am Ufer ſtehen und ſah, wie der Vater der Stelle des Sees zuruderte, die man Eichhorn nennt; hierauf ging ſie wieder in ihre Wohnung zurück. Noch war ſie nicht dort angekommen, als ein Junker zu Pferde die Straße herabſprengte; es war Ritter Otto von Caſtell, der ſo eben ſeine Burg verlaſſen hatte, um nach Conſtanz zu reiten. „Guten Tag, Röschen!“ rief der junge Ritter, das Mädchen aber erwiederte kaum ſeinen Gruß, ſondern eilte ihrer Wohnung zu, — doch blickte ihr thränendes Auge bald noch einmal zurück und der Ritter ſah wohl, daß dieß kein Blick des Haſſes war. Wunderbare Gedanken zogen bei dieſer Scene durch Otto's Seele. „Was mag wohl dem lieben Mädchen fehlen?“ dachte er bei ſich. Schon oft war er an des armen Fiſchers Wohnung vorbeigezogen, und noch immer ward ihm ein freundlicher Gruß aus des Mädchens roſigem Munde zu Theil geworden. „Heute ſo gleichgültig und Thränen im Blicke? das muß ich wiſſen,“ ſprach er bei ſich, „ich will ſie ſelbſt fragen.“ Schon wollte er in die Fiſcherhütte eintreten, da beſann er ſich ſchnell wieder eines andern; „nein,“ dachte er, „ſie iſt allein zu Hauſe, ihr Vater fuhr eben auf den See, es möchte ihr unangenehm ſeyn, ich will lieber ſpäter wieder einſprechen, wenn er zurückgekehrt ſeyn wird.“ Traurig ritt

er die Straße dahin, denn Rosa's Schmerz, von dem er Spuren in ihren Augen entdeckt hatte, ging ihm sehr zu Herzen. Schon war Otto eine Strecke auf der Straße vorwärts geritten, als das Mädchen an das kleine Fenster ihrer Hütte trat und ihm nachblickte. „Es ist doch nicht recht," meinte sie jetzt, „daß ich dem lieben Herrn seinen Gruß nicht erwiederte, es mag ihm wehe gethan haben. Aber ich darf ja nicht, mein Vater sieht es nicht gerne, daß ich ihm gut bin, und doch liebt er mich so aufrichtig; — freilich, der Vater hat Recht, ein armes Mädchen und eines reichen Ritters Sohn, das will sich nicht gut zusammen schicken. Auch hätten die Leute gleich wieder Böses geredet, wenn ich nur ein Weilchen zu ihm hingestanden wäre. Nein, lieber Vater, deine Tochter will dir keinen Kummer machen, eher will ich den Ritter vergessen, so schwer mir dieß auch werden wird." Ein Seufzer entstieg bei diesen Gedanken ihrer Brust, der wohl zeigte, daß ihr Entschluß ihr nicht so leicht werden würde, denn schon geraume Zeit hatte ein Gefühl für Otto in ihrem Herzen Platz gewonnen, welches man Anfangs freundliche Zuneigung nennt, bis es sich immer entschiedener entfaltet und den Namen Liebe erhält.

Der Fischer Matthäus gehörte zu den Leuten des Ritters von Castell, er war es unter den Fischern des Fleckens hauptsächlich, der die Tafel seines Herrn mit Fischen versorgte. Da hatte Röschen immer, schon als sie noch ein ganz kleines Mädchen war, die Fische nach der Burg tragen müssen, und brachte dann jedesmal

ihrem Vater doppeltes Geld nach Hauſe, denn der Ritter von Caſtell, Otto's Vater, hatte das Mädchen wegen ſeiner Artigkeit und Beſcheidenheit lieb gewonnen. Des Ritters Sohn war beinahe in gleichem Alter mit Röschen, jedesmal verweilte ſie, wenn ſie ihre Waare an den Koch abgegeben, noch einige Zeit auf der Burg und ſah dem Spiele des muntern Knaben zu; — nach und nach näherte ſich dieſer dem Mädchen und das Kind des armen Matthäus wurde bald die liebſte Spielgenoſſin des reichen Ritterſohnes. So gründete ſich frühe in den Herzen der Beiden eine innige Zuneigung. Otto und Röschen wuchſen heran, der alte Matthäus ahnete, daß die Neigung ſeines Töchterleins zu dem Junker und Otto's Neigung gegen ſie leicht noch mehr werden könnte, und er trug deßhalb von nun an ſeine Fiſche ſelbſt auf die Burg, denn dem Gerede der Leute mochte er ſein liebes Kind nicht ausſetzen, das ſein einziger Troſt werden ſollte, nachdem er ſein gutes Weib zu Grabe getragen hatte. Roſa beſuchte von nun an die Burg Caſtell nicht wieder, aber nichts deſto weniger blieb ſie ihrem Jugendgeſpielen gut wie er ihr.

Lieblich ſenkte die Sonne ihre Strahlen eines Tages auf die herrliche Inſel Reichenau herab und lockte die Herrn des reichen Convents aus ihren düſtern Zellen hinaus. Die Einen wandelten durch die ſchönen Wieſenauen, Andere erholten ſich auf den traubenſchwangern Rebhügeln und noch Andere ließen ſich auf dem See ſpazieren führen, fiſchten oder trieben ſonſtige Kurzweile. Zu den Letztern hielten ſich

auch zwei edle Conventualen, Mangold von Brandis, Probst und Kellerherr des Klosters, ganz nahe verwandt mit dem damaligen Abte Eberhard von Brandis; und Edmund von Altenklingen, Domcantor des Convents. Beide waren von ganz verschiedenem Charakter; Edmund hatte ein äußerst sanftes Gemüth, denn wo Liebe zum Gesange ist, da kann nicht wohl etwas Rohes und Unreines im Herzen seyn; der Probst Mangold dagegen war ein hitziger, unversöhnlicher und rachgieriger Mann. Ob er gleich das eiserne Gewand seiner Vorfahren mit der Mönchskutte vertauscht hatte, so war darum doch sein Inneres für edlere Gefühle nicht empfänglicher geworden, unter dem härenen Gewande schlug ein Herz, noch härter als der Stahl, welcher einst die Brust seiner erlauchten Ahnen bedeckt hatte. Diese beiden Herrn nun suchten sich auf dem See zu vergnügen. Sie beriefen zwei Männer von den eigenen Leuten des Gotteshauses, welche einen Nachen zurüsten und die geistlichen Herrn auf dem See herum führen mußten.

Schon waren sie gegen das sogenannte Eichhorn gekommen, welches das Gebiet des Gotteshauses Reichenau von dem der Fischer von Gottlieben scheidet, als der Probst mit Einem Male ausrief: „halt' Schiffer, ich sehe dort Jemanden am Eichhorn in einem Nachen sitzen; trügt mich mein Auge nicht, so ist es ein Mann, der Fische fängt." Der Fährmann hielt eine Weile; „es mag seyn, ehrwürdiger Herr," sagte er zu dem Probste, „es ist ein Fischer, der eben jetzt sein Netz auswirft." „So laß uns schnell fahren,"

befahl dieſer, „das iſt einer, der in unſerem Gebiete fiſcht, ein Conſtanzer, die mir ſtets zuwider waren, fahre ſchnell, daß wir ihn noch erreichen können.“ In Kurzem waren ſie zur Stelle. Matthäus der Fiſcher — denn dieſer war es, den die Herrn von ferne erblickt hatten — fuhr ruhig in ſeinem Geſchäfte fort. Gerade zog er ſein mit Fiſchen angefülltes Netz aus dem Waſſer. Mit freudigem Blicke über den reichen Fang lud er die Fiſche aus, wollte eben das Netz reinigen und wieder nach Hauſe zurückfahren, als der Probſt ihm entgegenrief: „halt, Fiſcher und laß ſehen, was du gefangen haſt!“ Matthäus lenkte ſeinen Nachen zu dem Schifflein der geiſtlichen Herren hin, entblößte ſein Haupt und ſprach demüthig: „wählet Euch, ehrwürdige Herren, von dem reichen Fange, den mir Gott beſcheeret hat, nach Belieben Einiges aus.“ Neidiſch ſah der Probſt auf die Menge Fiſche hin, die im Nachen lagen und entgegnete mit höhniſchem Lächeln: „du biſt gar zu gütig, Fiſcher, ſage vielmehr: „„hier bring' ich Euch, liebe Herren, was ich Euch geſtohlen, laſſet mir nur ein Fiſchlein zukommen aus Gnade,““ ſchau her, frecher Bube,“ — des Probſtes Augen rollten bei dieſen Worten wild herum, und ſein Geſicht, das ſchon lange mit kupferrother Farbe überzogen war, (denn nicht umſonſt war er des Conventes Kellerherr) wurde noch feuriger; — „ſchau her, dieß iſt des Kloſters Gebiet, in welchem du deine Netze auswarfſt mit frevelhafter Hand.“ „Verzeihet, ehrwürdiger Herr, entgegnete ſanft der Fiſcher, daß ich ſagen muß, Ihr habet Unrecht; dort iſt

der Pfahl, welcher die Gränze zwiſchen der Au und denen von Gottlieben ſcheidet, ich habe ſie nur überſchritten, um eurem Schifflein näher zu kommen, weil ich ſah, daß Ihr auf mich zurudertet." „Wie, du willſt mich noch Lügen ſtrafen, frecher Bube?" ſchrie der Probſt mit noch wilderer Stimme; „nehmt ohne Weiteres die Fiſche," herrſchte er ſeinen Leuten zu, „ſie ſind des Kloſters." Auf ihres Herrn Befehl ſtiegen nun die Schifflente in den Nachen des armen Matthäus und wollten ihm ſeinen Fang entreißen; der aber griff nach dem Ruder, hob es in die Höhe und ſprach: „wenn Ihr mir Unrechtes zufügen wollt, ſo erwartet von mir ein Gleiches; wer mir zu nahe tritt, den trifft mein Ruder — nichts für ungut, ihr geiſtlichen Herren." Der Fiſcher wehrte ſich tapfer um ſeine Beute und die beiden Ruderer des Probſtes richteten nur wenig aus. „Nun, wenn er ſeine Fiſche nicht laſſen will," rief der Probſt, „ſo nehmet ihn ſelbſt." „Laßt das ſein, mein Bruder," redete ihm Edmund, der Sängerherr, zu, „es iſt nicht recht gehandelt von Euch; der Fiſcher hat nicht in unſerem Gebiete ſein Netz ausgeworfen, ich kenne die Gränzſcheide wohl." Doch der Probſt hörte auf die Mahnung ſeines Mitbruders nicht, ſondern ermunterte ſeine Leute noch mehr durch das Verſprechen: „wer mir den Buben bindet, der ſoll ein gutes Trinkgeld erhalten."

Schneller als Matthäus ſein Ruder zur nöthigen Gegenwehr ergreifen konnte, fielen ihm die beiden Schifflente des Probſtes in den Rücken; ſeine rieſige

Kraft mußte endlich der Stärke von Zweien unterliegen. Ein Dritter kam noch dazu, das war der Probſt ſelbſt, der hand eigenhändig mit einem Stricke die Arme des niedergeworfenen Matthäus. In wenigen Augenblicken war Alles geſchehen. „Mein Bruder," rief der Sängerherr, „ihr thut Unrecht vor Gott und Menſchen, deſſen mag ich nicht Zeuge ſeyn, ich fahre zurück und will es dem Abte melden." „Ah, bah," lachte der Probſt, „der iſt einſtimmig mit mir; ich gelte in der Au Alles, und zudem iſt ja der Abt mein Herr Vetter." Edmund ergriff das Ruder und ſteuerte mit eigener Hand der Inſel zu; dort angekommen, eilte er in das Kloſter und in das Gemach des Abtes, aber er fand es bei dieſem unwürdigen Manne ganz, wie der Probſt es vorausgeſagt; das Ende der Rede war: „mein Sohn Mangold hat recht gehandelt, denn ſolches geſchieht für des Kloſters Rechte."

Indeſſen fuhr der Probſt mit ſeinem Gefangenen der Inſel zu. Matthäus redete während der ganzen Fahrt Nichts, ſondern blickte nur von Zeit zu Zeit grimmig in des Probſtes mitleidsloſes Auge. „Du wirſt mich nicht mehr lange grimmig anblicken," ſagte Mangold mit bedeutſamem Nachdrucke. Bald waren ſie an dem Theile der Inſel angekommen, welcher die uralte Burg Schopfeln trägt. „Hier," ſprach der Probſt zu dem Fiſcher, „magſt du büßen für den Frevel, daß du dich einem Herrn von der Au widerſetzteſt." Er winkte einigen Leuten, welche am Ufer ſtanden, dieſe kamen herbei und führten den Gefan-

genen der Burg zu. „Hier magst du deines Handwerks eine Zeit lang müßig gehen," sagte Mangold mit teufliſchem Lächeln, „dort unten im Kerker treibe Kurzweil mit Kröten und Unken und büße für die Vielen von Conſtanz, die mir ſchon lange gehäſſig ſind." Mit dieſen Worten wandte er ſich ab und ging dem Kloſter zu. Matthäus aber ward von den Leuten des Probſtes gebunden in die Burg Schopfeln geführt. Als man im unterſten Verließ angelangt war, wurde er losgebunden, die Thüre abgeſchloſſen und der arme Fiſcher ſeufzte in einem der abſcheulichſten Gefängniſſe.

2.

Während dieß Alles geſchah, ſaß Roſa zu Hauſe in traurigen Gedanken an ihrer Arbeit. Das Eſſen war zugerichtet; jeden Augenblick glaubte ſie die Fußtritte ihres Vaters zu vernehmen, aber immer ſah ſie ſich wieder getäuſcht. Mittag war längſt vorüber, ſie ging an das Waſſer hinab und ſpähte umher, ob ſie nicht einen Nachen erblicke; — nirgends war eine Spur zu ſehen. „O Gott," ſeufzte das Mädchen bei ſich, „wenn nur meine Ahnung nicht in Erfüllung gegangen iſt! — ach, mein Vater, warum habt Ihr meinem Rathe nicht gefolgt!" Sie harrte lange am Ufer, aber es wollte ſich Nichts zeigen; dann ſetzte ſie ſich nieder und ſchaute mit thränendem Blicke über die blaue Fluth. Plötzlich hörte ſie eine männliche Stimme hinter ſich rufen, ſie blickte auf und vor ihr ſtand Ritter Otto von Caſtell. „Warum ſchon wieder

Thränen im Auge, liebes Kind?“ forschte der Junker mit freundlicher Stimme. Rosa erwiederte kaum den Gruß, sie verhüllte ihr Gesicht; nur ein Schluchzen war ihre Antwort. „Mein Vater, ach, mein armer Vater!“ — dieß waren die einzigen Worte, die sie endlich hervorbrachte. „Sei ruhig, liebes Röschen,“ tröstete sie Otto, nachdem er den Grund ihres Schmerzens vernommen hatte, „dein Vater wird wiederkehren; vielleicht ist er in Constanz bei der Fischerzunft, und hat sich nur in Etwas verspätet.“ „Ach,“ seufzte Rosa, „wenn meinem Vater Unheil widerfahren, wenn ihm gar am Leben etwas geschehen wäre, wo soll ich Verlassene hin!“ „Wie magst du doch so gar verzweiflungsvoll und übereilt sprechen,“ entgegnete Otto, „weißt du denn nicht, daß ein Freund dir zur Seite steht, der dich nie verläßt, der dich zu schützen vermag in aller Noth und Gefahr des Lebens, der dich schützen will, und gälte es auch gleich sein eigenes Leben.“ Die letzten Worte des Ritters trösteten das trauernde Mädchen, sie blickte auf zu Otto, und voll Liebe erwiederte dieser ihren Blick, der ihm noch reizender vorkam, da Thränen in demselben perlten. „Ja, Ihr werdet mich schützen,“ sagte Rosa, „das vertraue ich zu Euch, Ihr werdet vor den Menschen diejenige nicht verläugnen, die Eure Jugendspiele mit Euch theilte, der Ihr Euer Wohlwollen und Eure Freundschaft schon in so mancher Stunde zu erkennen gegeben habt.“ „Bei dem Kreuze meines Schwertes schwöre ich es dir, liebes Mädchen,“ rief Otto, ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Brust — „in

jeder Noth wende dich zu mir; wer dich oder deinen Vater kränkt, der ist mein Feind — ich will dein Rächer seyn, das können Menschen mir nicht wehren, das kann selbst mein Vater nicht, denn er will, daß auch ich den Namen eines Ritters nicht umsonst führe. Ach! dürfte ich nur handeln, wie ich wollte, du wandeltest längst nicht mehr in der armen Fischerhütte herum." „O, schweigt doch von dem, lieber Junker," erwiederte Rosa, „und wecket die frühern Hoffnungen, die längst dahingewelkt sind, im Herzen nicht mehr auf. Bleibet nur mein Freund — dieß einzige Wort haltet mir — wenn ich Eures Schutzes bedarf; damit ist die arme Fischerstochter ja zufrieden." Mit diesen Worten wand Rosa ihre Hand aus der des Ritters und eilte ihrer Wohnung zu; doch ihre Thränen hatte das Versprechen Otto's von Castell nicht stillen können. Otto stieg den Burgweg hinan, aber ihn erfreute nicht der Gesang der Vögel, nicht wohlthuend waren ihm die letzten goldenen Strahlen der Sonne, die eben im See niedertauchte. Das weinende Mädchen war das Bild seiner Träume.

Nur sehr kurze Zeit verweilte Rosa zu Hause, die immer bängere Sorge um ihren Vater trieb sie wieder hinab an den See. Schon erschien der Mond am Himmel und beleuchtete die nicht entfernte Reichenau. „Mein Vater!" rief Rosa weinend in die Fluth hinaus, „ach, mein Vater, wo bleibt Ihr denn?!" Sie band einen Nachen los, auf dem sie einigemale schon in Begleitung ihres Vater gefahren war, stieg in denselben, ergriff das Ruder und steuerte

in den See hinaus. Sanft gleitete das Fahrzeug durch die Fluthen, sie lenkte es dem Eichhorn zu, jenem Platze, wo ihr Vater gewöhnlich zu fischen pflegte. Sie fand hier nirgends eine Spur von dem Vermißten; — nicht ferne war die Reichenau, — ihr guter Engel leitete sie dieser Insel zu. Dort landete sie an der Stelle, wo die Burg Schopfeln liegt. Wunderbar! als sich ihr Nachen dem Ufer näherte, erblickte sie am Landungsplatze das Schifflein ihres Vaters an einem Pfahle angebunden.

Die alte Burg Schopfeln ist nur auf der einen Seite gegen Westen von der Seefluth bespült, und gerade dort, als dem sichersten Theile, war das Verließ für die Gefangenen. Tief gingen die Mauern ins Wasser hinab. Oberhalb der Wasserfläche war eine Oeffnung angebracht, durch welche frische Luft in das Kerkerloch des armen Fischers strömen konnte. Nahe bei dieser Oeffnung stieß Rosa's Nachen an die Mauer und blieb eine Weile an derselben lehnen: Horch, da hörte das Mädchen Laute einer menschlichen Stimme; sie hielt ihr Ohr hin und lauschte — Gott, welcher Schrecken und welche Freude doch auch zugleich, sie vernahm die Stimme eines Betenden, sie vernahm ein ihr dem Inhalte nach bekanntes Nachtgebet — es war die Stimme ihres Vaters. „Mein Vater," rief sie hinunter, „o Gott, ist das eure Stimme, die ich vernehme?" „Ach, leider ja," erwiederte der Gefangene, „aber wie kommst du hieher?" „Lieber Vater, Gott hat mich hieher geführt, um Euch zu retten, aber welche böse Macht hat denn

ſolch ſchreckliches Geſchick über Euch verhängt?" Mit wenigen Worten erzählte der alte Matthäus ſeiner Tochter die Schlechtigkeit des mitleidsloſen Probſtes. „O, wie ſind doch die Menſchen ſo böſe," ſeufzte Roſa; „ach, warum habt Ihr auch meinem Rathe nicht gefolgt, — doch, ſagt mir, lieber Vater, was kann ich für Euch thun?" „Meine Tochter," entgegnete Matthäus, „der mich gefangen nahm, iſt ein ſchlimmer Mann, und wird mich wohl lange ſchmachten laſſen, doch hat er es gethan ohne Wiſſen des Abtes. Vielleicht läßt der mich frei — gehe zum Biſchof nach Conſtanz, der vermag etwas bei ihm, denn er iſt ſein Vetter — und läßt der Abt mich nicht frei, ſo wird hoffentlich die Fiſcherzunft zu Conſtanz etwas für mich thun: ſie werden ihren Zunftgenoſſen doch nicht verderben laſſen." „Wiſſet Ihr aber auch gewiß, lieber Vater," fragte Roſa, „daß das Euch zugefügte Unrecht ohne den Abt geſchah? — dann will ich ſelbſt zu ihm gehen und ihn bitten; freilich gehört er nicht eben unter die wackern Regenten der Au, doch, mit Gott will ich es wagen! Gott der Barmherzige tröſt' Euch indeſſen, lieber Vater, und verleih' Euch eine gute Nacht!" „Gott ſegne dein Vorhaben, liebes Kind!" ſprach der Gefangene.

Roſa dankte Gott von ganzem Herzen, daß er ihr gezeigt, wo ihr Vater ſchmachte und ſie ſelbſt zu deſſen Retterin erkohren habe. Sie ergriff das Ruder und ſteuerte längs der Inſel hinauf. Schon war die Zinne des Thurmes, den einſt der würdige Abt Hatto erbaut hatte, vor ihren Augen, bald war ſie am Landungs-

platze des Kloſters, wo eine Straße zu demſelben führte. Jetzt erſt däuchte es ihr ſchwer, das Werk auszuführen — ein Mädchen, und allein in ein Kloſter gehen. Doch, die kindliche Liebe überwand alle Bedenklichkeiten.

Hell erleuchtet war noch die Burg Reichenau, genannt die Pfalz, welche Abt Diethelm von Caſtell in herrlichem Style erbaut hatte. Von lautem Freudengeſchrei ertönten die weiten Hallen, die oft ſchon das Nachtlager von Kaiſern und Königen geweſen waren. Auch dießmal war gerade Beſuch auf der Burg. Heinrich von Brandis, der Biſchof von Conſtanz, ein naher Anverwandter des Abtes, hatte von ſeinem Luſtſchloſſe Hegne herüber eine Spazierfahrt auf die Reichenau gemacht; er verweilte ſich dieſes Mal länger als gewöhnlich bei ſeinem geiſtlichen Vetter, die Herrn ſaßen in traulichem Kreiſe bei einander und thaten ſich gütlich. Abt Eberhardt hatte Allem aufgeboten, um ſich vor dem Biſchofe in vollem Glanze zu zeigen. Der Ritter von Salenſtein, als Schenke der Reichenau, mußte gar oft den Becher mit edlem Schlaitheimer krebenzen, um die ſtets durſtigen Kehlen der geiſtlichen Herren zu laben. Der von Hohenkrähen, als Truchſeß, hatte das beſte Wildpret aufgetiſcht, das auf dem Gebiete ſämmtlicher Kloſtervaſallen erjagt werden konnte. Doch man achtete der Speiſen nimmer ſo ſehr, ſeitdem der edle Schlaitheimer ſo fleißig ſeine Runde machte. „Wen machen nicht alle Becher beredt?“ ſo hieß es jetzt auch bei den geiſtlichen Herren, die mehr als gewöhnlich dem lieblichen Tranke zuge-

ſprochen hatten. Bald war kein Unterſchied mehr zwiſchen Biſchof und Abt, es galt jetzt nur das trauliche „Herr Bruder“ zwiſchen ihnen, während die Becher erklangen, und ſelbſt den übrigen Amtherren wurde von Seiten des Biſchofs dieſer Titel öfters zu Theile. „Herr Bruder“ — ſo wandte ſich der Biſchof im Verlaufe des Geſpräches an den Probſt Mangold von Brandis, der neben ihm ſaß — „mich will bedünken, meine Conſtanzer ſeyen Euch nicht gar grün.“ „Das kümmert mich wenig,“ erwiederte mit lallender Zunge der Kellerherr, „mein Schlaitheimer ſchmeckt mir nicht minder gut, wenn auch die Spießbürger mir grollen. Doch, Ihr dürft Euch eben nicht allzuſehr vermeſſen, auch Ihr ſitzet nicht gar feſt auf Eurem Stuhle, jeden Tag wär' es ihnen angenehm, wenn Ihr der Welt Valet geben wolltet.“ „Das mag Euch ſo hingehen,“ ſagte der Biſchof, „wegen der Vetterſchaft, die bleibt ja doch zwiſchen uns: was kümmern uns die Conſtanzer.“ „Zum Teufel,“ ſchrie der Probſt mit lallender Zunge, „mögen ſie alle fahren, darauf laßt uns die Gläſer anſtoßen, Herr Bruder!“ Der Biſchof, Abt Eberhardt und Probſt Mangold ſtießen die Becher aneinander, daß es laut erklang; doch noch lauter tönte ihre Stimme, und die der übrigen Amtherren und Conventualen: „zum Teufel mit dem gemeinen Krämervolke in Conſtanz und am ganzen See!“

Noch ertönte das Geſchrei der geiſtlichen Herren, in das auch der Ritter Wölfle von Brandis, Vetter des Abtes und Probſts, ſo wie alle anweſenden

Dienſtleute des Kloſters einſtimmten, als der Pförtner mit der Meldung eintrat, „es ſei noch Jemand draußen, und wünſche den gnädigen Herrn Abt zu ſprechen.“ „Zum Henker,“ rief dieſer, „läßt man uns denn nie ungeſtört, wann uns wohl iſt? — mag morgen kommen.“ „Mit Erlaubniß, gnädiger Herr,“ ſagte der Kloſterbruder, „es iſt, ſo viel ich im Scheine des Lichtes wahrnahm, ein Mägdlein, und bittet dringend um Gehör.“ „Ah! Herr Bruder,“ fiel der Biſchof ein, „ſo etwas könnt Ihr freilich nicht abweiſen, und ich weiß, Ihr thut's auch nicht.“ Auf einen Wink des Abtes ging der Pförtner hinaus und kam in wenigen Augenblicken, mit einem holden Mädchen von neunzehn Jahren an der Hand, wieder zurück. Stumm und ſchüchtern blieb das Mädchen ſtehen, als ſie den hellerleuchteten Saal und die Tafel, umgeben von ſo vielen geiſtlichen und nichtgeiſtlichen Herren, erblickte und gab ſo der Verſammlung wider Willen Gelegenheit ihre ſchönen Geſichtszüge zu betrachten, denn damals trugen nicht-adelige Jungfrauen noch keine Schleier, auch wäre es bei Roſa in der That Schade geweſen, wenn ſie ihre ſchönen, lebensfriſchen Wangen und ihr blaues Augenpaar mit ſolch einem neidiſchen Tuche verhüllt hätte. „Bei St. Jörgen, meinem Schutzpatrone“ — ſagte Wölfle von Brandis, indem er als geübter Kenner das Mädchen vom Kopfe bis zu den Füßen hinab muſterte — „um die könnt' ich ſchon eine Lanze brechen, ob es mir gleich nur eine Dirne von gemeinem Stande zu ſeyn dünkt.“ „Und ich,“ bemerkte der Probſt, „möchte wohl auch

um ihretwillen der Kutte entſagen, wenn ich nur noch ein Jährlein fünfzehn oder zwanzig jünger wäre.“ So bemerkte der Eine Dieß, der Andere Jenes, und manche Rede entfiel den geiſtlichen Wüſtlingen, worüber Roſa, ohne gerade ihren eigentlichen Sinn zu erfaſſen, doch unwillkührlich erröthen mußte. „Ei, ſo komm doch heran, ſchönes Kind,“ rief der Abt, nachdem er ſie lange genug mit ſeinen lüſternen Augen begafft hatte — „du willſt ja zu mir, wie ich höre, wem gehörſt du, und was iſt dein Anliegen?“ Nach einigem Zögern nahete ſich das Mädchen, küßte dem Abte ehrfurchtsvoll die Hand, ließ ſich auf ein Knie vor ihm nieder und begann: „Ehrwürdiger, gnädiger Herr, ich bin die Tochter des armen Fiſchers Matthäus von Petershauſen, ich komme und bitte Euch flehentlich, daß Ihr meinen Vater losgeben möget, der in Eurer Burg Schopfeln gefangen liegt, — und ich weiß doch nicht, was der arme Mann verbrochen hat“ — bei dieſen Worten brach ſie in Thränen aus und konnte nicht weiter fortreden. „Schon gut, ſchon gut, ich weiß von der Sache,“ entgegnete der Abt, „dein Wunſch ſoll erfüllt werden, ſchönes Kind; morgen mit Tagesanbruch wird dein Vater frei, deſſen darfſt du gewiß ſeyn.“ Dankend küßte Roſa des Abtes Hand, ſtand auf und verließ ſchnell die geiſtliche Pfalz.

3.

Von dem Kloſter aus ſchlug Roſa ihren Weg der alten Münſterkirche zu ein. Links am Portale

derſelben befindet ſich ein berühmtes aus Holz geſchnitztes Bild, den leidenden Erlöſer am Oelberge vorſtellend; vor dieſem ſank ſie nieder und verrichtete ihre Andacht; ſie dankte Gott inbrünſtig, daß er ihr Vorhaben ſo gut habe gelingen laſſen. Nachdem ſie die heilige Stätte verlaſſen, eilte ſie wie ein ſchnellfüßiges Reh, das der Verfolgung ſeiner Jäger entronnen, dem Ufer zu. Wohl hatte ſie oben an der Tafel bemerkt, wie einige der Herren lüſterne Blicke auf ſie warfen und dann wieder einander leiſe in die Ohren raunten. Ihre Befürchtung war auch nicht ohne Grund geweſen.

Schon ſtand ſie neben ihrem Nachen und wollte ihn eben losbinden, als eine Geſtalt in Mönchskutte auf ſie zuſchritt. „Halt, ſchönes Kind,“ rief dieſe ihr zu, „laß mich auch in deinen Nachen ſteigen und mit dir ans andere Ufer fahren, es iſt eine gar ſchöne Mondnacht; da drinn in den dumpfen Hallen wird Einem gar ſo heiß, da will ich mich denn noch zuvor in Gottes friſcher Luft auf dem See bewegen, ehe ich zur Ruhe gehe. Du ſollſt ein hübſches Fahrgeld erhalten — oder noch beſſer, ich ſchaffe dir, daß dein Vater frei wird; denn, unter uns geſagt — mit dieſen Worten trat er näher zu ihr — der Abt iſt ein liſtiger Mann und ſeinem Worte nicht immer zu trauen, und der, welcher deinen Vater gefangen hält, gilt mehr im Kloſter, als der Abt ſelbſt, das iſt der Probſt und Kellerherr Mangold von Brandis. Vor dem vornehmen geiſtlichen Herrn, den du geſehen — es iſt der Biſchof von Conſtanz — ſtellte ſich der

Abt nur ſo, um keinen Schein der Hartherzigkeit auf ſich zu laden; aber, ich ſage dir, dein Vater wird nicht frei ohne meine Fürſprache; laß mich mit dir fahren, dann will ich ein kräftig Wort bei dem Probſte einlegen, der hat den Schlüſſel zu deines Vaters Kerker." „Ach, thut das, ehrwürdiger Herr," bat Roſa, „ich flehe Euch recht inſtändig darum an, daß ich den Weg nicht vergebens gemacht habe." „Nur unter der Einen Bedingung," entgegnete der Mönch. „werde ich dir helfen, wenn du mich bis dahin mit dir nimmſt, wo die Inſel gegen Schopfeln endet." „O, was denkt Ihr, ehrwürdiger Herr, ein Mägdlein mit einem geiſtlichen Herrn allein und bei Nacht über den See fahren! bedenkt doch meinen Ruf und Eure ſtrenge Regel, das kann ich nicht thun, um meiner Ehre willen." „Noch Ein Wort — dieß ſprechend ergriff er Roſa's Hand und hielt ſie feſt in der ſeinigen — Mädchen, du handelſt gegen dich ſelbſt, wofern du nicht einwilligſt; ſieh mich an, ich bin der gefürchtete Probſt Mangold, Herr über den Abt und in Wahrheit der Regent des Kloſters; ich bins, der deinen Vater gefangen legte, ich allein kann ihn frei machen; — ſieh her, dieß hier iſt der Schlüſſel zu ſeinem Kerker, wer will ihn mir nehmen? Zur Stunde ſchließ' ich den Kerker deines Vaters auf, wenn du mich auf deinem Nachen bis hin gen Schopfeln mit dir nimmſt; wo nicht, ſo wird dein Vater die Freiheit nimmer mehr erblicken." „Nehmt mich ſtatt meines Vaters zur Gefangenen," ſprach Roſa, „und laſſet ihn frei, nur mutbet mir nicht zu, ehrwürdiger

Herr, daß ich mit Euch allein über den See fahre.“ „So kommſt auch du mir nicht von dieſer Stelle,“ ſchrie der Probſt; er faßte Roſa's Hand und wollte ſie mit Gewalt aus dem Nachen ziehen, in welchem ſie ſchon mit einem Fuße ſtand, als eine zweite Mannesgeſtalt herzutrat. „Herr Probſt,“ rief dieſe, „was beginnt ihr da?“ Der Probſt wandte ſich nach der Stimme — es war Edmund von Altenklingen, der Sängerherr; auf dieſe Weiſe gewann Roſa Zeit, ſich loszureißen, ſie ſprang in den Nachen und ruderte vom Ufer. Wild blickte der Probſt nach ſeiner entronnenen Beute; „ich will mich rächen,“ ſchrie er noch über das Waſſer hinüber, ſo daß es Roſa hörte, dein Vater ſoll mir ſchrecklich büßen für deine Hartherzigkeit, du ſprödes Dirnlein; bei meiner Seligkeit ſei's geſchworen!“ Hierauf wandte er ſich von Roſa weg, ſcheltend gegen Edmund und machte dieſem Vorwürfe, daß er ſich unberufen hier einmiſche. „Danket mir vielmehr dafür,“ entgegnete der Sängerherr, „daß ich Euch von Eurem Unrechte zurückhielt; glaubet mir, daß es einen rächenden Gott gibt, dem ſolches ein Gräuel iſt.“ Roſa fuhr indeſſen mit kräftigen Ruderſchlägen den Weg, welchen ſie gekommen war, wieder zurück und dankte Gott inbrünſtig, daß er ſie aus den Händen dieſes ſchlechten Menſchen errettet habe. Sie war nun frei; aber die Hoffnung, auch ihren Vater befreit zu ſehen, worüber ſie noch vor wenigen Augenblicken ſo ſehr erfreut geweſen, hatte der gottloſe Pfaffe ihr ganz aus dem Herzen geriſſen und — ſie ſchauderte bei dem bloßen Gedanken — um ihretwillen

hatte er dem alten Manne so fürchterliche Rache geschworen. Ihr Herz war noch betrübter als zuvor. In solcher Stimmung fuhr sie über den See, so kam sie in ihrer einsamen Wohnung an; ihr Vertrauen war jetzt allein auf Gott und den Ritter Otto von Castell gerichtet.

Kaum war der Mond am Himmel verschwunden und das erste Frühroth aufgetaucht, so ging schon eine vermummte Mannesgestalt aus den dunkeln Mauern des Klosters den Weg gegen die Burg Schopfeln zu. Der Wanderer ging auf keinem guten Wege, das konnte man ihm wohl ansehen; an dem eifrigen Selbstgespräche bemerkte man gleich, daß er etwas auszuführen beabsichtige, worüber er noch nicht recht einig mit sich selbst war. Jetzt hatte er die Burg erreicht; auf einen leisen Ruf von ihm öffnete sich das Thor und schloß sich eben so schnell wieder hinter ihm zu.

So eben war der arme Matthäus im Kerker auf seinem Strohlager erwacht. Wie ein Traum war es ihm gewesen, daß er die Stimme seiner Tochter den Abend zuvor gehört habe. Da vernahm er Tritte, sie kamen näher — o Gott, dachte er bei sich, vielleicht naht Befreiung. Aber, wie erschrack der arme Fischer, der sonst von keiner Furcht wußte, als sein Todfeind, Probst Mangold, vor ihm stand. Matthäus erwiederte kaum den Morgengruß, den ihm der Probst mit falschem Blicke zuwarf; er sah wohl, daß unter dieser Freundlichkeit eitel Bosheit verborgen lag. „Was sagst du dazu," begann der falsche Mönch, „wenn ich dir die Freiheit ankündige und dich sogleich in Frieden

deines Weges ziehen laſſe?“ „Das iſt nicht mehr als billig von Euch,“ erwiederte Matthäus, ohne viele Notiz von ſeinem Beſuche zu nehmen. „Nicht ſo trotzig,“ ſprach der Probſt mit verſtellter Sanftmuth; „wiſſe, der Abt iſt ein ſtrenger Mann, Verletzung der Rechte ſeines Kloſters ahndet er ſchwerer als Beleidigungen gegen ſeine eigene Perſon. Jahre lang würde er dich ohne beſondere Verwendung im Kerker ſchmachten laſſen, darum bin ich hier, um dich zu befreien; — aber nicht nur frei machen will ich dich, ſondern auch dieſen Beutel mit Gold ſollſt du zum Geſchenke erhalten, woferne du mir eine einzige Bitte gewährſt.“ Bei dieſen Worten hielt der gottloſe Mönch dem armen Fiſcher eine wohlgefüllte Börſe vor Augen. „Und was wäre denn das für eine Bitte?“ fragte Matthäus, ohne einen Blick auf das Geld fallen zu laſſen. „Ich habe dein Töchterlein geſehen, und die gefällt mir recht wohl —“ „ſo,“ unterbrach ihn der Fiſcher heftig und ein wüthender Blick fiel auf den Probſt, „ſo, meint Ihr, die werde ich an Euch verkuppeln um Euer elendes Geld? haltet Ihr mich für einen ſolchen Vater? Laßt mich in meinem Kerkerloche, mit der Tochter Ehre will ich meine Freiheit nicht erkaufen.“ „Nicht ſo raſch, armes Fiſcherlein,“ höhnte Mangold, „ich kann noch andere Saiten aufziehen, wenn du mir nicht willfahren willſt, ſchaue um dich, ich bin in dieſem Augenblicke Herr über dein Leben, ich kann dich zwingen!“ Dieß ſagend, öffnete er die Thüre und winkte zweien handfeſten Knechten herein, welche außen ſchon des Befehles ihres Herrn warteten. „Mein

Leben könnt Ihr mir nehmen," sprach nochmals der Fischer, „Ihr könnt mich in diesem unterirdischen Kerker verschmachten lassen, aber nicht nöthigen, daß meine Tochter Eure Bublerin werde." „Nun denn," schrie der Probst außer sich vor Wuth, „so werk: ein Opfer meiner Rache, die ich geschworen habe zur Stunde, da du in meine Hände gerietheſt, die ich erneuerte vor deinem ehr- und tugendsamen Töchterlein!" Er zog einen Dolch unter dem Gewande hervor — „wähle dieß, oder — gib mir deine Tochter, und du sollſt frei und reich werden." „So drohſt du, unwürdiger Diener Gottes?" entgegnete Matthäus, „laß uns sehen, wie weit deine Macht geht." Er wollte sich aufraffen und den Probst an der Kehle fassen, aber in eben dem Augenblicke wurde er von den beiden Helfershelfern ergriffen, aller Widerstand war vergeblich, der Probst fiel von hinten über ihn her und in wenigen Augenblicken war das Werk der abscheulichſten Bosheit an dem armen Matthäus vollführt: mit geblendeten Augen lag er auf seinem Strohlager, den, der sich so schwer an ihm versündigt hatte, konnte er nicht mehr erblicken, Hände und Füße waren in Fesseln gelegt. „Gottloser, verworfener Mensch," stöhnte der Fischer dem Probſte nach, der sich der Kerkerthüre zuwandte und noch einen Blick teufliſcher Schadenfreude nach seinem unglücklichen Opfer zurückwarf, „das Maaß deiner Bosheit iſt voll! Denke an den, der da spricht: „„mein iſt die Rache, ich will vergelten"": derselbe wird auch mich rächen." Aber hohnlachend schlug der Pfaffe die Thüre hinter sich

zu und überließ den armen Matthäus seinem Schmerze und der Verzweiflung.

Während diese Unthat auf der Reichenau verübt wurde, erwachte Rosa zu Hause in ihrem einsamen Kämmerlein von einem unruhigen Schlafe. Das Traumbild aus jüngster Zeit hatte sie wieder aufgeschreckt, sie sahe den Adler wieder, wie er, nachdem er ihrem Vater die Augen ausgehackt hatte, auf einen steilen Felsen zurückflog. Bald nachher sahe sie auf der Höhe eine Flamme aufsteigen, welche den Adler mit samt seinem Neste verzehrte. Bange Ahnungen bemächtigten sich ihrer, aber das konnte sie nicht ahnen, daß gerade in dieser Stunde das Schrecklichste ihres Traumes an ihrem Vater in Erfüllung gehe. Während sie aufstand und auf Mittel und Wege zur Befreiung ihres Vaters sann, fiel ihr Otto von Castell ein, der ihr Hülfe in jeder Noth versprochen hatte, auch erinnerte sie sich der Worte ihres Vaters, daß sie sich an die Fischerzunft zu Constanz wenden solle, wenn es anders nicht ginge. — Unterdessen war der Probst schon wieder ganz unbemerkt in den Mauern seines Klosters angekommen und freute sich im Stillen seiner wohlgelungenen Rache.

4.

Eben tauchte der Sonne goldenes Haupt aus den Fluthen des Bodensee's empor, ihre ersten Strahlen vergoldeten die lange Gebirgskette gegen Süden, als man ein holdes Mädchen mit den Spuren düstern Grames in den Zügen, den Weg nach der Burg

Caſtell hinanſteigen ſah. Sonſt, wann Roſa dieſen Weg ging, blieb ſie bei jedem Schritte ſtehen und blickte zurück auf die herrliche Gegend, die vor ihr lag, nie ging ſie an der Bauernhütte vorbei, wo jetzt das ſogenannte Kühhaus ſteht, ohne den Bewohnern derſelben den Morgengruß zu bieten: heute hatte ſie zu Allem dem keine Zeit, ohne umzuſehen ſtieg ſie den geſchlängelten Burgweg hinauf und eilte dem Schloſſe zu.

Auf Burg Caſtell war man ſchon frühe wach, unter die erſten, die jeden Tag auf dem Platze waren, gehörte der Burgherr ſelbſt und ſein Sohn. Ein Diener führte Roſa auf ihr Verlangen ſogleich in die Wohnſtube des Ritters, wo der alte Herr eben bei ſeiner Morgenſuppe ſaß. Das Mädchen nahete dem Lehnſtuhle, und bedeckte die Hand des Herrn mit den Thränen, welche ihren bleichen Wangen entſtrömten. „Was iſt dir, Roſa," fragte der Ritter mit milder Stimme, „wer hat dir etwas zu Leide gethan?" „O Gott, mein Vater ſitzt gefangen im Verließ der Burg Schopfeln auf der Reichenau, Probſt Mangold hat den Schuldloſen eingekerkert und noch Schrecklicheres drohte er an ihm auszuüben; helft mir doch, gnädiger Herr, um Gottes willen bitte ich Euch darum." So flehend warf ſie ſich auf die Kniee nieder und umſchlang des Ritters Füße. „Stehe auf, liebe Tochter," tröſtete ſie der alte Ritter, „dein Vater iſt mir lieb, ihm ſoll Hülfe werden; mein Sohn Otto ſelbſt ſoll ihn frei machen. Er ertheilte einem Diener Befehl; dieſer ging und bald darauf erſchien Otto vor ſeinem

Vater. Ach, wie ſchlug Roſa's trauriges Herz ſo freudig wieder, als ſie ihren Freund — denn mehr durfte er ihr ja nicht ſeyn — zu ſehen bekam. Er grüßte ſie liebreich; mit halblauter Stimme erwiederte ſie den Gruß, aber ihr noch thränendes Auge begegnete bedeutungsvoll dem ſeinigen, und dieſer Blick ſagte Otto nur zu deutlich, daß jetzt die Stunde gekommen ſei, wo er ſein dem Mädchen gegebenes Ritterwort löſen könne und ſolle. Der alte Ritter beſprach ſich nun über dieſes Ereigniß mit ſeinem Sohne. „Gnädiger Herr," bemerkte Roſa dazwiſchen, „mein Vater ſetzt große Hoffnung auf die Fiſcherzunft zu Conſtanz, wenn ich dort ein Wort reden dürfte, ſo würde dieſe gewiß auch ihre Hülfe bieten." „Wohl," ſprach der alte Herr, „mein Sohn ſoll ihr Anführer ſeyn, denn ohne Führer möchten ſie wohl wenig ausrichten, Schopfeln iſt eine feſte Burg." Nach einigen weitern Befehlen ſeines Vaters verließ Otto das Gemach, indem er ſich mit einem liebevollen Blicke von Roſa verabſchiedete. Roſa ſollte nach des Ritters Wunſche einſtweilen auf Caſtell bleiben, bis die Fehde geendet und ihr Vater wieder in Freiheit wäre. Sie dankte für das huldvolle Anerbieten, nahm es aber nicht an, indem, wie ſie beiſetzte, „nur eine Freudenloſe und Traurige den häuslichen Kreis trüben würde," ſondern verließ die Burg und wollte in ihrem ſtillen Kämmerlein der Befreiung und Wiederkehr ihres geliebten Vaters harren.

Mit Anbruch des Morgens ſah der Thurmwächter auf Burg Schopfeln einen dunkeln Punkt auf der

Wasserfläche von Constanz her, welcher, je näher er kam, immer größer wurde; jetzt konnte man Fischernachen unterscheiden, deren Anzahl dem Wächter größer däuchte, als er, bei der damals schon üblichen Inselfahrt, je zuvor gesehen hatte. Die Fahrzeuge kamen näher, sie waren mit Menschen angefüllt, die aber nicht blos Ruder mit sich führten, sondern ihre emporragenden Lanzen und Hellebarden in der Morgensonne erglänzen ließen, und das Ganze hatte gar kein freundliches Ansehen. „Das sind Feinde," rief er den im Hofraum stehenden Burgleuten zu, „eilet und schaffet Hülfe, ehe sie uns überfallen können." Schnell machte ein Bote Meldung in das Kloster, daß ein feindlicher Zug gegen die Burg heranrücke: in wenigen Augenblicken standen die Dienstmannen des Klosters gerüstet, an ihrer Spitze Wölfle von Brandis. Kaum konnten sie die Burg noch erreichen, als die Feinde schon an deren westlicher Seite ihre Nachen anlegten: es war die ehrsame Fischerzunft von Constanz; nicht Einer war ausgeblieben, denn alle waren dem redlichen Matthäus von Herzen gut, aber dießmal führten sie Schwerter und Lanzen anstatt der Ruder, und nicht minder rüstig als ihre gewöhnlichen Werkzeuge wußten sie jene zu führen. Während so die Fischer Schopfeln von Westen her belagerten, kam Otto von Castell mit einer Schaar Reisiger, die er in der Schnelligkeit aufgeboten hatte, von Osten herangezogen. Ihm zur Seite lief ein junger Knappe, der sich, als Otto mit der Fischerzunft den Ueberfall verabredete, vor den Thoren von Constanz freiwillig zu ihm gesellt hatte, ob man ihm

gleich, ſeiner Jugend wegen, mehrmals zugeredet hatte, zu Hauſe zu bleiben, aber vergeblich.

Nachdem ſo die Burg von beiden Seiten umſtellt und jeder Ausgang abgeſchnitten war, ließ der junge Ritter von Caſtell die Beſatzung auffordern, den gefangenen Fiſcher Matthäus auf der Stelle herauszugeben. Wölfle von Brandis wies die Aufforderung hartnäckig zurück, er ſpottete über Otto, der ſich mit ſolch gemeinem Volke verbinde, um eines elenden Fiſcherleins wegen die Burg des mächtigen Herrn der Au zu überfallen, und ein Regen von Pfeilen begleitete die höhniſche Antwort. Dieß ward die Loſung zum Sturme. Die Fiſcher ruderten bis an den Eingang zur Burg vor, ſie bildeten von ihren Schilden ein Dach über ſich, an welchem die Pfeile abprallten; am Thore angelangt, ſprangen ſie zugleich aus ihren Nachen und hatten bald alle Zugänge beſetzt. Zu gleicher Zeit ſtürmten Otto's Reiſige von der öſtlichen Seite her die Mauern ohne vielen Widerſtand. Die Fiſcher hieben mit ihren Streitäxten kräftig an das nicht gar feſte Thor und gewannen ſo eine Bahn in das Innere der Burg. Wölfle mußte die Seite ſchützen, von woher Otto mit ſeiner Mannſchaft anſtürmte, wie er aber ſahe, daß das weſtliche Thor bereits klaffe, verließ er die Mauerzinne, und wandte ſich dahin, wo er die größere Gefahr vermuthete. Otto und der junge Knappe an ſeiner Seite waren die erſten auf der Mauer, und letzterer pflanzte die Siegesfahne auf der Zinne auf. Jetzt befand ſich Wölfle in einer höchſt peinlichen Lage, denn während er die Fiſcher

von dem geöffneten Thore wegzudrängen versuchte, sprangen Otto und der Knappe mit sammt den Reisigen ins Innere des Burghofes; ein hitziger Kampf begann: Wölfle von Brandis war auf allen Seiten von Feinden umringt. Mitten im Streite verließ der Knappe den Ritter von Castell, von dessen Seite er bisher nicht wegzubringen gewesen war, und eilte dem Burgverließe zu.

Der arme Geblendete in seinem unterirdischen Kerker hatte sich eben von seinem ärmlichen Strohlager erhoben und übte seine Morgenandacht, als er einen heftigen Lärmen, Schwertergeklirr und Rufen der Streitenden vernahm. „O Gott," sprach er bei sich, „ich danke dir, du sendest bald meine Rächer!" Da klirrte es vor seiner Kerkerthüre, eine Art hieb daran, daß sie auseinander sprang; Rosa, das Mädchen im Kriegskleide, stürzte in die Arme ihres befreiten Vaters. „Mein Gott," rief der alte Fischer, „wer bist du, mein Befreier, daß ich meinen Dank zu deinen Füßen legen kann?!" „Deine Tochter ist es, lieber Vater, deine Rosa, der es vergönnt war, die Riegel deines Kerkers zu sprengen; sieh mir doch nur ins Angesicht!" Der unglückliche Mann blickte das Mädchen mit leeren Augenhöhlen an; — Schrecken lähmte alle ihre Glieder, als sie den Geblendeten sah, sie sank neben ihm nieder und konnte Nichts als Thränen der Verzweiflung vergießen. — „Vater im Himmel, sei du sein Rächer!" — Dieß waren ihre Worte, als sie sich wieder aufrichtete; dann eilte sie wieder die Treppe des Kerkers hinauf in den Burghof.

Hier war der Kampf gerade in seiner fürchterlichsten Hitze; Wölfle von Brandis wehrte sich gleich einem angeschossenen und von den Jägern gehetzten Wilde, er hatte sich Otto von Castell zum Gegner gewählt. An Reife, Alters- und Körperkraft dem Jünglinge weit überlegen, führte er gerade einen mächtigen Stoß gegen Otto's Brust, als Rosa, dieß kaum gewahrend, sich zwischen Beide warf und in ihrem treuen Herzen die tödtliche Wunde empfing.

Wölfle schlug sich mit Wenigen, die noch übrig geblieben waren, durch die Haufen der Fischer hindurch, die den Eingang besetzt hielten, und ehe er noch die traurige Botschaft von dem Vorgefallenen in das Kloster brachte, stiegen schon die Flammen auf allen vier Seiten der Burg gen Himmel und zeigten, wer Sieger geblieben war. Otto von Castell hatte den jungen Knappen neben sich niedersinken sehen, er nahm die Sturmhaube von dessen Haupte — da wallten blonde Locken ihm entgegen und ein blaues Augenpaar, das er wohl kannte, blickte ihn schmerzlich an. „O, du guter Engel," rief er, — „für mich hast du dein junges Leben gelassen — im Tode noch wolltest du mein gehören, da der Lebende dich nicht besitzen durfte" — weinend ergriff er Rosa's Hand und blickte starr in ihr sterbendes Auge, bis es verblichen war.

Den alten Matthäus führten indessen seine Genossen jubelnd und triumphirend aus dem Kerker; aber alle Freude verstummte, als man den Vater zur Leiche seiner Tochter führte, die so eben den letzten

Athem ausgehaucht hatte. Der Greis ſank neben der geliebten Todten nieder, nur mit Mühe konnte man ihn von ihrer Seite trennen. Traurig und niedergeſchlagen zogen die Sieger nach Hauſe. Roſa's Leiche und die aller übrigen Gefallenen wurden in einem der Nachen auf den heimathlichen Boden übergeführt; erſtere ließ der alte Ritter von Caſtell auf ſeine Burg bringen. Auf einem kleinen Hügel am Fuße des Burgberges, nahe bei einem Bächlein, wurde ſie beigeſetzt und ein ſchönes Denkmal erhob ſich bald auf ihrem Grabe. Der geblendete Fiſcher mußte den Reſt ſeiner Tage auf Caſtell zubringen. Jeden Morgen und Abend wallte von nun an der Greis, von Otto geführt, nach dem Grabmale, ſetzte ſich dort nieder und betete für ſeine Tochter, der junge Ritter aber mit abgehärmten Wangen weinte über dem Grabe ſeiner frühe verklärten Geliebten.

Schwäbiſche

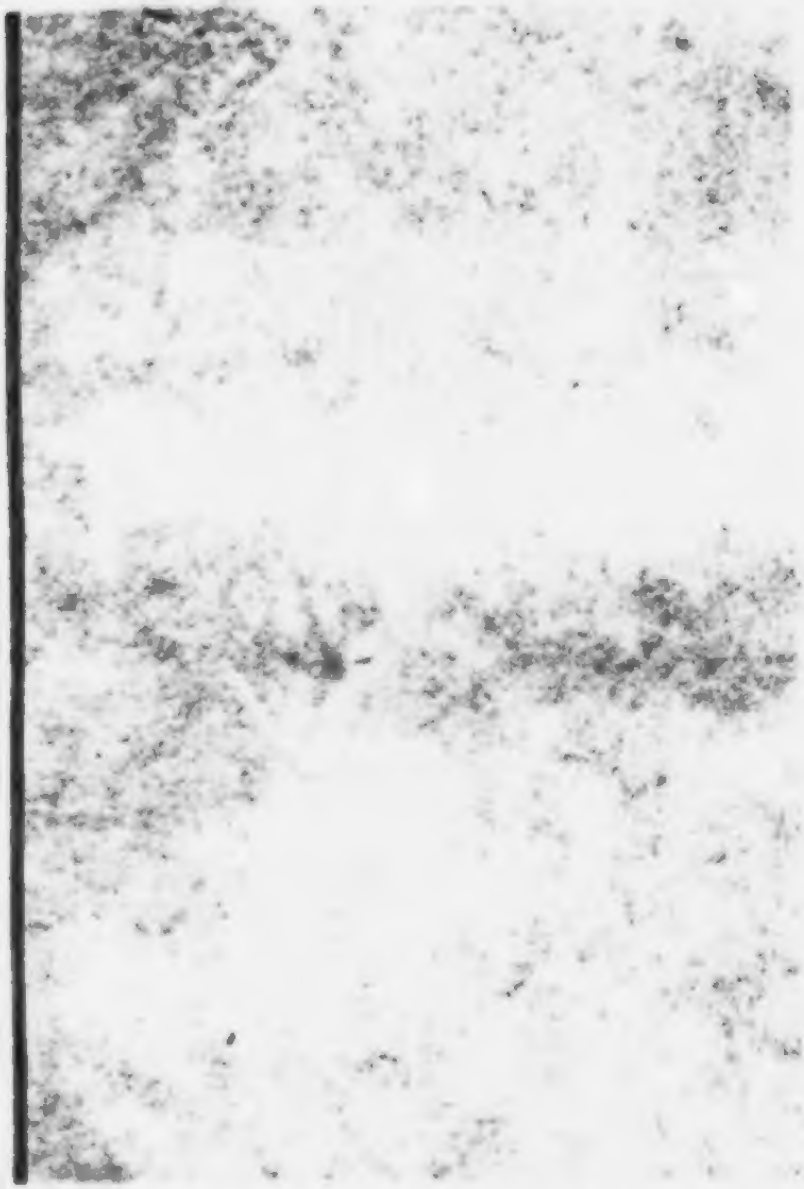
Volksſagen, Geſchichten

und

Mährchen.

Zweiter Band.

Der höllische Schulz.



Schwäbiſche

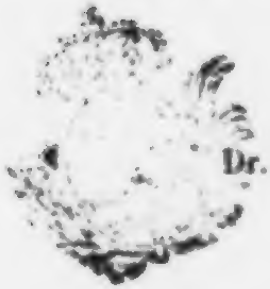
Volksſagen, Geſchichten

und

Mährchen.

Geſammelt und neu erzählt

von



Dr. W. Binder.

Neue Ausgabe mit in Stahl geſtochenen Titelbildern.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Caſt'ſchen Buchhandlung.
1845.

Inhalt.

	Seite
Der höllische Schuß	1
Die Zerstörung von Hohenkräben	23
Die Brüder von Geroldseck	107
Falkenstein	173
Die neue Weibertreue	183
Des Bastards Rache	253

I.

Der hölliſche Schuß.

Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, Böſes muß gebären.
Schiller.

1.

Im Herzen Schwabenlands, wenige hundert Schritte links der großen Heerſtraße von Stuttgart in die Schweiz, ragt unter den Gebirgsgipfeln der Alb, welche hier, in einer Ausdehnung von mehr als dreißig Stunden, dem Auge des Wanderers wie eine Menge aneinandergereihter Särge erſcheinen, ein hoher, ſäulenförmiger Berg empor, von deßen Spitze die uralte Burg Zollern, die Wiege eines der mächtigſten europäiſchen Regentenhäuſer, ſtolz und feſtgethürmt in das weitgeöffnete, fruchtbare Gelände herab blickt. Hier hauste zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Graf Friedrich von Hohenzollern, einer der reichſten und mächtigſten unter allen Edlen des ſchwäbiſchen Landes. Etwas weiter gegen Süden lag die Burg eines andern, nicht minder erlauchten Dynaſtengeſchlechtes, der Grafen von Hohenberg, deren Erbe ſpäter in den Beſitz des Hauſes Oeſterreich-Habsburg

überging und jezt einen nicht unbedeutenden Bestandtheil unsers lieben Württemberg bildet.

Graf Albert von Hohenberg, Friedrichs vieljähriger Freund und Waffenbruder, starb noch im besten Mannesalter und hinterließ einen einzigen Sohn von sechzehn Jahren, Namens Wilhelm, den er nach seinem lezten Willen der Pflege des Grafen von Zollern anvertraut zu wißen wünschte. Bei diesem wuchs daher auch der junge Hohenberger nach des Vaters Tode heran; er brachte es bald zum Range eines Edelknappen und war wegen seines liebreichen, anspruchslosen Wesens bei allen seinen Umgebungen wohlgelitten. Friedrich von Zollern hatte eine Tochter, die lieblich blühende Bertha; auf sie richteten sich Wilhelms Blicke und er weihte ihr sein Herz mit der ganzen Glut einer ersten Jugendliebe. Allein, so eifrig er sich auch um des Fräuleins Gegenneigung bewarb, so sehr und häufig er ihr zu beweisen suchte, wie unglücklich er sich ohne ihre Liebe, ohne die Hoffnung auf ihren dereinstigen Besiz fühle: es war Alles umsonst, Bertha wollte Nichts von Männerliebe wißen, noch war ihr kindliches Gemüth Gefühlen dieser Art fest verschloßen.

Lange trug Wilhelm den geheimen Kummer seines Herzens mit sich herum, das Leben hatte von nun an keine Reize mehr für ihn, schon jezt hielt er sich für den Unglücklichsten aller Sterblichen, aber wirklich werden sollte er es erst durch einen neuen, noch unendlich herberen Schmerz, den ein feindliches Geschick über ihn verhängt hatte.

Eines Ritters Sohn aus der Nachbarſchaft, ein Jüngling, ſchlank von Wuchs und ſchön von Angeſicht, trat um eben dieſe Zeit in die Dienſte des Grafen von Zollern. Alles, was Götz von Schalksburg ſprach, war lieblich zu hören und gefiel den Rittern und Edelfrauen wohl; ihm wandte ſich von nun an die allgemeine Gunſt zu, und Wilhelm von Hohenberg, der zuvor Geliebte und hoch Geachtete, trat ſichtbar in den Hintergrund gegen den neuen Ankömmling, der kunſtgeübt die Herzen zu gewinnen wußte; Wilhelm verſtand dieß freilich nicht ſo gut, denn ſein Weſen war gerade und in Kunſtgriffen nicht geübt. Sein Harfenſpiel, womit er ſonſt Ritter und Frauen erheitert hatte, galt jezt mit Einem Male Nichts mehr, man bewunderte nur den Schalksburger, der war ein gewandter Bogenſchütze, und Alles, wornach er zielte, mußte ſeinem Schuße unterliegen. Darüber zwar, daß Aller Augen ſich von ihm weg und Götzen zuwandten, nur dieſen allein lobten und grüßten, grämte ſich Wilhelm eben nicht ſehr, daß aber Bertha, ſie, die bisher allen Umgang mit Männern ſtets gemieden, gerne in Gottfrieds Geſellſchaft war und mit wohlgefälligen Blicken an ſeinem ſchlanken Wuchſe hing, daß er ſehen mußte, wie ſie kein Auge abwandte, wann Jener im Hofe ſtand und nach einem Vogel ſchoß, während ſein Harfenſpiel ihr eine gleichgültige Unterhaltung geworden war, das verurſachte ihm wahre Höllenqual. Bald regte ſich in ſeiner Bruſt die Eiferſucht in ihrer ganzen Heftigkeit, er ſah mehr, als wirklich der

Fall war, und wähnte, Bertha empfinde Liebe zu dem Jünglinge, während es doch weiter Nichts war, als freundliche Hinneigung zu deßen höfischem, dem weichern Gemüthe des Weibes sich mehr anschmiegenden Wesen. Und doch wurde Bertha von Wilhelm aus innerster Seele, ja, mit wahrer Leidenschaft geliebt; er konnte nicht mehr anders, als sie lieben, so laut auch sein Selbstgefühl ihn mahnte, ihr Bild aus seinem Herzen zu verdrängen.

Einmal geschahe es, daß Graf Friedrich von Zollern ein Fest veranstalten wollte, zu deßen Feier alle geübten Bogenschützen zu einem Wettkampfe eingeladen waren, und wer den besten Schuß thun würde, der sollte aus der Hand der liebenswürdigen Bertha den Siegesdank erhalten. Das war nun für den jungen Schalksburger eine außerordentliche Freude, denn seine Eitelkeit sagte ihm, daß dieser Wettkampf eigentlich nur ihm gelte, um seine Geschicklichkeit an den Tag legen und als Sieger alle seine Nebenbuhler verdunkeln zu können.

Alles bereitete sich schon auf den Tag des Festes vor; kampflustige Schützen fanden sich aus der Nähe und Ferne ein. Auch Wilhelm rüstete Pfeil und Bogen, obschon er wohl wußte, daß er umsonst nach dem Siegesdanke strebe, denn wohl führte er das Schwerdt mit Kraft und schlug die Saiten der Harfe mit seltener Fertigkeit, aber im Bogen war seine Hand minder geübt und unstät.

Betrübt und in sich gekehrt ging er am Vorabende des Festes unter der Burg im Thale spazieren

und ließ ſeinen traurigen Gedanken freien Lauf; gerne wäre er von dem unwillkommenen Wettſtreite ganz weggeblieben, um nicht Zeuge von dem Triumphe ſeines Nebenbuhlers zu ſeyn, während er ſelbſt zu Schanden würde. Da begegnete ihm ein Mann in einen rothen Mantel gehüllt. Neugierig forſchend, was wohl der Unbekannte hier zu ſchaffen haben möchte, ſchaute ihm Wilhelm ins Angeſicht, aber voll Schrecken fuhr er wieder zurück, denn es traten ihm Züge entgegen, wie er ſie noch nie bei einem Lebenden erblickt hatte.

„Was fehlt euch, edler Junker?“ fragte der Rothmantel mit einer Freundlichkeit, die dem Jünglinge durch Mark und Gebeine drang, „ihr ſchreitet ſo düſter einher, und morgen iſt doch ein Tag der Freude am Hoflager eures Herrn Pflegevaters.“

„Für mich nicht,“ entgegnete Wilhelm.

„Ei, warum denn nicht?“ — lachte der Rothe, „ihr dürft nur gut treffen; es kommt nur auf euch an, ob ihr mir folgen wollt; ich weiß ein Mittel, wenn ihr das anwendet, werdet ihr auch mit eurer unſtäten Hand das Ziel nicht verfehlen, und wäre es noch ſo ferne geſteckt.“

„So nenne mir dieſes Mittel,“ bat der Junker den Mann im rothen Gewande.

„Wohlan denn“ — fuhr der Gefragte fort — „dort drüben an der Kreuzſtraße ſteht ein zierliches Bild aus Holz geſchnizt“ — „du meinſt wohl das Chriſtusbild?“ bemerkte Wilhelm dazwiſchen, und der Rothmantel fuhr erſchrocken zuſammen, als dieſes Wort ausgeſprochen wurde, doch ermannte er ſich gleich

wieder und sprach weiter: „ja, das meine ich. Nehmt euern Bogen zur Hand, zielt mit eurem Pfeile nach dem Bilde, bis ihr es dreimal getroffen, und zieht den Pfeil, wenn er darin haftet, jedesmal wieder heraus. Diesen Pfeil bewahrt ihr sodann sorgfältig, denn mit ihm, — das seyd versichert, werdet ihr das Ziel unfehlbar treffen und den Preis aus den Händen eurer geliebten Bertha erhalten."

„Gott, welches Wort sprichst du da!" — rief Wilhelm dem schrecklichen Unbekannten entgegen — das ist nicht dein Ernst; einen solchen Frevel kann und werde ich niemals begehen!"

„Wie ihr wollt" — lachte der Rothmantel höhnisch — „aber heute noch muß es geschehen, wenn das Mittel helfen soll, und im Mondlichte" — sezte er scheinbar gleichgültig noch bei.

W. „Nein, das thu' ein Anderer, das ist ja ein wahrhaft teuflischer Rath."

R „Nun, dann will ich euch kurz und gewiß sagen, daß der Schalksburger morgen Sieger seyn wird, und wenn er den Preis empfängt, so wird ihm auch des Fräuleins Hand zu Theil, deren Herz er längst gefeßelt hat; ihr aber könnt zusehen, wie der glückliche Bräutigam das verliebte Bräutlein zum Altare führt, könnt dabei stehen, wie er vor Aller Augen den feurigen Kuß auf ihre Rosenlippen drückt, ungescheut seine Arme um ihren reizenden Leib schlingt und die Gewonnene triumphirend sein treueigenes Weib nennt."

W. „Halt' ein mit deinen höhnenden Worten'

nein, ſo wahr Gott lebt, das ſoll nimmermehr geſchehen; er ſoll nicht über mich triumphiren, dieſer Milchbart; ich will ihn zu Schanden machen, ich vollbringe es, und ſollte ich die Macht der Hölle dabei zu Hülfe rufen müßen!"

R. „So gebt mir euer Wort, viellieber Junker, daß ihr den Klugen machen und feſt an eurem männlichen Vorſatze halten wollt."

Wilhelm reichte dem Rothmantel die Rechte dar, aber es war ihm, als ob ein glühendes Eiſen darauf gedrückt würde, als er die Hand des Mannes im rothen Gewande in der ſeinigen empfieng. Mit ſchallendem Gelächter aber verließ ihn dieſer und verſchwand urplötzlich im Gebüſche.

2.

Blaß ſchien der Mond in das weit geöffnete Thal herein, über welches die Kegelgeſtalt des Hohenzoller-Berges ihren rieſigen Schatten warf, als Wilhelm von Hohenberg, mit Köcher und Bogen umgürtet, den Burgweg herabſtieg. Bald war er zur Stelle. Nicht ferne von dem Kloſter Gnadenthal, da, wo ſich in unſern Tagen das Kirchlein des heiligen Nicolaus erhebt, ſtand mitten auf dem Scheidewege ein Bild des gekreuzigten Heilandes aus einem eichenen Stamme zierlich geformt. Oft ſchon, wann er dieſes Weges kam, war Wilhelm vor dieſem Bildſtocke gekniet, und hatte gläubig und fromm ſeine Andacht vor dem Bildniße des Welterlöſers verrichtet. Das war jezt der Gegenſtand, den er zur Zielſcheibe

seines gottlosen Schußes wählen sollte. Er nahm in einiger Entfernung von dem Bilde seine Stellung ein, faßte Bogen und Pfeil und wollte eben anlegen, als ihn plötzlich Jemand von hinten an dem Kleide zupfte. Wilhelm blickte um sich und sah ein kleines, mißgestaltetes Männchen neben sich stehen; ihm däuchte, es wäre dieß der arme Zwerg, der oft von dem Dorfe auf die Burg hinauf kam, um dort ein Almosen zu erbitten. „Edler Junker — redete der Kleine ihn an, — was wollt ihr hier beginnen? Thut doch um Gottes Willen nicht, was ihr im Sinne habt, es ist der größte Frevel." „Was geht das dich an? du Knirps," erwiederte Wilhelm, „mache, daß du nach Hause kommst, es ist schon spät an der Zeit." Mit diesen Worten erhob der Junker den Bogen wieder und legte den Pfeil auf. Schon wollte er abdrücken, da näherte sich das Männchen zum zweiten Male und hielt ihn wieder zurück. „Ich bitte euch bei Allem, was heilig ist, laßet ab." Wilhelm aber wollte auch jezt nicht auf die Warnungsstimme hören, sondern, indem er den Zwerg mit dem Fuße von sich stieß, legte er noch einmal an; seine Hand zitterte, als er den Bogen spannte, er drückte ab, ging dann hin zu dem Bilde und sah den Pfeil in deßen Haupte haften. Er zog ihn heraus und kehrte wieder auf seinen vorigen Platz zurück. Der Pfeil flog zum zweiten Male dahin und haftete dießmal in den Füßen des Bildes. Ein dritter Schuß versenkte den Pfeil in die Speerwunde des Gekreuzigten. Wilhelm wollte den Pfeil herausziehen, aber es

war ihm, als ob er alle seine Kraft anstrengen müßte. Endlich gelang es; wie er aber das Bild zufällig anblickte, däuchte ihm, als öffnete das Leblose die Augen und blickte ihm starr und drohend in das Angesicht. Ein heftiger Schauer überfiel den Junker, Hände und Füße bebten ihm, er war wie gelähmt an allen Gliedern und konnte sich kaum von der Stelle bewegen. Nachdem er lange, wie fest gebannt, mit eingesunkenen Knieen da verharrt hatte, raffte er sich zusammen und trat den Rückweg nach der Burg an. Wie er so dahin wandelte, begegnete ihm der Zwerg noch einmal, dieser würdigte ihn aber dießmal keines Blickes, sondern hielt das Gesicht strenge von ihm abgewendet. Im Fieberfroste kam Wilhelm auf der Burg an und brachte eine Nacht zu, wie er noch nie zuvor eine ähnliche erlebt hatte.

Am folgenden Tage versammelte sich eine unzählige Menge von Rittern, Frauen, Volk und Schaulustigen aller Art auf der schönen Ebene unterhalb der Burg Zollern. Der Schießplatz wurde ausgesteckt, und am Ende desselben, in der Nähe der Zielscheibe, Bühnen für die Edelfrauen errichtet, doch geschah dieß immer noch in solcher Entfernung, daß sie außer dem Bereiche der Geschoße waren. Hierauf stellten sich die Schützen in ordentlichen Reihen auf. Götz von Schalksburg hatte seinen Platz zwischen den hintersten gewählt, denn er war seines Sieges zu gewiß, indem das Ziel für alle übrigen Schützen viel zu ferne schien. Neben ihn stellte sich Wilhelm. Schon hatten, die Beiden ausgenommen, Alle ihre Bogen abgedrückt

und das Ziel, wie vorauszusehen war, verfehlt. Wilhelm wollte dem Schalksburger den Vorrang laßen, der aber sagte ihm ganz spöttisch: „macht immerhin fort, Herr Graf, ihr werdet mir schon noch Etwas zu thun übrig laßen.“ Da nahm Wilhelm den Pfeil, der in der Mondnacht so schrecklich gefeyet war, aus dem Köcher und legte ihn auf den Bogen, aber seine Hand zitterte nicht minder, als in der gestrigen Nacht, da er das gottlose Werk vollbracht hatte; er wollte abdrücken, aber er ließ mit Einem Male den Bogen unwillkührlich sinken. Da lachte Götz von Schalksburg, denn er wähnte, es wäre Furcht sich mit ihm zu meßen, was Wilhelm hinderte, den Schuß zu wagen. Noch einmal raffte dieser den Bogen auf, zielte und war eben im Begriffe, den unheilvollen Pfeil abzudrücken, da däuchte ihm, als ob ihn Jemand von hinten an dem Kleide anfaße um ihn zurückzuhalten. Er sah rückwärts; das kleine Männchen stand wieder neben ihm, aber er kehrte sich auch dießmal nicht an die Warnung. Schon hatte Wilhelm das Ziel auf seinem Bogen, da schwebte es ihm wunderbar vor den Augen; denn in dem Augenblicke, wo er den Pfeil abdrückte, sah er die teufliſche Fratze des Rothmantels, wie sie ihm höhnisch entgegen lachte, und der abgeschoßene Pfeil flog nicht nach der Scheibe, sondern suchte sich ein anderes Ziel. Ein lauter Schrei vom Gerüste herab, worauf die Edelfrauen und Fräulein ihre Plätze eingenommen hatten, tönte zu Wilhelms Ohren, der gefeyete Pfeil hatte die junge Gräfin Bertha getroffen, die in demselben Augenblicke

todtenbleich in die Arme ihrer neben ihr ſitzenden Mutter zurückſank. Wilhelm war Augenzeuge der ganzen ſchrecklichen Scene, ſeine Füße wankten unter ihm und er ſank bewußtlos zuſammen.

Als er nach einiger Zeit wieder aus ſeiner Betäubung erwachte, befand er ſich in einem dunkeln Kerker tief unter der Erde. Ein Waßerkrug mit einem Stücke Brod darauf ſtand neben dem Lager aus Stroh, welches für ihn hingebettet war. „Mein Gott, was hab ich denn verbrochen," — rief Wilhelm beim Erwachen aus — „daß man mich an dieſen ſchauervollen Ort gebracht hat?" — denn Alles, was bisher vorgegangen war, erſchien ihm blos als ein dunkler Traum. Allein, ſo drückend auch die Nacht des Kerkers auf ihm lag, unendlich drückender noch wurde für ihn das Bewußtſeyn ſeiner doppelten Schuld. Lange ſaß er da, mit niedergeſchlagenem Blicke, Thränen entfloßen ſeinen Augen; als er aber nach einiger Zeit wieder aufblickte, ſtand vor ihm — der ſchreckliche Mann im rothen Mantel. „Du hier?" rief Wilhelm, und heftiges Zittern ergriff den Armen, „was verfolgſt du mich allenthalben, du Verführer zum gottloſen Werke, du Verurſacher meiner ſchweren Sündenſchuld; hebe dich weg von mir und fliehe zur Hölle, die dich ausgeſandt hat!" Mit dieſen Worten wandte er ſich von dem Rothmantel ab und hielt die Hände vor das Geſicht, um jene ſcheußlichen Züge nicht zu ſchauen, worin ſich übrigens dießmal mehr eine Art von Mitleiden, als, wie ſonſt, Schadenfreude ausgedrückt hatte. „Nur nicht ſo böſe, mein junger

Freund," verſezte der Rothe, „ihr thut mir wahrhaftig Unrecht, wenn ihr mich als die Urſache eurer Schuld anklaget; Niemand als ihr ſelbſt hat den Fehler begangen, wenn der Pfeil ſein Ziel verfehlte; was kann denn ich dafür, daß der Blick rückwärts, euch irre machte? Ein rechter Schütze blickt ſtets gerade aus und dreht den Kopf nimmer, wenn er einmal angelegt hat, er hat nur Einen Gedanken in ſich, wie er das Ziel erreiche, nur Einen Punkt vor ſich, und der iſt das Schwarze. Trage ich alſo die Schuld, mein Freund, wenn eure Hand zitterte? Derlei Sachen helfen nun und nimmermehr zum Siege; und faſt glaube ich, ihr habt das Auge zu viel nach dem Balkone ſpazieren laßen, wo die Holde eures Herzens ſaß, habt über ihrem Roſenmunde des Zieles, und was davon abhängt, ganz und gar vergeßen. Was weiß ich, was euch Alles dießmal gehindert, — weder an mir, noch an dem Pfeile lag die Schuld, denn dieſer muß treffen, wenn der Bogen nicht leichtfertiger Weiſe aus der Richtung gebracht wird."

W. „Freilich muß er treffen, du Böſewicht, da haſt du Recht, aber nicht die Zielſcheibe, ſondern das Herz der Heißgeliebten."

R. „Und eben darin habt ihr Unrecht, — ihr härmet und grämet euch mit dem Wahne, daß ihr die Geliebte tödtlich getroffen hättet; dem iſt nicht ſo, ſondern der Pfeil hat nur ihre Seite, keineswegs aber ihr Herz getroffen. Doch hat ſie ſich ſtark verblutet und iſt, wie die zarten Fräulein nun einmal ſind, aus Schwachheit in eine andaurende Ohnmacht

gefallen, aus der sie vielleicht in euern Armen wieder erwachen könnte. Denket euch einmal den Spaß, lieber Junker, die Narren haben das Fräulein für todt gehalten und weinen und klagen nun über die Maßen an ihrem Sarge. Aber ich weiß es beßer, sie ist nur scheintodt: ein feuriger Kuß von euren Lippen würde die bleiche Jungfrau sicher wieder ins Leben zurückrufen."

„Wo ist Bertha?" — unterbrach Wilhelm den Erzähler hastig — „gleich entdecke es mir, du Unbegreiflicher, daß ich sie aufsuche und sehe."

R. „Gar nicht ferne, aber durch eine starke Mauer von euch getrennt, denn wißet, ihr befindet euch in dem Verließe der Burg; Fräulein Bertha aber ist gleich neben in der Gruft unter der Kapelle beigesezt und die Schwarzröcke krähen schon ihr Rabenlied vor den Ohren der für todt Gehaltenen. Habt ihr dieses widerliche Krächzen noch nie gehört? es währt ja schon seit gestern Abend an Einem fort. Noch Eine Nacht, dann wird die Gruft geschloßen und das blutjunge Fräulein findet in dem fest vermauerten Grabgewölbe den schauervollsten Tod, den sich der Gedanke nur vorstellen kann. Vielleicht findet man sie dann nach Jahren, wenn die Gruft einmal wieder geöffnet wird, mit blutig gekrazten Nägeln oder halb zerfleischtem Arme — mich schaudert, wenn ich daran denke, wie es ihr ergehen kann, mich dauert das junge Blut in der tiefsten Seele."

W. „Halt' ein! bei Gott, das soll nimmermehr geschehen so lange ich athme: führe mich hin, wo

Bertha iſt, und ich will dir danken als meinem größten Wohlthäter, ob du auch ein Teufel wäreſt.“

R. „Seht, junger Freund, eben deßhalb bin ich hier; zunächſt um euch zu retten und dann, um euch in den ungeſtörten Beſitz des Fräuleins zu bringen. Ich meint' es beßer mit euch, als ihr ſelbſt glaubtet. Alles, was ſich bisher ereignete, habe ich weislich alſo eingeleitet. Hört mich nur an, und ihr werdet mich als einen Klugen preiſen und mir gerne euern Dank zollen, auch wenn ich nicht das gewißenhafteſte Mittel wählte, um euch zum erwünſchten Ziele zu verhelfen. Aus guten Gründen mußte der Pfeil ſein Ziel verfehlen. Niemand, als ich, wußte es, daß des Fräuleins Hand dem Schalksburger längſt zugeſagt war, und hättet ihr auch den rechten Fleck auf der Scheibe getroffen, Herr Friedrich von Zollern hätte es gleichwohl ſo eingeleitet, daß die holde Bertha dem Götz von Schalksburg zu Theil geworden wäre. Ich habe die Practiken des Grafen vereitelt: mein rother Mantel hat euch beim Schuße irre gemacht; ich leitete den Pfeil ab, daß er das Fräulein traf, aber nicht todtlich verwundete; es mußte ſo geſchehen — mir allein habt ihr es zu danken, daß Bertha, jezt aus der Mitte der Lebenden gerückt, für euch allein lebt; in wenigen Stunden wird ſie in euern Armen liegen und friſches Leben athmen.“

W. „So führe mich hin zu ihr, du Unerforſchlicher, Engel oder Geiſt der Finſterniß.“

R. „Nur nicht allzu eilig, Herr Junker; blickt doch nur auf eure Füße herab, die ſind ja geſeßelt

und an die Mauer angeſchmiedet. Indeßen, — hier iſt ein Mittel, um ſie loszumachen. Seht dieſe Feile, die dort unten aus dem Stroh hervorſchaut, die iſt von gutem Stahl und ſtark genug, das Eiſen zu durchreiben: ſeyd ihr einmal frei an den Füßen, ſo habt ihr blos noch mit den Wächtern eures Kerkers ein Wörtlein zu ſprechen, und dann hinauf in die Kapelle, die Feile durchbeißt auch jene Thürangel und wenige Treppen führen euch von dort in das gräſliche Grabgewölbe hinab. Vor der Kapelle erwarte ich euch und für das Uebrige laßet alsdann mich ſorgen."

3.

Wie an jenem verhängnißvollen Abende vor dem Schützenfeſte, waren die Worte des Rothmantels auch jezt nicht ohne Eindruck auf Wilhelms Gemüth geblieben. Theils Erbitterung gegen den Grafen von Zollern, der ihn ſo ſchändlich um Bertha's Beſitz hatte betrügen wollen, theils ſeine immer glühender gewordene Leidenſchaft für das Fräulein ſelbſt beſtimmten ihn, in die Plane des Verführers einzugehen. Er ergriff die Feile, in wenigen Augenblicken waren die doppelten Bande gelöst und er ſtand auf freien Füßen. Sie ſchritten auf die Thüre zu; der Rothe berührte das Eiſenſchloß mit der einen Hand und es ſprang auf, ohne das geringſte Geräuſch zu machen. Außen aber vor der Thüre lag ein Wächter, die Hellebarde lehnte neben ihm an der Wand und über dem kreuzförmigen Griffe ſeines Schwerdtes hatte er, wie zum Gebete, die Hände gefaltet. Der Kriegsmann ſchlief

feſt und unbeweglich, der Rothmantel aber machte eine weite Biegung um den Schlafenden, um ja in keine Berührung mit ihm zu kommen. „Den laßen wir in Ruhe“ — bemerkte er — „denn er läßt ja auch uns ungehindert unſers Weges ziehen.“

Sie kamen hierauf an eine zweite Thüre, die noch feſter verwahrt war, als die erſte; auch dieſe öffnete der Rothmantel mit leichter Mühe. Vor derſelben lag gleichfalls ein Wächter, der beides, Schwerdt und Hellebarde, an die Wand gelehnt hatte; er ſelbſt war zur Erde ausgeſtreckt, ſein Haupt lag auf dem Boden, unterſtützt von dem rechten Arme, mit der linken Hand aber hatte er die unterſte Thürangel umklammert. Wie nun die Beiden die Thüre öffneten, kam der Arm an der Thürangel aus ſeiner früheren Richtung und der Mann rührte ſich, jedoch ohne zu erwachen. „Der läßt uns ſchon nicht gutwillig durch“ — flüſterte der Rothe dem Junker zu — „mit dem müßen wir aus einem andern Tone ſprechen. Schnell, junger Freund, das Schwerdt hier gefaßt, denn ihr wäret ſonſt ohne Waffen, wenn es zur Sache kommt.“ Mit dieſen Worten hielt er Wilhelm das bloße Schwerdt des Wächters hin, welches jener, nach langer Weigerung, endlich mit zitternder Hand faßte. Zu gleicher Zeit ſtieß der Rothmantel, wie aus Verſehen, den Wächter in die Seite, ſo daß derſelbe ſchnell in die Höhe fuhr; aber ehe er noch Zeit hatte um ſich zu ſchauen und ſich noch die ſchlaftrunkenen Augen ausrieb, um zu erkennen, wer ihn in ſeiner Ruhe geſtört hätte, hatte ihm Jener bereits mit der einen Hand die

Helmkappe tief in das Geſicht geſchlagen und mit der andern ſeinen eiſernen Halskragen gefaßt, den er ſo feſt zuſammendrückte, daß der Wächter keinen Laut mehr hervorzubringen vermochte. „Wir ſind verloren“ — rief er dem Junker zu, während er in unverwandter Stellung den Wächter feſthielt — „wir ſind verloren, wenn ihr nicht zuſtoßet und ihm den Garaus macht, denn dieſer Menſch weckt ſonſt ſeine Geſellen auf und ſie überwältigen uns ohne Gnade.“ Wilhelm hielt das Schwerdt noch in der Hand, aber er zitterte am ganzen Körper, wie von heftigem Fieberfroſte geſchüttelt; das Schwerdt entfiel ihm, — es ſollte das erſte Mal ſeyn, daß er ſeine Hand mit Blut befleckte; ſeine erſte Waffenthat ſollte ein Meuchelmord ſeyn. Mit Schaudern wandte er ſich ab. Da regte ſich's wieder an der erſten Thüre und es ſchien, als ob der verſchont gebliebene Wächter ſich aus dem Schlafe aufraffte, und zu gleicher Zeit krümmte ſich der feſtgehaltene wie ein Wurm unter den Händen des Rothmantels. „Alles iſt verloren“ — rief dieſer noch einmal mit leiſe kreiſchender Stimme — „und Fräulein Bertha verſchmachtet im Todtengewölbe, wenn ihr nicht auf der Stelle zuſtoßet; hieher Junker, hieher, ſeyd kein Feigling, ſonſt iſt eure Geliebte und mit ihr alle eure Hoffnungen dahin!“ — mit dieſen Worten entblößte er die Bruſt des Wächters.

Dieſe lezte ſchreckliche Aufforderung ſeines geſpenſtiſchen Führers wirkte auf Wilhelm mit wahrer Zauberkraft. „Lieber ein Mörder werden, und wäre

es der gemeinſte Meuchelmörder, als Bertha dahin ſterben ſehen und auf immer verlieren" — ſo dachte jezt der unglückliche Jüngling, der ſich nun ganz in die Gewalt des Böſen gegeben ſah, und nimmer von ihm loszutrennen wußte; er ergriff das Schwerdt noch einmal und — ſtieß es mit der Kraft eines Verzweifelnden in die Bruſt des Wächters; es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er eine Mordwaffe gegen das Herz eines Andern richtete. Er hatte gut getroffen, denn der Rothe leitete den Stahl, daß er ſein Ziel unmöglich verfehlen konnte, nur den Stoß ſelbſt mußte Wilhelm führen. Unter heftigen Zuckungen und leiſem Röcheln athmete der Getroffene ſein Leben aus. „Hat's brav gemacht, junger Freund," — rief das Geſpenſt dem Junker zu, als der Mann, in ſeinem Blute ſchwimmend, auf der Erde lag, — „jezt können wir ungehindert weiter ans Werk, denn der erſte Hüter ſchnarcht noch immer, wie eine Katze; er hat ſich vorhin nur umgedreht, um deſto feſter wieder einzuſchlafen."

Schnell ſtiegen jezt die beiden nächtlichen Wanderer die Wendeltreppe hinauf. Bald waren ſie im Hofraume der Burg angekommen; überall herrſchte noch Stille und eine Dunkelheit, daß man ſich kaum erkennen konnte, nur aus der Kapelle, die ganz in der Nähe an die innere Schloßmauer angebaut war, leuchtete ihnen der ſchwache Schimmer eines Lichtes entgegen. Sie traten zu dem kleinen Portale des Kirchleins hin, der Rothmantel reichte dem Junker

die Feile, er ſelbſt aber zog ſich behutſam von dem Eingange zurück und nun ging es an das Hauptwerk. Wilhelm bedurfte nicht langer Zeit, um die Thürangel zu durchfeilen und bald klaffte die Thüre ſo weit auf, daß er ſich durch die Oeffnung durchwinden konnte. „Hier noch etwas für euch“ — rief der Rothe dem Junker zu, während dieſer die Kapelle eben zu betreten im Begriffe ſtand — „ihr könnt euch deßen bedienen auf dem dunkeln Gange zur Gruft, es iſt ein Fichtenſpahn, den Ihr an dem ewigen Lichte vor dem Altare anzünden müßt; dieſe Fackel wird euch ſicher zu eurer Liebſten hingeleiten; aber erſchrecket nur nicht, wenn euch das roſige Geſicht des Fräuleins etwas bleich anſtarrt.“

Wilhelm von Hohenberg ergriff den dargebotenen Fichtenſpahn; ohne irgend eine Störung gelangte er durch die Pforte, leiſe, aber nicht ohne Schauer ſchritt er über die Grabſteine aus uralter Zeit dahin, welche ſich auf dem Boden aneinander reihten, bis zu der Stelle, wo das heilige Licht des Altares ſeinen ſchwachen Schein verbreitete. Des ſonſt ſo unſchuldigen Jünglings Hand, ſeit wenigen Tagen erſt an Frevel gewöhnt, hielt jezt ohne Scheu den Spahn an das geweihte Licht, ſchnell entzündete ſich dieſer und Wilhelm hatte nun eine helleuchtende Fackel zum Grabgewölbe. Wenige Treppen führten ihn zu der Stelle hinab, wo Bertha's noch offener Sarg ſtand. Da lag die Geliebte mit gefalteten Händen; ihr bleiches Haupt ruhte auf einem Kißen von

glänzend weißer Seide, ein bis auf die Füße herabwallendes Gewand von demselben Stoffe umhüllte die schlanke Gestalt der Ruhenden. Die Fackel verbreitete einen wunderbaren Schimmer über die Gestalt. Wilhelm sank vor dem Sarge nieder und faltete betend die Hände — — aber eilends richtete er sich wieder auf, denn jezt war keine Zeit, sich ernsten Betrachtungen hinzugeben, es mußte schnell gehandelt werden, ehedann es zu spät war. Mit der Rechten faßte er die im Sarge Ruhende kräftig um den Leib, um sie in die Höhe zu richten: es war ihm, obgleich sie kein sichtbares Zeichen des Lebens kund gab, als ob er ein Leben athmendes Wesen in seinem Arme halte; mit der Linken hielt er die verhängnißvolle Fackel. So schleppte er die Geliebte die Treppen des Grabgewölbes hinauf; schon war er oben an den Stufen des Altares angekommen, da verließ seinen rechten Arm die Kraft, schnell lehnte er die Fackel an den Altar, um die Schlafende kräftiger mit beiden Armen zu faßen. Ohne weitere Mühe brachte er sie bis zur Pforte, mit nervigem Arme riß er die Thüre weiter auf und drang mit seiner geliebten Beute durch die Oeffnung.

Außen stand sein getreuer Führer, der Rothmantel, immer noch auf seinem Posten und geleitete ihn bis zur Ausgangspforte der Burg, die sie offen und unbewacht fanden. Noch hatte Wilhelm das Thor erst wenige Schritte hinter sich, eben wollte er den Pfad betreten, der zuerst etwas abwärts und hierauf auf die entgegengesetzte Bergeshöhe führt, als

eine plötzliche Helle den Hofraum der dicht hinter ihm liegenden Burg erfüllte. Der Lichtschein kam von der Kapelle her, und gleich darauf hörte man das Praſſeln einer Flamme, die zu allen Seiten derſelben hinausſchlug. Der Fichtenſpan, welchen Wilhelm brennend an dem Altare zurückgelaßen hatte, als er das Fräulein mit beiden Armen umfaßte, war der Bedeckung nahe gekommen, die auf dem Altare lag; plötzlich entzündete die Fackel den zarten Stoff, in wenigen Augenblicken ſtand der hölzerne Altar in lichten Flammen; von hier zog ſich das Feuer zu dem Chorgeſtühle, ergriff dann die Pforte und ſo brannte jezt das ganze Kirchlein lichterloh.

Schnell wurden die Bewohner der Burg wach, der Thürmer ſtieß mit Macht in ſein Horn, um die ganze Umgegend zur Hülfe zuſammenzurufen. Graf Friedrich von Zollern war einer der Erſten, der von ſeinem Lager wegeilte — er war ſelbſt einer der Thätigſten, um ſeine Leute bei der Löſchung des Brandes zur äußerſten Kraftanſtrengung anzutreiben. Mit Mühe gelang es endlich, der Flamme Meiſter zu werden, aber Altar, Thüre und Alles, was an der Kapelle von Holz erbaut war, wurde ein Raub des Feuers. Gleich einer ausgebrannten Ruine ſtand das Kirchlein da, und als der Graf von Zollern in das Grabgewölbe hinabeilte, um die Leiche ſeiner zärtlich geliebten Tochter dem verzehrenden Elemente zu entreißen, bot ſich der leere Sarg dem Blicke des vor Schmerz und Staunen außer ſich gerathenen

Vaters dar. Auch wurde es nur zu bald klar, daß die Kapelle erbrochen, der Leichnam geraubt und der heilige Ort von denselben Händen angezündet worden sey, welche den Raub in demselben begangen hatten. Eilig bot der Graf alle seine Mannen auf, um nach den Frevlern, die Solches gewagt hatten, zu fahnden; er selbst stellte sich an ihre Spitze, um die Spur der vermeintlichen Räuber zu verfolgen.

Eben war Wilhelm mit seiner geliebten Beute auf jener Stelle in der Nähe der Burg angekommen, wo noch jezt die, der heiligen Jungfrau geweihte, Kapelle steht. Hier ruhte er eine Weile aus, denn seine Kraft wollte versiegen geben; er blickte zurück und sah die eben verlöschende Flamme im Burghofe, aber weiter schreiten konnte er nicht, denn bereits hatten scharfe Augen den Ruhenden aus der Ferne wahrgenommen. Vergeblich hatte dieser seine Schritte verdoppelt, schon glaubte er, den Händen seiner Verfolger entronnen zu seyn, da sezte eine tiefe Bergschlucht seinem Weiterschreiten ein Ziel und unterdeßen hatten die Nacheilenden ihn auf kürzern Wegen eingeholt. „Steh', frecher Tempelräuber!" — schrie Graf Friedrich von Zollern aus kurzer Entfernung dem Jünglinge entgegen — „und büße deine Schandthat mit dem Leben!" Dieser, die Lüfte schauerlich durchdringende Ruf drang zu des Fräuleins Ohr und erweckte sie aus ihrem Todesschlummer. Sie schlug die Augen auf und rief — als sie sich von Manns-Armen gefaßt sah, mit noch halbohnmächtiger Stimme:

„Maria hilf!“ Und die heilige Jungfrau half auch. Denn eben wollte Wilhelm von Hohenberg, geängſtigt durch den Zuruf des alten Grafen von Zollern, ſich mit Bertha in den Abgrund ſtürzen, da hielt der Vater den Arm der Tochter feſt und — ſie war gerettet. Den Jüngling aber konnte kein rettender Arm mehr zurückhalten; er ſtürzte hinunter in den Abgrund, wo kein ſchützender Engel ihn empfing, ſondern nur das ſchallende Gelächter des Verführers, deßen Gewalt er ſich überantwortet hatte, heraufhallte. In derſelben Stunde fand man Wilhelms Leichnam am Felſen zerſchmettert liegen. Bertha aber lag in den Armen ihres Vaters, nicht mehr eine kalte, ſtarre Leiche, ſondern wieder belebt, gerettet durch die heilige Mutter Gottes, welche den Vater in eben dem Augenblicke herbeigeführt hatte, wo ſie in der Tiefe des Abgrundes einen ſchrecklichen Tod finden ſollte.

An der Stelle, wo dieß Alles geſchah, baute Graf Friedrich zum Gedächtniß an die Rettung der geliebten Tochter die Kapelle „Mariahilf,“ deren Namen in unſern Tagen in den von „Mariazell“ umgewandelt wurde; Fräulein Bertha aber weihte von nun an ihr Leben Gott, der ihr daſſelbe zweimal geſchenkt hatte. Ungeachtet ihr Vater mit aller Macht der Gründe widerſtrebte, ließ ſie ſich nicht zurückhalten, ſondern ging hinab ins Thal und nahm den Schleier in dem Klöſterlein Maria-Gnadenthal.

Oft ſtieg ſie als Gottgeweihte den Berg hinan — aber nicht um den alternden Vater in ſeiner Burg

zu begrüßen, sondern sie trat in die neugegründete Kapelle und betete für die Seele des Jünglings, der aus Liebe zu ihr dem Versucher sich hingegeben und ein so schreckliches Ende gefunden hatte. Oft sieht der nächtliche Wanderer um Burg Zollern noch in unsern Tagen in hellen Mondnächten einen Jüngling mit Köcher und Bogen in jener Schlucht wandeln — — es ist der unruhige Geist des jungen Grafen von Hohenberg.

II.

Die Zerſtörung von Hohenkrähen.

Wie oft hat Liebe ſchon betrogen
Durch ihre Unbeſtändigkeit,
Wie oft, von Todesnacht umwogen,
Welkt ihre Blüthe vor der Zeit,
Wie du auch glaubensvoll begonnen,
Wie auch dein Herz begeiſtert ſchlug:
Bald war der ſchöne Traum zerronnen,
Und abwärts ſenkte dich der Flug.

Wilh. Wagner.

1.

Hell erglänzte die Maiensonne über den lachenden Gefilden des Höhgau; wie vergoldet leuchteten die Zinnen der zahlreichen Burgen, die ſich aus ſeiner Mitte erheben, die Stimmen fröhlicher Sänger erklangen aus dem Schatten blüthenreicher Bäume und in lieblichen Krümmungen murmelte das Aachflüßchen durch die bunten Wieſen dahin. Unter ſolcher Pracht und Herrlichkeit eines Maimorgens ritt fröhlich und wohlgemuth der junge Ritter Hugo von Hohenkrähen von ſeiner Burg herab den wohlbekannten Weg dem Schlößlein Friedingen zu, das ihm von Oſten her ſo anmuthig entgegenwinkte und ſein theuerſtes Kleinod in ſeinen Mauern barg. Was

habe seine Besuche immer häufiger wiederholt, und vorgestern habe das Fräulein mit ihm ihr Schloß verlaßen, um den Aufenthalt, den er sich gewählt, zu besuchen.

Wie niedergedonnert stand Hugo bei dieser schrecklichen Kunde. „Das also ist die Treue, die du mir schwurst, du Falsche?“ — Dieß waren die einzigen Worte, die er mit wutherfülltem Blicke sprach — und plötzlich schwang er sich wieder auf sein Roß zum Heimwege. Kaum sich seiner selbst bewußt vor Wuth und Rachsucht, die jezt sein ganzes Inneres erfüllten, langte er wieder bei dem Bruderhause an. Eben wollte er vorübereilen, denn in seinem Tiefsinne hatte er weder das Haus noch den Waldbruder wahrgenommen, der ihm eben aus seiner Klause entgegen trat. „Halt' an, mein Sohn, und kehre ein Wenig bei mir ein,“ — rief der Bruder unserm Ritter zu, indem er zugleich den Zügel seines Roßes faßte. Nur mit Mühe ließ sich Hugo bewegen, ein Wenig abzusteigen. „Was bedeutet deine düstere Miene, deren ich nie gewöhnt war, so lange ich dich kenne? Sonst bist du immer froh und guter Dinge von diesem Wege heimgekehrt; warum denn heute so niedergeschlagen?“ Hugo schwieg und der Waldbruder erkannte aus seinem grimmigen Blicke, daß er nicht gerne antworte. Nach langem Stillschweigen löste sich endlich des Ritters Mund, sein Auge rollte wild umher und nur gebrochen hörte der Bruder die Worte: „Adelheid, ach, Adelheid ist treulos!“

Jezt war dem Klausner mit Einem Male ein

Räthſel gelöst, deßen Löſung ihn ſeit zwei Tagen beſchäftigt hatte. Seinem gewöhnlichen Geſchäfte, dem Kräuterſammeln, nachgehend, hatte er ſich nämlich vor zwei Tagen bis in den Friedinger Forſt vertieft. Zwei Reiter zogen des Weges: der Eine war ein junger Ritter, in dem er einen der fünf Brüder von Klingenberg erkannte, die auf Hohentwiel ihren Sitz hatten, und der ſeit kurzer Zeit vom Kriege heimgekehrt war; in dem Andern hatte er Adelheid von Friedingen erkannt, obgleich ſie durch männliche Kleidung und ein ſtattliches Barett ihr Frauenbild zu verbergen ſuchte. „Nun bin ich im Reinen" — ſprach der Waldbruder zu Hugo — „und brauche Nichts weiter zu wißen, denn jezt weiß ich mehr als du ſelber; aber getröſte dich, mein Sohn, denn du haſt nichts verloren!" ſezte er hinzu, nachdem er dem Ritter mitgetheilt hatte, was ihm von Adelheids Entfernung und Untreue bekannt war. „Rache, fürchterliche Rache will ich an Beiden nehmen, dem Buben und der Dirne," ſchrie Hugo und ſchwang ſich auf ſein Roß, ohne weiter auf die Worte des Einſiedlers zu hören. Schon war er mehrere Schritte weggeritten, da ſah er zurück, und dicht hinten eilte ihm der Bruder nach. „Ich bitte dich bei Allem, was heilig iſt" — rief dieſer ihm zu — „höre doch auf mich; mäßige deinen Zorn und laß dich nicht in der Uebereilung zu einer Sünde verleiten. Blicke über dich: dort wohnt Der, dem allein die Rache zuſteht — Er wird vergelten. Kehre um mit mir und höre mich zuvor, dann magſt du handeln."

Nach längerem Sträuben kehrte Hugo mit dem Waldbruder in die Klause zurück; er band sein Roß an die Pforte und warf sich auf die Moosbank vor der kleinen Wohnung nieder. Der Waldbruder nahm neben ihm Platz und begann seine Rede folgendermaßen:

2.

„Achtzig Jahre ist die Zeit meiner Pilgerschaft auf Erden. Ich habe während dieser langen Dauer der Erfahrungen viele gemacht, habe das Menschenleben in allen seinen Gestaltungen beobachtet, seine frohe, wie seine ernste Seite kennen gelernt. Darum maßte ich mir das Recht an, dich, den Jüngling voll Jugendfeuer, von einem übereilten Schritte zurückzuhalten, darum wage ich es, einige Worte der Ermahnung und Besänftigung an dein Herz zu legen. Mein Sohn, die schönste Zeit meines Lebens ist für mich dahin gegangen wie ein lieblicher Traum, dessen Ende ein schmerzliches Erwachen war, denn ich fand, daß er eitel war und Nichts für mein besseres Ich zurückließ. Ich hatte die Menschheit mit Jugendlust umfaßt, Alles schien mir gleichgesinnt, ich wähnte, gute Herzen an ein gutes Herz zu schließen, aber ich fand mich am Ende fürchterlich getäuscht. Ich fand Sclavenseelen, die nur an ihren Erdenplunder gekettet waren, die nur Freundschaft heuchelten aus Eigennutz, fand Menschen, die, in Kriecherei und Knechtsinn niedergebückt, ihr Leben dahin bringen wie das Vieh, anstatt Haupt und Herz aufwärts zu richten zum

Reiche der ewigen Freiheit: mit Einem Worte, ich fand Sclaven, die es gerne waren. „Lebe wohl, du verächtliche Menschheit, unter der nur so wenige ihre hohe Bestimmung recht erkennen, lebe wohl“ — sprach ich und zog mich aus ihren Stürmen in die Einsamkeit zurück. Blick' auf, mein Sohn, — jener steile Fels, der vor uns liegt, auf dem sich die Krähenburg erhebt, jezt dein Eigenthum, er gehörte einst meinen Ahnen, dort ward ich geboren. Lange Zeit hatte ich die Burg verlaßen, um die Welt zu sehen, auf sie kehrte ich wieder zurück, auf ihr wollte ich hinfort bleiben, ohne die Menschheit wieder zu sehen. Wie der Adler, wenn er von seinem Felsenhorste herabschaut, so sah ich auf das niedrige Treiben der Menschlein unter mir: von hier sah ich sie in ihrer wahren Größe. Aber ich durfte mich nicht begnügen mit den bereits gemachten Erfahrungen: ich sollte die Menschheit ganz kennen lernen, ich sollte erbittert werden gegen sie. Bisher hatte ich nur Männer gesucht und nicht gefunden: das andere Geschlecht war noch nicht Gegenstand meiner Aufmerksamkeit geworden.

Mehrere Jahre hatte ich schon auf meiner Felsenburg ungestört zugebracht, da geschah es eines Tages, daß Ritter Wolf von Homburg, ein Waffengenoße meines verstorbenen Vaters, auf dem Wege gen Hohenstoffeln, in Begleitung seiner wunderholden Tochter, auf meiner Burg einsprach. Sie verweilten, meinem Wunsche gemäß, einige Tage bei mir. Schon bei ihrer Ankunft hatte der Anblick des reizenden Fräuleins

einen wunderbaren Eindruck auf mein Herz gemacht, noch liebenswürdiger aber erschien sie mir durch ihren Umgang; ich fühlte mich in inniger Liebe zu ihr hingezogen. Daß auch sie mir nicht abhold war, zeigten mir ihre Blicke, daß sie sogar Liebe zu mir fühle, erkannte ich aus ihrer Bitte an den Vater, noch länger auf Burg Krähen zu verweilen. Ich wagte es, um ihre Hand zu werben, der Vater versagte sie mir nicht; nach ihrer Rückkunft von Hohenstoffeln sollte sie auf ewig mit mir verbunden werden. Ich selbst begleitete meine Braut nach Hohenstoffeln und kehrte voll Wonne nach meiner Burg zurück. Ich wähnte, ein Wesen gefunden zu haben, deßen Liebe mich wieder mit der Welt aussöhnen könnte, eine frohe Zukunft stellte sich meinen Blicken dar; aber nur zu bald sollte ein schreckliches Erwachen mich aus meinen süßen Träumen emporreißen.

Kaum waren acht Tage verfloßen, so erhielt ich von Ritter Wolf die Kunde, daß seine Tochter ihren Entschluß schnell geändert habe: ihn, den Vater, möchte ich es nicht entgelten laßen. Das Nähere erfuhr ich auch bald: ein Anderer, den sie nach mir sah, hatte ihr beßer gefallen. Mußte ich also auch dieses Geschlecht kennen und, kaum gekannt, tief verachten lernen? „Lebe wohl, Alles, was Weib heißt, ich bin quitt mit dir," — so dachte ich jezt in meinem namenlosen Schmerze; ich verkaufte alle meine Habe, baute diese Waldklause und lebe nun seitdem in meiner Einsamkeit abgeschieden und zufrieden. Mein Sohn, du hast nun die lezte meiner

Lebenserfahrungen vernommen. Untreue eines Weibes hat mich hieher geführt, Untreue eines Weibes wollte dich zur Sünde verleiten. Lerne aus meiner Geſchichte, was jene vielgerühmte Treue iſt; Treue, ſo lange kein Beſſerer da iſt; kommt ein Anderer, ein Schönerer, ein Reicherer, dann heißt es gleich: „fahre hin mein altes Lieb!“ Sie werden nicht wider Willen entführt, nein, ſie laßen ſich gerne entführen. Und weil Adelheid von Friedingen dir die gelobte Treue brach und mit ihrem neuen Lieblinge davonging, wollteſt du um dieſer Unwürdigen willen mit deinem Nebenbuhler dich meßen und dein edles Blut verſpritzen? du wollteſt dann die Wiedergewonnene auf deine Burg zurückführen? Die ſtolze Burg würde ſich ſchämen, eine ſolche Pflichtvergeßene in ihren alten, ehrwürdigen Mauern beherbergen zu müßen. Vergiß alſo auch du der Ungetreuen, aber anſtatt ihr zu zürnen, bedaure ſie vielmehr und laß' auch deinen Groll gegen den fahren, in deßen Arme ſie ſich warf. Glaube mir, einſt wird der Tag kommen, wo er ſeine Schuld ſelbſt erkennen und bereuen wird. Laß deine Rache nicht über ihm walten, ſondern verſenke Alles, was bisher geſchah, in Vergeßenheit: die Rache deßen, der über uns wohnet, wird nicht ausbleiben und mit dir ſelbſt wird es beßer werden.“

Während der Klausner ſo ſprach, wurde Hugo's Gemüth ſichtbar ruhiger, die eben vernommene Erzählung hatte ihm zu erkennen gegeben, daß er nicht der einzige Betrogene wäre, ſondern daß es Jedem, der auf Weibertreue und Mädchenſchwüre baue, eben

ſo gehen könne. „Ich will euch in Allem folgen, ehrwürdiger Vater,“ entgegnete er dem Waldbruder, „aber vergeßen die Ungetreue, wie wäre das mir möglich?“ „Das ſollſt du, das mußt du, wenn deine Ruhe dir lieb iſt,“ — ſprach der Alte — „wohl weiß ich, wie hart es iſt, das Bild Derjenigen aus dem Herzen zu verbannen, die man ſo lange und ſo tief darin getragen. Auch mir iſt es eben ſo gegangen: wenn gleich nicht ſo lange, ſo hab' ich doch eben ſo innig geliebt, wie du; mein Herz blutete, als ich meine Ungetreue vergeßen mußte; auch das deinige wird noch lange bluten, aber es muß ſeyn. Du biſt ein Mann, handle männlich. Wenn Stunden kommen, wo Adelheids Bild ſich deiner Seele wieder aufdrängen will, ſo rufe dir die Stunde ins Andenken zurück, wo du ihre Untreue erfuhrſt, ſtelle ſie dir dar in den Armen eines Andern: gewiß, dann wird es minder ſchmerzlich für dich ſeyn, dieſes Bild wieder aus dir zu verdrängen. Mag auch dein Leben, mein Sohn, dir einige Zeit freudelos erſcheinen; du haſt ja ein ruhiges Gewißen, und wer dieſes hat, für den hat das Leben ſeine Reize noch nicht verloren. Siehe mich, ich bin einſam und allein, ohne Gefärthin bin ich durch das Leben gewallt und ſtehe bald an dem Ziele meiner Tage. Mein Leben war einſam, aber nicht freudelos; die Natur war meine Freude und ſie wird es bleiben bis zu meinem lezten Hauche. Die Freude und Wonne der Liebe wird ſo oft getrübt, die Freude an der Natur nie; die Wonnen der Liebe vergehen, die Wonne aus der Natur kehret immer

neu wieder. Die soll jezt deine Freude sein, die wird deine Wunde heilen, wenn keine Menschenhand es vermag. Und wer kann diese Wonne der Natur besser genießen, als du auf deiner Felsenhöhe, von welcher herab du die Herrlichkeit und Pracht der Natur mit Einem Blicke überschaust. Aber, mein Sohn, wenn auch dieß Alles nicht wäre, du bist nicht nur ein Mann, der in reineren und edleren Genüßen seinen Trost suchen soll, du bist Christ, der sich getrösten soll, wenn auch Nichts mehr auf Erden ihn tröstet, du hast den Trost unserer heiligen Religion; sie war auch mein höchster Trost in allen trüben Stunden. Wohl bist du ein Rittersmann, wohl stehest du noch in Jahren, wo man geistliches Wesen und Treiben gerne uns Einsamen überläßt; nichts desto weniger wende dich um zu dem, der da spricht: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen!“

Während dieser Reden des Klausners, war es allmählig Abend geworden; kühler wehte schon die Luft, die zuvor so schwül und heiß gedrückt hatte, das stolze Twiel und die steile Krähenburg blickten in ihrer Riesengröße auf die niedere Wohnung herüber. Hugo versprach feierlich, den Worten des Waldbruders in Allem zu folgen, schwang sich auf sein Roß und ritt etwas beruhigter seiner Heimath zu. Aber mit der ersten Stunde, nachdem er seine Burg wieder betreten hatte, schien sein ganzes Wesen durchaus verändert; der sonst heitere und lebensfrohe Jüngling

ſchien auf einmal ein gereifter Mann; er, der zuvor für den lentſeligſten Burgherrn des Höhgau gehalten ward, war auf einmal ernſt und wortkarg geworden. So ſehr Hugo vor ſeinen Burgleuten und Dienern dieſe Umwandlung ſeines Weſens zu verbergen ſuchte, es war zu ſichtbar, daß eine wichtige Veränderung mit ihm vorgegangen ſey, und bald blieb auch die wahre Urſache davon ſeinen Umgebungen kein Geheimniß mehr. Was der Klausner im Walde vorhergeſagt, was Hugo ſelbſt geahnet hatte, das war an ihm in Erfüllung gegangen; er fühlte ſich in den erſten Tagen höchſt unglücklich, denn er wähnte ſich ſo einſam und verlaßen, obgleich ſo viele redlich meinende Seelen ihn umgaben. Wie konnten ihm auch alle, noch ſo treu ſchlagenden, Herzen ſeiner Untergebenen ein Erſatz ſeyn für das nagende Gefühl, daß Ein Herz, das ihm Alles geweſen war, nicht mehr für ihn ſchlage? So brütete er manche Stunde hin in ſeinem ſtillen Schmerze, er zog ſich zurück in das abgelegenſte Gemach der Burg und lebte die meiſte Zeit des Tages entfernt von den Seinigen. Lange ſchritt er nicht zu dem Troſte, auf den der Klausner ihn hingewieſen, endlich bezwang er ſich ſelbſt, und beſtieg einmal wieder die Felſenplatte, die inmitten der Burg aufſteigt, von welcher herab das Auge mit Einem Blicke die ganze Herrlichkeit der Umgegend überſieht. Es war ein Abend des zu Ende gehenden Maimondes.

Schon lange hatte Hugo dieſes Anblickes entbehrt; heute ſollte dieſer Genuß ihm Alles werden, nachdem ſchon lange Nichts mehr der Art einen Reiz für ihn

gehabt hatte. Ein köſtlicher Anblick eröffnete ſich ihm; unter ihm lag das Thal, wie ein Teppich ausgebreitet, der mit allen Farben durchwirkt iſt; in lieblicher Krümmung ſchlang ſich die Aach durch die bunten Felder und Wieſen, um ſich nach kurzem Laufe mit dem Bodenſee zu vereinigen. Weiter ſchweifte das Auge bis zu den blauen Fluthen des Zellerſees, in deßen Mitte, einem ſchwimmenden Garten gleich, die Reichenau emporſteigt und der nur durch die ſtolze Stadt des Conſtantius von der großen Waſſermaße geſchieden wird. Herrlich wurde die blaue Fläche von den rieſigen Berghäuptern des Schweizerlandes mit ihren eiſigen Kuppen bekränzt. Auf allen dieſen Herrlichkeiten glänzten nur noch die lezten Strahlen der untergehenden Sonne; allmählig wurde der Spiegel des Sees matter, die Gebirge verdunkelten ſich und immer ferner zog ſich das glänzende Tagesgeſtirn von Süden nach Abend gegen den dreizackigen Berg Hohenſtoffeln. Zum lezten Male brachen ſich die Strahlen an der Felſenburg Twiel, in einen magiſchen Feuerglanz gehüllt ſtand ſie vor Hugo's Blicken da. Wie ein wiedergeneſender Kranker, der ſich nach langer Entbehrung wieder einem erquickenden Genuße hingibt, und durch Dazwiſchentreten eines unerfreulichen Gegenſtandes mitten aus ſeinem Genuße herausgerißen wird: ſo Ritter Hugo, als er die Burg Hohentwiel in ihrem Glanze erblickte; er ſchauderte zuſammen und verfiel in ſeinen vorigen Trübſinn, denn in jenen Mauern wohnte ja ſeine Ungetreue.

Die Sonne verschwand jezt hinter der Stoffelnburg; Hugo kehrte wieder in sein einsames Gemach und in seinen vorigen Trübsinn zurück. Er suchte jezt den andern Trost auf, zu dem ihn der ehrwürdige Waldbruder hingewiesen hatte, den Trost, worauf schon seine Abgeschloßenheit von den Seinigen ihn hinleiten mußte. Bisher hatte er nur selten Jemanden den Zutritt zu sich gestattet, nun aber fühlte er mit jedem Tage mehr das Bedürfniß nach Umgang. Der Kaplan seiner Burg war der Erste, den er zu sich auf sein Gemach berief. Es war ein Mann, der nicht zu den gewöhnlichen seines Standes gehörte; das Licht, welches seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in der Kirche zu leuchten begann und der Geistlichkeit ein deutlicheres Bewußtseyn ihrer Würde und Bestimmung gab, war auch diesem Manne aufgegangen: wie hoch erfreut war er daher, als er sah, daß Hugo auf Ein Mal nach so Manchem forsche, was bisher nie Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewesen war; wie wohlthuend war es auch für den jungen Ritter selbst, als ihm aus dem Munde des frommen Mannes manches lehrreiche Wort zu Theile wurde, das ihn darauf hinwies, wie es etwas Höheres gebe, und daß nur dieses Höhere es sey, worauf der Mensch in allen Lagen des Lebens mit Zuversicht vertrauen könne und müße.

3.

Was die Natur mit allen ihren Reizen kaum an Hugo zu bewirken vermocht hatte, das wirkte in

kurzer Zeit der Umgang mit dieſem ächt religiöſen Manne. Ihm gelang es, ſeinen jungen Herrn für die Umgebungen, von denen er ſich wie ein Menſchenfeind gänzlich zurückgezogen hatte, wieder zugänglich zu machen. Ihm gelang es ſogar, denſelben wieder einmal von ſeiner Felſenburg herabzubringen, von der Hugo, gleich dem Klausner auf dem Bruderhauſe nie wieder herabzukommen beſchloßen hatte.

Es war an einem ſchönen Morgen des Monats Julius, da nahte der Burgkaplan dem Ritter mit den Worten: „Verehrteſter Herr und Gebieter, ſo eben ſendet Eure Muhme, die Frau Priorin des Kloſters St. Wolfgang zu Engen, einen Bruder des dortigen Franziscanerkloſters auf die Burg mit dem Vermelden, daß am geſtrigen Tage der Altar für das Dormitorium ihres Kloſters vollendet worden ſey, an welchem ein berühmter Künſtler dieſes ganze Jahr hindurch gearbeitet hatte. Sie läßt euch ihren herzlichen Gruß entbieten und ladet euch ein, dieß ſchöne Kunſtwerk zu beſehen; es werde euch gewiß nicht gereuen. Zudem habt ihr ja die Frau Priorin, die einzige Verwandte eures Hauſes, ſchon ſo lange nicht mehr heimgeſucht.“ Hugo bezeugte Anfangs, obgleich er ein großer Freund der Kunſt war, wenig Luſt, die Einladung anzunehmen, doch ließ er ſich durch das Zureden ſeines Kaplans bewegen und ging in deßen Geſellſchaft nach Engen. Schon lange hatte das treue Roß ſeinen Herrn nicht mehr getragen, froh und munter trabte es wieder durch die, von gereiften Saatfeldern bekränzte Straße dahin, es war, als ob

es seinen Herrn wieder zu einem neuen Liebchen trüge, und doch galt es nur den Besuch einer ehrsamen Klosterpriorin, Frau Barbara von Homburg. Auch die beiden Doggen fehlten nicht mit ihrer gewohnten Munterkeit. Das mochte freilich dem ehrwürdigen geistlichen Herrn, der neben Hugo ritt, nicht recht behagen, daß seines Herrn Rößlein so gar munter dahintrabte, denn auch das seinige bekam dadurch mehr Muth, und trug seinen Reiter schneller, als ihm behaglich war.

Bald waren sie in der Nähe der Stadt Engen angekommen: schon winkte ihnen gar lieblich von einer Anhöhe herab das Klösterlein der Franziscaner, und gegenüber in geringer Entfernung, das Dominicaner-Frauenkloster St. Wolfgang. „Seht, edler Herr" — begann der Kaplan, — „in dem Klösterlein, das ihr auf jener Anhöhe dort sehet, habe ich manche Stunde meines Lebens zugebracht, ehe ich zu euch berufen wurde. Zwar ist mir jezt wohler auf eurer Felsenburg, aber doch freuet es mich, wenn ich zu Zeiten wieder diesen Ort und seine Bewohner sehe, von denen ich gar manche noch kenne. Und seht, dort gegenüber die Klosterkirche, etwas oberhalb der Stadt, da hauset eure ehrwürdige Frau Muhme mit ihren frommen Schwestern. Seht, welche schöne Lage des Klosters; die Kirche und ihre Diener wußten doch immer gut zu wählen, wenn sie Hütten bauen wollten."

Während der Burgkaplan so redete und Hugo blos den gleichgültigen Zuhörer machte — denn sein Besuch zu Engen gehörte nicht zu dem, was das Ziel

ſeiner Wünſche war — kamen ſie an dem Thore der Stadt an. „Hier, edler Herr“ — ſprach der Kaplan — „wollen wir, ſo es euch gefällt, einen andern Weg einſchlagen, er führt uns längs der Stadtmauer und iſt der nähere zum Kloſter St. Wolfgang. Unſere Pferde wollen wir einſtweilen in der Herberge, zum Felſen genannt, unterbringen.“ Auf einen Ruf des Geiſtlichen erſchien auch alſogleich ein Knecht aus der Herberge, nahm beide Pferde in Empfang und Hugo ſchlug mit ſeinem Begleiter den Fußweg nach dem Kloſter ein. In Kurzem waren ſie daſelbſt angelangt. „Wer ſeyd ihr und zu wem wollt ihr?“ war die erſte Frage, womit Beide von der Pförtnerin empfangen wurden, nachdem ſie das Glöcklein angezogen hatten. „Mich, ehrwürdige Schweſter, werdet ihr noch kennen, ich war ehedem bei den Franziscanern, ſie nannten mich Pater Bernhard, und dieſer junge Ritter hier, den ich begleite, iſt mein gnädiger Herr, Ritter Hugo von Hohenkrähen, deßen Brod ich eße. Er begehrt die Frau Priorin, ſeine Muhme, zu ſprechen und das neue Kunſtwerk auf dem Dormente zu beſchauen.“ Die Pförtnerin ging und erſchien nach wenigen Augenblicken wieder. „Die Frau Priorin“ — meldete ſie — „erwartet ihre werthen Gäſte auf dem Dormitorium, wo das Kunſtwerk zu ſehen iſt.“ Sie wurden eingelaßen und gelangten, nachdem ſie mehrere Treppen geſtiegen, an den Eingang zu dem bezeichneten Orte.

Ein langer, etwas breiter Gang eröffnete ſich vor ihnen. Nur wenige Fenſter beleuchteten ihn und

verwandelten das Tageslicht in ein gewißes Helldunkel. Sie schritten etwa durch die Hälfte des Ganges, in deßen Mitte sich links ein kleiner Nebengang, von einem einzigen Fenster erleuchtet, öffnete: dort stand der Altar und neben demselben die Priorin, ihre beiden Gäste erwartend. „Willkomm, mein werther Vetter" — rief die ehrwürdige Frau dem Ritter entgegen — „willkomm, Bruder Bernhard! Habt ihr doch auch einmal wieder gewagt, von eurer Burg zu uns Thalbewohnern herabzusteigen?" Hugo und der Kaplan küßten der Priorin ehrfurchtsvoll die Hand. „Habe ich doch nicht geglaubt, ehrwürdige Frau" — sprach Hugo — „daß einem Manne der Zutritt zu eurem Kloster gestattet werden würde, da es im Rufe so großer Strenge steht." „Das ist wohl wahr" — erwiederte die Priorin — „indeßen gibt es auch Ausnahmen von der Regel: einem so ehrenwerthen Vetter, der so strenge der Welt, besonders den Weltkindern unsers Geschlechts abgesagt hat und auf seiner Burg ein wahrhaft klösterliches Leben führt, einem solchen den Zutritt zu gestatten, läßt sich wohl verantworten. Nun aber, da euer Besuch, mein wertheßter Vetter, nicht sowohl mir, als vielmehr unserm neuen Altarblatte gilt, so laßt uns dieses beschauen." Die Priorin nahm den Ritter bei der Hand und führte ihn zu dem Bilde hin. Schon manches schöne Bild hatte der Ritter in der Nähe und Ferne gesehen, aber so trefflich gearbeitet, wie dieses, waren ihm noch wenige vor Augen gekommen. Die Mitte desselben zeigte drei, mit kunstreicher Hand in Holz geschnizte

Figuren: es war die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde und zu beiden Seiten die Apostel Petrus und Johannes. Hehr und erhaben stand die Gottesgebärerin zwischen den beiden heiligen Männern; ihr Blick voll himmlischer Milde war auf das göttliche Kind gerichtet, das liebend ihren Blick erwiederte. „Nicht wahr, werthester Vetter" — unterbrach die Priorin den in den Anblick des Bildes versunkenen Ritter — „nicht wahr, das ist ein herrliches Bild? Ihr seyd ja ganz in dasselbe verloren, wie würde euch nicht das Original gefallen, das diesem Bilde gesessen, da euch schon das Leblose so sehr in Erstaunen sezt." „Das haben wir wohl nicht vor uns," — sprach halbvernehmbar, zu Hugo gewendet, der Burgkaplan. „Aber" — fuhr die Priorin fort — „seht doch auf die beiden Altarflügel, die nicht mindern Werth als Gemälde haben, denn jenes Bild als Schnizerei." Hugo blickte auf den linken Flügel des Altars; eine Frau im ehrsamen Matronenanzuge kniete betend mit gefalteten Händen auf einem Ruhekißen. „Das ist gewiß das Original jenes herrlichen Muttergottesbildes" — rief der Ritter, nachdem er es scharf betrachtet — „diese hat dem Künstler ihr Bild geliehen." „Ihr habt nahe hingerathen," — versezte die Priorin lächelnd — „aber doch nicht völlig errathen. Wohl sind es einige Züge, aber nicht das Ganze, es sind nur die Züge im veralteten Maaßstabe. Das ist die Stifterin des Altares" — fuhr sie nach einer Pause fort — „und dort, auf dem rechten Flügel knieet der Stifter: es ist der Felsenwirth von hier, Hans Bleibimhaus, ein gar frommer

und mildthätiger Mann, der schon Manches an unser Klösterlein vergabt hat. Seine neueste und kostbarste Gabe ist dieser Altar, den er ganz auf seine Kosten verfertigen ließ. Aber ich denke, wir wollen nicht blos des Klosters Dorment, sondern auch die Kirche beschauen; wer weiß, wie lange es ansteht, bis uns wieder einmal euer werther Besuch zu Theil wird."

Hugo folgte, wiewohl ungerne, seiner Führerin, denn lieber hätte er noch ganze Stunden im Anblicke des herrlichen Madonnabildes zugebracht. Sie gingen wieder zurück über das Dorment. Am Ende des Ganges befand sich die Thüre, welche zum Chor der Kirche führte, deßen großer Raum bewies, daß der heilige Dominicus eine nicht unbedeutende Zahl frommer Schwestern in diesem Klösterlein ernähre. Von dem Chore stiegen sie hinab in die Sacristey. Hier zeigte die Priorin dem Ritter eine Menge prächtiger Meßgewänder und viele andere heilige Geräthe, unter denen manches den Namen des erwähnten Stifters trug. Von der Sacristey traten sie nun in die eigentliche Kirche. Eine tiefe Stille herrschte in derselben, denn es war gerade keine Stunde, wo die Nonnen sich zur Andacht versammelten. Mit leisen Tritten näherten sie sich dem Hochaltare: das Altarblatt war von geringem Werthe, denn es stammte noch aus den ersten Anfängen des Klosters; Hugo schenkte daher diesem nur geringe Aufmerksamkeit und wandte sich ab, um die übrigen Altäre zu besichtigen. Da erblickte er an den Stufen des Altares zur Linken, auf den er ebn zuschreiten wollte, eine weibliche Gestalt in knieender

Stellung, ein ſchwarzes Gewand umhüllte ihren ſchlanken Körper, über ihr dunkelbraunes Haar hing ein Schleier, der das holde Antlitz nur wenig bedeckte, denn ſie hatte ihn zurückgeſchlagen, da ſie ſich von Niemanden bemerkt wähnte. Alles um ſich her vergeßend, hatte ſie ihren Blick unverwandt auf das Bild des Gekreuzigten gerichtet, das auf dem Altare ſtand, Worte frommer Andacht entquollen leiſe ihren Lippen, ihr ſeelenvolles Auge ſprach aus, was ſich in ihrem innerſten Herzen bewegte. Wie feſt gebannt blieb Hugo ſtehen, ſeine Blicke waren einzig und allein auf das Frauenbild vor dem Altare gerichtet. „Kennet ihr jezt“ — unterbrach die Priorin endlich den Ritter in ſeinem ſtarren Nachdenken — „kennet ihr jezt das Original unſers Altarbildes?“ Ziemlich vernehmbar hatte die Priorin dieſe Worte geſprochen: die fromme Beterin blickte auf, ſie erſchrack Anfangs, als ſie fremde Leute neben dem Hochaltare erblickte, ſchnell ſchlug ſie den Schleier wieder um ſich und war im Nu verſchwunden. „Dießmal, ehrwürdige Frau,“ — ſprach Hugo — „dießmal hätte eure Frage etwas ſpäter kommen können, ihr habt eine fromme Beterin in ihrer Andacht geſtört.“ „Und“ — fiel die Priorin ein — „einen andächtigen Junggeſellen um den Gegenſtand ſeiner Andacht gebracht, einen Menſchenfeind, der den Weltkindern unſers Geſchlechtes ewige Fehde angekündigt.“ „Ihr beliebet zu ſcherzen, Ehrwürdige“ — verſezte Hugo — „befriediget lieber meine Neugier.“ „Seht,“ erwiederte die Priorin, „das war die Tochter beſagten Felſenwirthes, ein unſchul-

diges und liebes Kind, erſt 17 Jahre alt. Sie kennt noch wenig die Welt; ihr einziger Gang, wenn ſie das Haus verläßt, iſt hieher in unſer Kloſter, denn ſie iſt gar frommen Sinnes und zwar nicht nur ſo obenhin, ſondern es iſt Herzensſache bei ihr. Schon oft hat ſie den Wunſch gegen mich ausgeſprochen, den Schleier zu nehmen, und einmal war es nahe daran, aber der Wille ihres Vaters, der ſonſt ein guter Mann iſt, war dagegen, denn es iſt ſeine einzige Tochter, und da vermag es ſein Herz nicht, ſie von ſich zu laſſen." „Das hat er weislich bedacht" bemerkte der Kaplan dazwiſchen. „Um nun doch unſerm Klöſterlein" — fuhr die Priorin fort — „einen Erſatz für das zu geben, was ſchon ſo gut als in unſern Händen war, ſtiftete er den kunſtreichen Altar mit dem Ebenbilde ſeines Kindes. Aber nicht wahr, lieber Vetter, das hat der Künſtler wohl getroffen?" „Nur zu ſehr," erwiederte Hugo, „muß ich euern Worten beipflichten, meine Ehrwürdigſte, aber wer iſt denn der Verfertiger jenes Altarbildes?" „Es iſt ein Wälſcher, der ſeine Heimath verlaſſen, und nun gen Nürnberg ziehen will, um unſern großen Meiſter in der Malerkunſt, Herrn Albrecht Dürer, zu beſuchen. Schon geraume Zeit hat er hier verweilt, denn er hat viel zu arbeiten und iſt wohl gelitten, beſonders im Hauſe des Felſenwirths, wo er ſeine Herberge erwählt hat." „Aber, ehrwürdige Frau," — unterbrach der Kaplan die Priorin — „verzeihet, es will Abend werden, wir müſſen hier fort; die Hauptſache haben wir ja geſehen, und unſer Weg nach

Burg Krähen iſt der weiteſte.“ Die Priorin bat ihre Gäſte, zuvor wenigſtens noch eine Erfriſchung im Kloſter anzunehmen, der Kaplan aber dankte für Alles, mit der Bemerkung, daß ſie doch noch einiges beim Felſenwirthe verzehren müßten, denn gar umſonſt könnte er ihnen die Pferde doch nicht einſtellen. „Wenn freilich das iſt,“ — verſetzte die Priorin lächelnd — „ſo will ich euch nicht länger aufhalten, dort gibt es ohnehin beſſere Unterhaltung als hier in unſerem Klöſterlein: es ſcheint mir überhaupt, Pater Bernhard, ihr ſeyd noch wohl bekannt in Engen, daß ihr gerade den Felſen zur Herberge gewählt, wo der Gaſt am beſten zehrt und nicht hinzuſitzen braucht wie ein Verlaßener.“ Während dieſes Geſpräches waren ſie zur Kirchenthüre getreten, welche auf die Straße hinausführt, Hugo und der Kaplan dankten für die freundliche Aufnahme, die ſie gefunden und verabſchiedeten ſich. „Lebt wohl, und vergeßt nicht unſer Klöſterlein“ — ſprach die Priorin noch beim Abſchiede — „und ihr beſonders, liebwertheſter Vetter, nehmet euch in Acht vor einem blauen Augenpaare, auf daß ihr es nicht zu ſpät mit Schmerz bereuen müßtet.“

4.

Die beiden Gäſte verließen das Kloſter und ſtanden bald vor der Herberge zum Felſen. „Willkommen Herr Ritter,“ — rief der Wirth, Hans Bleibimhaus, den Kommenden entgegen — „willkommen, Vater Bernhard: es iſt ſchon manches Jahr, daß wir einander nicht mehr geſehen haben. Euern Herrn

Vater kannte ich beſſer, der hat aber auch öfters bei mir eingeſprochen, er ritt nie nach Krähen zurück, ohne ſein Krüglein bei mir zu leeren. Aber, was ihr für ein ſtattlicher Herr geworden ſeyd; damals waret ihr noch ein kleiner Junge. Eure Pferde ſind gut beſorgt worden und haben ſich vielleicht baß erlabt denn die Herrn ſelbſt. Was kann man auch in einem Frauenkloſter viel und Gutes erwarten? man geht durſtig hinein und durſtig heraus; aber bei mir findet man Labung, ich habe ſo eben ein friſches Faß alten Meersburger angeſtochen." Nach dieſem leutſeligen Empfange führte Hans Bleibimhaus ſeine Gäſte hinein in die Trinkſtube.

„Kätchen," — rief er, während er in die Stube trat — „Wein her, und zwar vom Beſten, wir haben werthe Gäſte. Sieh da den Pater Bernhard, der hat dir, ſo lange er noch bei den Franziscanern war, manches Helglein geſchenkt." Kätchen kam auf den Ruf des Vaters aus der nahen Kammer heraus, ſie neigte ſich ſittſam vor den Gäſten, nahete dem Burgkaplan und küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand mit den Worten: „willkommen, ehrwürdiger Vater, in unſerm Hauſe, ſchon lange habt ihr euch nicht mehr ſehen laſſen; doch heute, däucht mir, ſind wir uns begegnet im Klöſterlein St. Wolfgang." „Ja," — unterbrach der Kaplan die Rede des Mädchens — „da habe ich dich geſehen, liebe Tochter, aber du haſt ja gethan, wie wenn du alte Bekannte nicht mehr kennen wollteſt, denn du biſt im Nu davon gegangen." „Verzeihet," erwiederte Kätchen mit lieblicher Stimme,

verzeihet, ehrwürdiger Vater, gerne hätte ich euch angeredet, aber ihr waret nicht allein: vor eurem Kleide fürchtete ich mich nicht, wohl aber vor dem Herrn dort im Eisengewande;" mit dieſen Worten blickte ſie verlegen auf den Ritter. „Geh' jetzt, kannſt nachher plaudern mit Vater Bernhard" — unterbrach ſie der Vater — „und hole uns zuvor Etwas für unſern durſtigen Gaumen." Im Nu war Kätchen verſchwunden und nach wenigen Augenblicken ſtand ein Krug Meersburger auf dem Tiſche; Kätchen verließ denſelben und ſetzte ſich in der entfernteſten Ecke der Stube an ihre gewohnte Arbeit, den Spinnrocken; die Gäſte aber nahmen ihren Platz am Tiſche.

„Nun erſt, meine werthen Herrn" — begann der Wirth — „nun erſt gilt der Willkomm" und hob den mächtigen Humpen in die Höhe. Hell erklangen die dicken Römer und wie das köſtlichſte Oel rann goldgelb der geiſtige Meersburger durch die ſchmachtenden Kehlen, denn ſchon ſeit Mittag hatten Ritter Hugo und ſein Kaplan keinen Tropfen mehr getrunken. Oft wurde das Krüglein gefüllt und Kätchen mußte manchmal die Spindel in den Rocken ſtecken und zu neuer Füllung in den Keller hinabſteigen. Der Wein verfehlte bei allen Dreien ſeine Wirkung nicht, ſelbſt Hugo wurde wieder ganz der Frohe und Heitere, wie in frühern Tagen. „Wo iſt aber, Herr Wirth" — fragte der Kaplan — „Frau Martha, eure liebe Hausfrau?" „Die iſt ärgerlicher Weiſe gerade heute im Garten vor der Stadt, ſprach Hans Bleibimhaus; es iſt dieß ihr Lieblingsgeſchäft, aber ſie wird in

Bälde nach Hauſe kommen.“ „Einſtweilen wollen wir Eins trinken auf ihr Wohl,“ bemerkte der Kaplan und faßte den Humpen. „Es lebe Frau Martha, die wackere Hausfrau,“ ertönte es wie aus Einer Kehle und blitzesſchnell waren die Humpen geleert. Der Wirth ſchenkte wieder voll, froh vor ſich hinlächelnd, daß ſeiner lieben Hausfrau die verdiente Ehre wiederfahren war. „Aber,“ begann der Kaplan von Neuem, „eure Hausehre haben wir leben laſſen, ich meine“ — „ja“ — unterbrach ihn Hugo, — „auch Andere dürfen wir nicht vergeſſen, und mich däucht, Herr Wirth, euer holdes Töchterlein hat heute das meiſte Verdienſt um uns, denn ſie iſt es, die uns unſere Labung gebracht, auch ſie ſoll leben.“ Aufs neue erklangen die Humpen auf Kätchens Wohl. Das ſah und hörte das Mädchen in ihrer Ecke wohl, und beſonders dem Ritter entging es nicht, wie ſie über und über feuerroth wurde. Auch ſchnellte ſie aus lauter Verlegenheit die Spindel ſo kräftig, daß der Faden riß und die Spindel weit in die Stube hineinflog. Das machte ſie noch mehr erröthend, während die Tiſchgeſellſchaft ſich an dieſem kleinen Unfalle ergötzte. „Aber Eines fehlt uns noch zu unſerm Frohſinn,“ — bemerkte der Kaplan — „und wo dieß Eine fehlt, iſt das Ganze nicht vollkommen: ſchaut, gnädiger Herr, dort oben an der Wand hängt ein Saitenſpiel, wie wärs, wenn ihr das auch einmal wieder verſuchtet? und gewiß, Herr Wirth, iſt eure Tochter auch der Zither hold und ſingt uns ein Liedchen dazu.“ „So ein wenig klimpert ſie,“ — erwiederte Hans

Bleibimhaus — „und ihre Stimme, ſagen die Leute, ſoll eben nicht die ſchlechteſte ſeyn.“ Während deſſen hatte Hugo das Inſtrument von der Wand genommen, ſpielte und ſang:

Lied.

Wie er im Glaſe blinket,
Der königliche Wein:
Drum, Freunde auf und ſchenket
Uns recht bis oben ein.

Es lindert alle Schmerzen
Dieß gold'ne Rebenblut
Und ſchafft betrübten Herzen
Von Neuem frohen Muth.

Sitz' ich beim kühlen Weine
So friſch und fröhlich da,
Dann denk' ich: wär nur Eine,
Die treu mich liebte, nah.

Doch Jene, die ich meine,
Die bleibt mir ewig fern,
Drum ſitz' ich auch alleine
Bei meinem Becher gern.

Und ſinge frohe Lieder
Und trinke manchmal aus,
Und kehr' ich endlich wieder
Mit frohem Sinn nach Haus.

„So iſts recht, gnädiger Herr,“ — rief der Wirth zum Felſen, — „daß ich euch auch wieder einmal fröhlich und wohlgemuth ſehe, es thut mir eigentlich recht wohl im Herzen; nun ſoll mein Kätchen auch noch an unſerer Freude Theil nehmen.

Komm her, Mädchen, und laß dich auch hören; diesen Herrn zu Ehren begleite uns mit deiner Stimme." Schüchtern setzte sich Kätchen an den Tisch und sang einige heitere Weisen mit. „Aber jetzt, Herr Ritter" — sprach der Kaplan, nachdem mehrere Lieder beendigt waren — „jetzt müßen wir aufbrechen, so wohl uns auch Wein und Gesang behagen, sonst kommen wir erst in später Nacht nach Hohenkrähen." „Ihr werdet doch, fiel der Felsenwirth ein, erst meine Martha abwarten, um auch sie zu begrüßen; daß die aber auch gerade heute so lange ausbleiben muß, ganz gegen ihre Gewohnheit." Viel lieblicher ertönte dem Ritter das einladende Wort des Wirthes, als seines Kaplans Mahnung zum Aufbruche; noch war er selbst nicht mit sich einig, ob der Weingeist auf einmal eine so gänzliche Aenderung seines Wesens hervorgebracht habe, oder ob seine liebenswürdige Nachbarin, die indeßen neben ihm ihren Platz genommen hatte, die Ursache seiner heitern Stimmung war. Doch dießmal mußte das Wort des geistlichen Herrn gelten; man leerte noch einmal die Humpen auf das allgemeine Wohl, das aber in Hugo's Herzen nur Einem Gegenstande galt, und stand dann auf zum Abschiede, so sehr auch der Wirth widerstrebte. „Nun, wenn es denn durchaus seyn muß," sprach dieser, „so muß ich mich eben darein fügen, aber ich hoffe bald wieder auf einen längern Besuch." Das Versprechen wurde gegeben, und nun rief Hans Bleibimhaus seiner Tochter, um die Scheidenden bis über die Treppe des Hauses zu begleiten. Schnell befolgte Kätchen des

Vaters Befehl, ſie ſtellte die Kunkel bei Seite und folgte den Gäſten bis zur Hausthüre. „Lebet wohl ehrwürdiger Vater," — ſprach ſie mit lieblicher Stimme zum Kaplan, während ſie mit der Linken die Thüre öffnete und mit der Rechten die Hand des geiſtlichen Herrn ergriff, die ſie ehrerbietig küßte — „kommet wohl an auf Hohenkrähen und ſprechet bald wieder bei uns ein." „Gilt das Wort auch mir, holde Jungfrau?" fiel der Ritter haſtig ein, „darf auch ich bald wieder zu euch kommen?" Dieß ſprechend, faßte er Kätchens Hand, drückte ſie voll Innbrunſt, und blickte forſchend in ihr blaues Augenpaar. „Wie ihr doch fragen möget, Herr Ritter! ſteht nicht die Herberge zum Felſen jedem rechtlichen Gaſte offen? warum ſollte euer Beſuch uns nicht werth ſeyn, um ſo mehr, da ihr euch ſo trefflich auf Saitenſpiel und Geſang verſtehet." „Ihr beſchämt mich, meine Werthеſte, meine Kunſt iſt nicht viel, aber ich liebe ſie ſehr und hoffe, ſie in eurer Geſellſchaft wieder oft zu üben, denn auch ihr ſeyd derſelben hold, und darum wird ſie mir in Zukunft noch unendlich werther ſeyn." Während Hugo ſo ſprach, hatte er Kätchens Hand in der ſeinigen gehalten, ohne daß das Mädchen Miene machte, ſie zurückzuziehen.

Indeſſen hatte der Knecht des Hauſes die Pferde vorgeführt, der Kaplan ſaß ſchon im Sattel, während Hugo noch ſo vieles mit Kätchen zu ſprechen hatte und doch nicht zum Sprechen kommen koynte, denn ſeine Augen ruheten unverwandt auf ihrem Engelsblicke. Erſt durch das freudige Stampfen

seines Rosses, das ihn zum Abschiede mahnte, wurde die stille Scene gestört. „Darf ich das Gastrecht wagen, werthe Jungfrau?“ sprach Hugo jezt mit halbvernehmbarer Stimme zu Kätchen. Sie schwieg, aber er las die Antwort in ihren liebevollen Augen; bescheiden bückte er sich zu ihr nieder, ein Kuß brannte auf ihren korallenrothen Lippen und Kätchen widerstrebte nicht, doch wurde sie roth vor holder Schaam im ganzen Gesichte. „Das war das erste Mal in meinem Leben, Herr Ritter,“ lispelte das Mädchen mit etwas verlegener Stimme. „Ihr werdet euch doch nicht beleidigt fühlen meine Wertheste?“ — sprach Hugo — „ich weiß, was ich gebe und wem ich es gebe.“ „Wie möget ihr nur so sprechen, Herr Ritter; so war es nicht gemeint; und ich weiß ja wohl,“ — fezte sie lächelnd hinzu — „daß die Sänger gerne ihren Sold sich selbst nehmen und ihn auch verdienen.“ „Ach,“ — tönte, während Kätchen noch sprach, des Felsenwirths Stimme vom Fenster herab — „bei euch Herrn heißt es auch: früh gesattelt und spät geritten; in der Zeit hätten wir noch Eins trinken können; jedoch Nichts für ungut, meine Herrn!“ Kätchen hörte des Vaters Stimme; „lebet wohl, Vater Bernhard!“ rief sie eilig und reichte ihre Linke dem Kaplan, während sie mit der Rechten Hugo's heißen Händedruck erwiederte und sich ihm sanft entwand. „Gott möge mit euch sein, ihr werthen Gäste: kehrt bald wieder, und auch ihr, Herr Ritter!“ Mit Nachdruck sprach sie die lezten Worte und ihr Auge begegnete Hugo's liebeglühendem Blicke. „Lebet wohl, holde Jungfrau“

rief Hugo; noch einmal drückte er feurig Kätchens Hand und ſchwang ſich auf ſein Roß, während dieſe in das Haus zurückging. „Viel Glück auf den Weg,“ rief noch einmal der Felſenwirth: Der Ritter erwiederte ſeinen Gruß, aber weit wohler that es ihm, als er noch einmal Kätchens Blicke begegnete, die ans Fenſter getreten war, um den ſcheidenden Gäſten nachzuſehen. Mit freudeglänzendem Auge winkte Hugo der lieblichen Jungfrau noch einmal ein Lebewohl zu und es wurde erwiedert durch ein freundliches Kopfnicken. Hierauf gab Hugo ſeinem Roße die Sporen und ſchnell waren die beiden Reiter durch den Thorweg verſchwunden.

5.

Schon ziemlich weit war die Nacht hereingebrochen, als Ritter Hugo mit ſeinem Kaplane am Fuße des Krähenberges ankam. Das war dem geiſtlichen Herrn gar lieb, daß es jezt Berg auf ging, denn bisher war er nur wenig zu ruhigem Athem gekommen: ſo ſehr hatte des Ritters Roß dem ſeinigen durch muthigen Lauf zugeſprochen. Wohler war es dem Ritter von Hohenkrähen; ſein freudiger Muth war gleich dem Laufe ſeines feurigen Roßes. Bald antworteten ſeine beiden Doggen dem Rüdengebelle auf der Burg und froh empfingen die noch wachen Dienſtleute ihren lieben Herrn. Das war das erſte Mal nach langer Zeit, daß Hugo mit froher Stimmung ſich dem Schlafe in die Arme warf. Ein ſüßer Schlummer empfing ihn wieder, wie in den Tagen

seiner früheren, glücklichen Jugendzeit, und der Traumgott führte ihm wieder liebliche Bilder vor die Seele, während er seit lange nur Schreckengestalten zu erblicken gewohnt war.

Er schlief ein und da däuchte ihm, als wandle er an einer zarten Jungfrau Hand durch eine mit Blumen geschmückte Au, hell erklang die Stimm der Vögel auf den blüthenreichen Bäumen und milde Frühlingslüfte umfächelten die Beiden, wie sie in traulichem Gespräche und süßem Kosen dahinwallten. Der Weg führte sie auf eine liebliche Anhöhe, von der aus man Wiesen und Auen, von der Sonne bestrahlt, in noch größerer Herrlichkeit erblickte. „Hier ist gut sein" sprachen sie zu einander „was wollen wir an diesem himmlischschönen Orte dem Himmel geloben?" Kaum war das Wort ihren Lippen entflohen, als sich mitten aus der blumigen Anhöhe ein hohes Kreuz erhob, an welchem das Bild des sterbenden Erlösers hing. „Das ist das Herrlichste, das ist das Schönste" — sprach Hugo zu seiner Begleiterin — „komm', laß uns anbeten, in vereinter Andacht den am Kreuze, der uns und der ganzen Menschheit Alles geworden ist." Anbetend knieten sie am Stamme des Kreuzes nieder und ihre Herzen weilten bei Dem, der das Heil der Sünder ward. „Ein Gott, Eine Liebe!" tönte es wie Gesang von den Lippen der betenden Jungfrau und Hugo erwachte aus dem wonnigen Traume; „Ein Gott, Eine Liebe" hallte es wieder im Herzen des Erwachenden. Von Neuem sank Hugo in die Arme des Schlafes, aber dießmal

ſollte kein freundliches Traumbild ihm erſcheinen. Es kam ihm vor, als ſäße er in einer düſtern Kammer auf ſeinem Lager, an das ihn bisher eine langwierige Krankheit gekettet hatte. Da glaubte er zu fühlen wie ſeine Kräfte ſich nach und nach wieder erholten. Nun öffnete ſich die Thüre des Gemachs und eine liebliche Jungfrau in weißem Gewande, die in der Hand einen Kranz von weißen Roſen und Myrthen trug, trat zu ihm heran. „Dieß zu deiner Geneſung, geliebter Kranker," ſprach die Jungfrau mit ſanfter Stimme und legte den Kranz auf Hugo's Haupt. — — Auf dieſes öffnete ſich zum zweiten Male die Thüre, aber nur zur Hälfte, eine gräßliche Menſchengeſtalt grinzte herein, man nahm eine einzige ſchnelle Bewegung ihrer Arme wahr, ein Pfeil flog durch Hugo's Herz, die Jungfrau ſchlang ihre Arme um den Sinkenden und — Hugo erwachte. Noch ruhte ſein Arm auf der Stelle, wohin der Pfeil des Böſewichts geflogen war.

So ſehr auch der lezte Traum den Ritter erſchütterte, doch verlor ſich der ſchmerzliche Eindruck davon bald wieder bei ihm, denn mächtiger war die Freude und Wonne, welche das frühere Traumbild und die Erinnerung an den vergangenen Abend hervorgerufen hatte. Von nun an begann wieder ein ganz neues Leben auf Burg Kräben; Hugo ward ganz wieder der frohe, heitere Jüngling wie in frühern Zeiten. Ein neuer Stern war ihm aufgegangen in der Nacht ſeines Lebens, das er ſich auf immer als freudelos vorgeſtellt hatte. Und was war die Urſache

hievon? Es verging kaum eine Woche, daß ihn ſein Roßlein nicht gen Engen trug, aber meiſtens ohne Begleitung des Kaplans, und nicht in das Klöſterlein St. Wolfgang, zu ſeiner Muhme, der ehrwürdigen Frau Priorin Barbara von Homburg, ſondern in die wohlbekannte Herberge zum Felſen, wo ihm zu bekannter Stunde an der Hausthüre ein liebliches Mädchen den Gruß zuwinkte. Köſtlich mundete jedesmal dem Ritter der Wein an des Wirthes Tiſche, wenn Kätchen ihm den Becher zum Willkomm credenzte, aber noch köſtlicher war ihm die ſüße Gabe, die er in mancher traulichen Stunde, wann ſie allein beiſammen waren, von ihren Purpurlippen ſtahl und Kätchen gerieth darum nie in langen Zank mit ihm, im Gegentheile ward ſie oft nur ärgerlich darüber, wenn der Mutter unvermuthetes Hereintreten ſie im zärtlichen Streite ſtörte. Das entging Frau Marthen, der Felſenwirthin, freilich nicht; war ſie doch eine Frau, die ob ihres Verſtandes und ihrer Klugheit in ganz Engen und der Umgegend bekannt war. Sie merkte in ganz kurzer Zeit, daß der Ritter von Krähen ihrem lieben Kätchen nicht abhold war, und daß Kätchen auch ihn mit nichts weniger als gleichgültigen Augen anſchaue; ſie ſchwieg aber dazu und that, als merke ſie es nicht, ſelbſt ihr Eheherr, dem ſie recht herzlich zugethan war, und vor dem ſie ſonſt nie ein Geheimniß zu verbergen pflegte, erfuhr nicht das Mindeſte von ihrer Vermuthung, denn in ſolcher Sache verſtehen die Frauen das Schweigen, wenn es auch außerdem weniger die Haupttugend dieſes

Geſchlechtes zu ſeyn pflegt. Auch verurſachte die Bemerkung, die ſie ſeit einiger Zeit gemacht hatte, der guten Mutter eben keinen ſo großen Verdruß: war ſie doch ſelbſt auch einmal jung geweſen und hatte gefühlt, daß im Herzen der Jungfrau dieſelben Gefühle wohnen, wie in der Bruſt des jugendlichen Mannes. Wäre dieß bei ihr nicht der Fall geweſen, ſo hieße ſie jezt nicht die geehrte Frau des angeſehenen Gaſtwirths Hans Bleibimhaus zum Felſen, und kein blühendes Töchterlein, wie Kätchen, ſtände ihr zur Seite. Zudem war Hugo, der Ritter von Hohenkrähen, auch einer von den Männern, die für die wackerſten des ganzen Höhgau galten. Alſo hielt Frau Martha die Sache für ganz natürlich und zürnte nicht darüber, verſchwieg es aber ihrem lieben Eheherrn, indem ſie dachte: „er mag wohl ſelbſt darauf kommen.“ Das geſchah auch nach kurzer Zeit.

Es war nämlich an einem der milderen Octobertage des Jahres 1512, daß Hugo wieder gen das ihm nun ſo liebgewordene Engen ritt. Er fand Kätchen dießmal allein zu Hauſe, indem ihre Eltern in das benachbarte Ehingen gegangen waren um dort an einer Herbſtfreude Theil zu nehmen. Kätchen war daheim geblieben, um das Hausweſen zu beſorgen, und zwar nicht ungerne, denn, wenn ſie wußte, daß ihre Eltern eine Freude genoßen, ſo freute ſie das mehr, als wenn ſie ſich ſelbſt einer ſolchen widmen durfte. Hugo traf das Mädchen an ihrer liebſten Beſchäftigung, dem Spinnrocken; ſie hatte dieſe Winterarbeit ſchon vor der gewöhnlichen Zeit begonnen, denn

ſie wollte ihre Eltern recht bald mit einem hübſchen Stücke Leinwand erfreuen. Hugo ſezte ſich neben Kätchen in den Lehnſtuhl, den der Felſenwirth als ein altes Familienerbſtück immer in Ehren gehalten hatte und der dem Ritter nach der Mühe des Weges immer der liebſte Ruheplatz war; er nahm auch dießmal, wie gewöhnlich, die Zither von der Wand und ſpielte, während Kätchen, ohne ſich in ihrem Geſchäfte ſtören zu laßen, ſeinen Geſang mit ihrer lieblichen Stimme begleitete:

„Was frag' ich nach der ganzen Welt,
Bin ja von freiem Blut;
Iſt Eine nur, die mir gefällt,
Mir immer hold und gut.
Sie iſt mir held, ſie iſt mir gut,
Drum hab' ich immer frohen Muth.

Wenn Sie mir ſanft in's Auge blickt,
Wird mir ums Herz ſo wohl;
Ich weiß, von lauter Wonn' entzückt,
Nicht was ich ſprechen ſoll:
Ich blick' auch ihr in's Aug' hinein
Und ſage ſtill, wie treu ichs meyn.

Werd' ich mich dieſes Glückes freu'n
Stets ungetrübt von Schmerz,
Dann will ich ganz treu-eigen weih'n
Nur Ihr allein mein Herz;
Denn, bleibt ſie treu und eigen mir,
So bleib' auch ich treu-eigen ihr."

Als Hugo geendet, wiederholte er noch einmal die beiden lezten Zeilen des Liedes und blickte dabei forſchend in Kätchens blaues Auge. „Was bedeutet

dieſer Blick?“ fragte Kätchen mit zärtlicher Stimme. „Kätchen, geliebtes Mädchen“ — erwiederte Hugo, und ein tiefer Seufzer preßte ſich aus ſeiner Bruſt — „ich bin von Einer im Leben ſchrecklich getäuſcht worden, ach, wenn“ — — hier hielt er ſtille und verhüllte ſein Geſicht, um das Gefühl des Schmerzens zu verbergen, der ſich in Thränen Luft machen wollte. Kätchen konnte ſeine Worte leicht verſtehen, hatte er ihr ja doch ſchon längſt erzählt, wie ihm Treue mit Untreue gelohnt worden war, war doch Kätchen in manchen Stunden, wo ſein Schmerz wieder kehren wollte, ſeine Tröſterin geweſen, und zwar eine recht mitleidige Tröſterin, deren Mitleid innige Schweſterliebe und zulezt mehr als Schweſterliebe geworden war. Allein, anſtatt eine Antwort zu geben, verſtummte Kätchen und verſank in ein ſtilles Nachdenken. „Kätchen“ — fuhr Hugo fort — „ich will deutlich ſprechen; willſt du mir das erſetzen, was ich verloren habe, willſt du mir mehr werden, als die treuloſe Verlorene, wollteſt du beßere Treue halten, als jene, deren Namen ich nur mit Schmerz und Kummer auszuſprechen vermag?“ Kätchen ſchwieg noch immer. „Mädchen,“ wiederholte Hugo noch einmal mit nachdrücklicher Stimme, „ich frage dich bei Allem, was heilig iſt, wird das Gefühl meines Herzens, das ich ſeit jener Zeit dir weihete, wo ich an der ganzen Welt verzweifeln mußte, wird dieſes Gefühl von dir ſo erwiedert, daß es mich zu beglücken fähig iſt? willſt du die Meinige werden?“ „Ich will, theuerſter Hugo,“ tönte es entſchieden und vernehmlich aus Kätchens

Munde, „wenn es Gottes, wenn es der Wille meiner geliebten Eltern ist, denen ich kindlichen Gehorsam schuldig bin.“ Während sie dieses sprach, ergriff sie Hugo's Hand und drückte sie voll zärtlicher Inbrunst an ihr Herz. „Treue will ich dir halten, Treue bis zum lezten Hauche, rief Hugo im Gefühle der höchsten Wonne, aber, ist dein Wort auch vor Gott gesprochen, meine Geliebte?“ „Es ist vor Gott gesprochen,“ erwiederte Kätchen voll Bedeutung. „Nun, so will ich nimmermehr von dir laßen“ — sprach Hugo jezt, indem er sein Haupt an ihre Brust senkte — „bei Dem, der über uns waltet und huldvoll auf Treuliebende herabsieht, sey es geschworen zu dieser Stunde. Aber, Kätchen, bei dem Ewigen, der über den Sternen thronet, bei ihm sey es auch geschworen: wenn ich wieder getäuscht würde, wenn auch du dein Wort je brechen solltest,“ — — hier hielt er inne und sank, schmerzerfüllt, in seinen Stuhl zurück. „Hugo“ sagte das Mädchen, die bisher seine Rechte noch immer in der ihrigen gehalten hatte, in zärtlichem Tone, Hugo, dieß zum Pfande meiner ewigen Treue!“ Bei diesen Worten reichte sie ihm eine Locke von ihrem dunkelbraunen Haare, die sie schon seit einiger Zeit in ihrem Busen verwahrt hatte; Hugo nahm das Geschenk mit vor Wonne bebender Hand und verbarg es, gleich einem Heiligthume, in seinem Busen. „Dank dir für dieses Unterpfand, theures Mädchen,“ — sprach er mit freudiger Stimme — „hier auf meinem Herzen soll es ruhen bis zum lezten Hauche.“ Zu gleicher Zeit zog Hugo eine seidene Schnur hervor, woran

ein goldenes Kreuz hing und reichte sie Kätchen mit den Worten dar: „Nimm dieß, meine Geliebte, ich beſitze nichts Koſtbareres; meine ſelige Mutter hing es noch um meinen Hals, als ſie bei meiner Geburt ihr Leben endete; ſeit jener verhängnißvollen Stunde iſt es nicht von meinem Herzen gekommen. Du biſt die Würdige, die es jezt tragen mag; ſo lange ich es an dir erblicke, ſoll es mir ein Beweis deiner Treue ſeyn.“ Ein Kuß von liebeglühenden Lippen war der Dank, den Kätchen ausſprach und von Stund' an trug ſie das Kreuz an ihrem Halſe.

Schon leuchtete die abendliche Sonne durch die gemalten Fenſterſcheiben der Herberge zum Felſen, und noch waren die beiden Liebenden in ihrem traulichen Geſpräche nicht zu Ende gekommen. „Jezt muß ich von dannen, liebes Kätchen“ — erinnerte Hugo — „es will Abend werden. Doch zuvor noch ein wichtiges Wort. Du beſtimmteſt mir Tag und Stunde, wann ich bei deinen Eltern um deine Hand werben ſolle, aber“ — ſezte er bedeutungsvoll hinzu — „da gilt es ein ernſtes Wort; darf ich dann auf ein freudiges, auf ein feſtes Wort bauen für Leben und Sterben?“ „Was ſoll dieſe Frage, Hugo? dieſe hätte ich nie, und jezt am allerwenigſten erwartet,“ verſezte Kätchen befremdet und reichte dem Ritter, anſtatt wie ſonſt ihr roſiges Mündlein, nur die Hand zum Abſchiede. Hugo ging und begegnete noch außen an der Thüre dem rüſtig die Treppe heraufſteigenden Felſenwirthe. Ohne ſich weiter aufhalten zu laßen, ſchwang er ſich auf das Roß und ritt ſeiner Burg zu.

6.

Wie ganz anders war dem Ritter auf seinem Heimritte dießmal zu Muthe! Sonst war er fröhlich und heiter: heute empfingen ihn seine Diener mehr verstimmt als wohlgelaunt. Mochte dieß die Folge des minder zärtlichen Abschiedes von Kätchen oder Wirkung des entscheidenden Gespräches seyn, das er mit seiner Geliebten geführt hatte, wir lassen das unentschieden. Vielleicht war es die bange Ahnung, die mit einem Male Raum in Hugo's Herz gewann, die Ahnung nämlich, daß sein bisher geträumtes Glück, wenn es darauf ankommen würde, daß es in Wirklichkeit gesezt werden sollte, wohl eben so leicht wieder, wie das erste Mal, in Nebel zerrinnen könnte.

Mehrere Tage brachte Hugo in dieser Stimmung zu, da ließ er wieder sein Rößlein satteln und ritt den wohlbekannten Weg gen Engen. Ach! er ahnete nicht, daß dieser Tag ihm Gewißheit, traurige Gewißheit geben sollte. Auch dießmal fand er Kätchen allein zu Hause, aber nicht froh und wohlgemuth, wie sonst, ging sie ihm entgegen, kaum erwiederte sie seinen liebevollen Gruß und wagte es nicht, ihre Augen aufzuschlagen, denn sie suchte es zu verbergen, daß in dieser kurzen Zwischenzeit manche Thräne ihrem Auge entflossen war. „Was ist dir, geliebtes Kätchen?“ fragte Hugo, indem er ihr sanft über die Stirne fuhr und bekümmert in ihre rothgeweinten Augen blickte, „was ist dir, mein Mädchen? ich bitte dich, meine Gute, vertraue mir Alles an, hat dir Jemand ein Leides zugefügt, ich will es ihm“ — hier faßte er den

Griff ſeines Schwerdtes, — „ich will es ihm ſchwer vergelten.“ „Ach“ — ſeufzte Kätchen, — „das iſt es nicht,“ — während ſie aber dieſes ſprach, brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen hervor und ſie verhüllte ihr Geſicht an Hugo's Buſen. Lange verſuchte Hugo vergebens, ihr die Urſache ihrer Thränen zu entlocken, endlich richtete ſie ſich empor, und aus gepreßter Bruſt kamen die Worte: „ach, Hugo, meine Eltern ſind unſerer Liebe, unſerer Verbindung entgegen.“ „Es iſt nicht möglich!“ — rief Hugo — „wenigſtens deine Mutter nicht.“ „Gerade dieſe am meiſten;“ erwiederte Kätchen in ſchmerzlichem Tone. Auf Hugo's Bitte erzählte ſie nun, was in der Zwiſchenzeit, ſeit er nicht mehr im Hauſe geweſen war, ſich ereignet hatte. Als nämlich Hugo an jenem Abende weggegangen war, bemerkte der Vater das goldene Kreuzchen, welches Kätchen von Hugo als Unterpfand ſeiner Liebe geſchenkt bekommen hatte. Sie verhehlte [illegible] auf ſeine Frage nicht, von wem ſie es erhalte[illegible] [illegible] kurzem Forſchen hatte Hans Bleibimhaus das ganze Geſtändniß von der Liebe ſeiner Tochter heraus, denn Kätchen hatte bis dieſen Tag nie Etwas vor ihren Eltern verhehlt. Um ſeinem lieben Töchterchen nicht allzu wehe zu thun, ſprach der Felſenwirth für den Augenblick nicht weiter von der Sache, am andern Morgen erfuhr ſie aber aus dem Munde ihrer Mutter, was die Eltern von der Sache urtheilten und was ihr Wille ſey; ſie erfuhr das Allerſchmerzlichſte, daß ſie nämlich ihrer Liebe zu Ritter Hugo entſagen müße. „Ach“ — unterbrach hier

Hugo Kätchens Rede — „was iſt es denn, das unſere Liebe hindert, was ſteht unſerer Verbindung im Wege?“ „Gerade das ſchmerzt mich, — erwiederte Kätchen, — daß ich die Urſache davon nicht erfahren konnte.“ Hugo ſezte ſich wieder an den gewohnten Platz, man ſah, wie unruhig es in ſeinem Innern war; endlich brach er das Stillſchweigen, worein ihn ſein bedeutendes Nachdenken bisher verſezt hatte. „Kätchen, geliebtes Kätchen, darf ich feſt bauen auf deine Liebe, auf dein Wort, das du mir vor Gott gegeben haſt, auf das Pfand, das ich auf meinem Herzen trage?“ während er dieß ſprach, legte er ſeine Hand auf Kätchens Stirne, wie er gewohnt war, und blickte forſchend in ihr blaues Augenpaar. „Hugo, Hugo,“ antwortete Kätchen „meine Liebe, mein Wort, aber bedenke, der Wille meiner Eltern“ — „Ich werbe um dich,“ — unterbrach Hugo ihre Rede — „treu und frei, wie es einem Manne geziemt.“ Kaum hatte er noch das Wort geſprochen, als ſich die Thüre öffnete, und herein trat Hans Bleibimhaus an der Hand ſeiner ſtattlichen Hausfrau und hinter ihnen eine Geſtalt, dieſelbe, die Hugo einſt im Traume erblickt hatte, wie ſie einen tödtlichen Pfeil auf ſeine Bruſt abdrückte. Es war Carolo Murillo, der Maler und Schnizer aus Welſchland. Der tückiſche Italiener-Kopf mit ſeinen kleinen, blinzenden Aeuglein ſaß auf einem Rumpfe, an den die Natur eben nicht viele Reize verſchwendet hatte. Die ganze widrige Figur wurde noch durch einen kleinen Höcker entſtellt, der ſeine Bruſt ungewöhnlich hervorhob. „Hier“ — ſprach

der Felſenwirth nach dem gewohnten Gruße, indem er ſeinen Gaſt zu Hugo hinführte — „hier, Herr Ritter, habe ich vorzuſtellen den hochberühmten Künſtler aus Welſchland, Herrn Carolo Murillo.“ „Ich kenne den Herrn ſchon“ — unterbrach Hugo die Rede des Wirthes — „aus einem Bilde,“ und wendete ſich dabei weg von dem widrigen Anblicke. „Aber,“ — fuhr er fort, — „heute habe ich ein wichtiges Wort mit euch zu ſprechen, Herr Haus, und möchte dieß gerne allein thun.“ Der Wirth winkte den Uebrigen; Martha und Kätchen, ſowie der Fremde entfernten ſich, der Letztere mit einem teufliſchen Blicke auf Hugo.

„Weiß ſchon, was euch am Herzen liegt, Herr Ritter“ ſprach der Wirth zum Felſen, als die Beiden allein waren — „mein Kätchen wird Mancherlei an euch geredet haben, was euch wohl zuwieder ſeyn mag, aber es bleibt unabänderlich dabei Wohl weiß ich die Ehre zu ſchätzen, daß ihr meinem Töchterlein hold ſeyd, aber ſie iſt bereits für einen Andern beſtimmt, und der iſt Carolo Murillo, ein weitläufiger Anverwandter von mir aus Wälſchland, derſelbe, den ich euch ſo eben in Perſon vorgeſtellt habe. Er iſt angeſehen bei allen Einwohnern in der Stadt, abſonderlich ob ſeiner lezten Arbeit im Klöſterlein St. Wolfgang; der ſoll, ſo Gott will, mein Eidam werden.“ „Das iſt alſo euer feſter Wille, Herr Felſenwirth? nun, ich will euch nicht im Wege ſtehen, aber das möchte ich euch nur noch fragen: wißt ihr auch, ob euer Kätchen dieſem Manne von Herzen zugethan iſt?“ Das wird ſchon kommen, wenn es auch bis

jezt noch nicht der Fall seyn sollte; wenn sie nur Brod hat, das ist die Hauptsache, und das mag ihr wohl werden bei solch einem kunstfertigen Arbeiter wie Carolo Murillo; es bleibt dabei, mein Kätchen muß wollen, und wenn sie auch nicht wollte, so will es meine Martha und ich; — doch, Nichts für ungut, Herr Ritter wir bleiben deßwegen dennoch gute Freunde."

„Das habt ihr gesagt" — rief Hugo, und die Zornader schwoll ihm auf der Stirne — „ich wünsch' euch Glück zu dem neuen Schwiegersohne, aber bereuen sollt ihr noch, daß ihr dem Glücke eines redlichen Mannes in den Weg getreten seyd, eines Mannes, der euch zu ehren suchte; ihr sollt es bereuen, daß ihr eure wackere Tochter zum Opfer euers thörichten Eigensinnes gemacht habt. Nicht wegen ihres Verlustes will ich Rache nehmen, sondern darum, daß ihr zwei Liebende blos deßhalb trennet, um zu zeigen, daß ihr Alles über eure Tochter vermöget und euern Spießbürger-Ansichten treu bleiben wollet. Ihr habt an mir einen aufrichtigen Freund gehabt, ihr hättet einen liebenden Sohn an mir finden können, der das Leben für euch gelaßen hätte; nun aber sind wir quitt. Eure Freundschaft und euer Zutrauen zu erwiedern, will ich euch einladen auf die Burg des Ritters Hugo von Hohenkrähen; merkt euch die steile Felsenburg, wenn ihr gen Constanz oder Schaffhausen ziehet: Ritter Hugo hält gut Gastrecht."

Bedeutungsvoll wurden diese lezten Worte gesprochen und, ohne weiter zu reden, ging Hugo nach der Thüre und die Treppe hinunter, während der

Felſenwirth nachdenklich ſtehen blieb. Kaum war der Ritter an der Hausthüre angelangt, ſo hörte er leiſe ſeinen Namen hinter ſich rufen. Es war Kätchen, die ihm nachfolgte. „Iſt das auch Recht, Hugo, ſo fortzueilen ohne Abſchied?“ — dieß ſprechend hielt ſie ihn zurück mit ihrer Linken, während ſie mit der Rechten ſanft über ſeine zornentbrannte Stirne fuhr. „Was iſt geſchehen, Hugo“ — rief ſie forſchend — „du biſt doch nicht entzweit mit meinem Vater?“ „Entzweit, auf ewig.“ „Auch mit mir, Hugo?“ „Auch mit dir, wenn du dem thörichten Willen deiner Eltern folgſt und deine Hand dem Wälſchen reichſt, ihm, an deßen Körper die Natur ſchon den Schild der inwendigen Verdorbenheit ausgehängt hat.“ „Von dem Allem weiß ich ja noch gar Nichts.“ „Du wirſt es noch zeitig genug erfahren; aber, Kätchen, wenn du folgſt, wenn du Das thuſt, dann haſt du mich nie geliebt.“ „Hugo, iſt das das Vertrauen, das ich um dich verdient habe?“ „Kätchen, ich entſage deiner Hand, wenn es ſeyn muß, aber, bei Gott, ich will dich auch in keines andern Mannes Armen ſehen, ſo lange ich athme; wer will mir meine Liebe zu dir aus dem Herzen reißen?“ „Und wer mir die meinige? aber, Hugo, ich bin Tochter und muß meinen Eltern folgen: ihr Wille ſoll und muß auch der meinige ſeyn.“ „Alſo wirſt du folgen, Mädchen? auch folgen, wenn ſie dich an den Wälſchen verhandeln?“ „Ich muß, Hugo, des Kindes Pflicht iſt mir die höchſte im Leben.“ „Meine Liebe iſt dir alſo Nichts; Nichts das Wort, das du mir vor Gott gegeben, mir treueigen

zu seyn auf ewig?" „Ich habe dieß Wort vor Gott gegeben, wenn die Erfüllung desselben sein Wille und der Wille meiner Eltern war; aber" — „So sey denn glücklich in dem süßen Bewußtseyn, die Sclavin eines thörichten Willens gewesen zu seyn." „Ich bin es, in dem Bewußtseyn, der kindlichen Pflicht ein, wenn auch hartes, Opfer gebracht zu haben." „Sey glücklich in der Liebe eines Andern; aber möchtest du nie bereuen, daß du so an mir gehandelt hast: Du konntest mich retten und hast mich tiefer in die Nacht des Lebens hinabgestoßen. Nicht an Dir will ich mich rächen, sondern an Denen, die dich und deine Liebe hingeopfert haben. Lebe wohl!" Das waren Hugo's letzte Worte — bald blaß, bald flammenroth wurde sein Gesicht, während er dieß sprach, und wild rollten seine Augen. Hastig schwang er sich auf sein Roß. „Lebe wohl, Hugo" — rief Kätchen — indem sie des Zornentflammten Rechte noch einmal ergriff und an ihre Brust drückte — „lebe wohl, Hugo, Ein Gott, Eine Liebe!" „Auf ewig" — erwiederte Hugo, und drückte seinem Pferde die Sporen in die Seite. Noch lange sah Kätchen dem Scheidenden nach, aber nicht, wie in frohen Tagen. Sie ahnete, daß es das letzte Lebewohl war, das sie dem Ritter in diesem Leben bringe. Traurig kehrte sie endlich zurück in ihr Gemach und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Racheerfüllten Herzens verließ Hugo die Stadt Engen; es tobte wieder in seinem Innern, wie in jener Stunde, wo ihn der Klausner des Bruderhauses

von der Racheübung zurückhielt. Mit Schmerz gedachte er jezt der Worte des Waldbruders, die dieſer ſo bedeutungsvoll und doch vergeblich an ſein Herz geſprochen hatte, als er ihn, getröſtet in ſeinem Schmerze, wieder verließ. „Zum zweiten Male betrogen von dem elenden Menſchengeſchlechte, dem er, nach ſo bitterer Erfahrung, wieder vertraut hatte" — dieſer Gedanke erfüllte ihn jezt mit einem unauslöſchlichen Groſſe und Haße gegen die Menſchheit. Der Gedanke, daß er, einer der edelſten Ritter des Höhgau, einem hergelaufenen Wichte nachſtehen ſollte, ſteigerte ihn zur Rachſucht, und ſein ganzes Dichten und Trachten in den nun folgenden Tagen ging dahin, wie er dieſer Rachſucht ein recht genügendes Opfer bringen könne. Bald zeigte ſich auch, was Ritter Hugo in ſeinem Herzen ausgebrütet hatte.

7.

Es war an einem der lezten Octobertage, da ſaß der Felſenwirth von Engen in ſeinem Lehnſtuhle, neben ihm Frau Martha ſeine Hausfrau, und in kleiner Entfernung von beiden Kätchen, aber nicht mit froher Miene, wie ſonſt, ihre Spindel drehend, man ſah ihr vielmehr an, daß ſie ſeither nur wenige heitere Stunden zugebracht hatte und an ihren blaßen Wangen, die ſeither wie Roſen geblüht hatten, war deutlich zu erkennen, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen nage. Die Thüre wurde geöffnet und herein trat Carolo Murillo, der Wälſche; er grinzte Kätchen einen Gruß zu und ſezte ſich ſchmunzelnd

an ihre Seite, man ſah aber wohl an des Mädchens Blick und Grußerwiederung, daß Carolo's Beſuch kein angenehmer für ſie war.

„Nun, was meint ihr, Herr Tochtermann," begann der Felſenwirth, „wollen wir nicht morgen mit einander hinab gen Stein am Rhein? es iſt Jahrmarkt dort und ich habe einiges Vieh, das ich gerne verkaufen möchte; Jacob Vonrieder, Hans Ehinger und Georg Kreßling, meine Nachbarn, haben ſich auch entſchloßen mitzugehen." „Stehe ganz zu Dienſten, werthgeſchäzter Herr Schwäher," — erwiederte Murillo mit wälſcher Freundlichkeit — „ich muß eben für morgen dann den Pinſel bei Seite legen." „Nun, alſo bleibt's dabei; morgen mit dem Frühеſten wollen wir gehen, damit wir zeitig zu Markte ſind," ſezte Hans Bleibimhaus noch hinzu. „Hans, lieber Hans" — unterbrach den Redenden Frau Martha — „dießmal bin ich nicht ganz einverſtanden mit deinem Vorhaben: bleibe doch dießmal vom Markte weg; weißt du denn nicht, daß dich der Weg an der Krähenburg vorbeiführt? Haſt du vergeßen, daß Ritter Hugo dich auf einen Beſuch eingeladen? Glaube nur, der hat noch nicht vergeßen, was ihm von uns angethan wurde? Bleibe daheim, lieber Hans, ich bitte dich; du kannſt ja auf alle andern Märkte in der Umgegend, aber nur heute nicht nach Stein, es ahnet mir nichts Gutes." „Warum nicht gar" — lachte der Felſenwirth — „der auf Hohenkrähen ſoll mich nicht hindern an meinem Vorhaben, der hat's nicht ſo ernſtlich

gemeint: meine Stiere müßen weg, ſie ſind feiſt und das Futter gegenwärtig theuer." „Ach was, Stiere" — fuhr Martha fort — „an dir liegt mir mehr, als an dem Vieh; es iſt mir lieber, du bleibſt heute mit ihnen zu Hauſe." „Und es bleibt dabei" — fiel Hans haſtig ein — „heute bin ich Meiſter, ein anders Mal folg' ich dir" — mit dieſen Worten ſtand er vom Lehnſtuhle auf und machte zum erſten Male gegen ſeine Frau eine herriſche Miene. „Wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen; komme was da will, ich bin unſchuldig, aber du wirſt es noch bereuen, lieber Hans" ſagte Martha in einem Tone voll Ergebung und ſchwieg.

Kaum graute der Morgen, ſo ſtand der Felſenwirth mit ſeinem Schwiegerſohne und ſeinen Nachbarn ſchon auf der Straße, die gegen Stein führt. Freudig blöckte der Trieb wohlgenährter Stiere vor ihnen her und neckte ſich gegenſeitig. Schon hatte die Marktgeſellſchaft das Dorf Mühlhauſen im Rücken; die Sonne war hervorgebrochen und beleuchtete die freundliche Landſchaft; vor Allem aber glänzten die Zinnen von Hohenkräben, wovon ſie nur noch eine kurze Strecke entfernt waren, in den Strahlen der Morgenſonne. „Das iſt doch eine ſchöne Burg" — ſagte Jacob Vonrieder, und blieb eine Weile betrachtend ſtehen — „ſo ſteil und ſchroff wird man keine mehr finden im ganzen deutſchen Reiche, außer Twiel. Was meint ihr, Herr Nachbar Felſenwirth, da mag's gut wohnen ſeyn und die ganze Gegend ſich herrlich überſchauen laßen." „Deßen gelüſtet mich wenig" —

erwiederte Hans Bleibimhaus — „ich bin kein so großer Freund von Aussichten, ein Paar fette Stiere schaue ich mir lieber an; indeß meine ich, es sollte sich heute etwas machen laßen auf dem Markte; das Wetter macht sich recht hübsch und ist wenig fette Waare auf dem Wege, außer der unsrigen.“ Kaum hatte der Felsenwirth ausgesprochen, so ertönte auf einmal ein lautes Hallorufen, und in wenigen Augenblicken sah sich die Gesellschaft von einem Haufen Gewappneter zu Pferde umringt. Ehe noch an ein Entkommen zu denken war, wurden Hans und Murillo von kräftiger Hand festgehalten und eine wohlbekannte Stimme tönte dem Erstern ins Ohr. „Halt, Felsenwirth!“ — rief Hugo von Hohenkrähen, der jezt mit zurückgeschlagenem Helmsturze vor Hans dastand — „halt, oder du bist des Todes! Auf dich und deinen ehrenwerthen Schwiegersohn haben wir schon seit einigen Tagen gelauert.“ Lachend blickte er bei diesen Worten auf Murillo, den seine Knechte bereits geknebelt hatten. „Von deinen Stieren will ich Nichts, ich wollte nur Wort halten, und dich heimholen zu einem Besuche auf Krähen. „Ihr“ wandte sich Hugo zu den Andern — „mögt ungehindert mit eurem und des Felsenwirthes Vieh hin- und herziehen, und wenn ihr nach Engen kommt, richtet der Frau Wirthin einen Gruß aus und ich wollte ihre beiden Herren gut beherbergen, der Ritter von Hohenkrähen wiße Gastrecht zu halten.“ „Das ist fürwahr eine schlimme Sache,“ sagte Jacob Bonrieder im Weggehen vor sich hin — „Frau Martha wird ein übles Gesicht machen,

wenn wir ſtatt ihres Eheherrn und des Malers nur die Stiere heimbringen.“

„O, hätte ich dießmal nur meiner Martha gefolgt, als ſie mich vor dem Krähenberge warnte“ — ſo ſeufzte der Felſenwirth und folgte an der Seite ſeines Schwiegerſohns willig und mit gebundenen Händen dem Ritter und deßen Knechten auf die Burg. Der Weg geſchah ihm ſauer, bis ſie endlich die Höhe des Berges erreichten. Dort angekommen, wurde Hans Bleibimhaus in den Theil der Burg gebracht, der ſich gleich einem hohen, viereckigen Thurme über die andern erhebt und ſeinen Rieſenſchatten über die Dörfer Hauſen und Schlatt hinwirft. Durch drei unterirdiſche Gewölbe mußten ſie ſteigen, bis ſie an den Ort ihrer Beſtimmung gelangten. Es war dieß ein kleines Felſenloch, zu dem man faſt auf dem Bauche kriechen mußte, und dem nur eine kleine Oeffnung ſpärliche Helle verlieh. „Hier“ — ſprach der Ritter von Krähen zu dem Felſenwirthe — „hier büße dafür, daß du einen wackern Rittersmann verſchmähtſt, und ihr, Herr Maler, harret hier, bis euer liebes Bräutlein euch zum Altare abholt.“ Er ſprachs und ließ das Gitter fallen, das die Gefangenen von jedem Aus- und Zugange abſchloß.

Bereits war die Nacht hereingebrochen und immer noch harrte Frau Martha mit ihrem Töchterlein vergebens des abweſenden Hausvaters. „Ach!“ ſeufzte ſie, „wenn nur meine Ahnung nicht in Erfüllung gegangen iſt; was meinſt du, Kätchen?“ „O, Mutter, laßet euer Sorgen,“ ſprach das Mädchen, „ihr wißt ja,

daß der Vater sich unterwegs immer viel aufzuhalten und bei jedem seiner Bekannten einzukehren pflegt; zu dem ist der Weg auch nicht kurz, und gewiß wird es nicht mehr lange anstehen, so kommt er nach Hause." Sie sprachen Beide noch mit einander, da klopfte es an der Thüre, und herein trat Jacob Bonrieder mit betrübter Miene. „Was ist geschehen? wo ist mein Mann?" rief Frau Martha, ohne den Nachbar zum Sprechen kommen zu laßen. „Traurige Botschaft habe ich euch zu bringen," erwiederte Bonrieder, „der Schnapphahn auf Hohenkrähen hat uns überfallen und euern Mann und Schwiegersohn gefangen auf seine Burg geschleppt: nur eure Stiere bringe ich zurück." „Ach, hättest du mir gefolgt, Hans!" — schrie Martha und sank ohnmächtig auf den Stuhl zurück; Händeringen und Jammern war das Einzige, was sie, nachdem sie sich wieder erholt hatte, und was ihre Tochter im Augenblicke der Schreckensnachricht mit ihr thun konnte. „Getröstet euch" — unterbrach Jacob Bonrieder die Wehklagenden, „und gebt euch nicht allzusehr in Verzweiflung hin, euerem Eheherrn wird nichts Böses wiederfahren; soviel ich den Ritter von Krähen kenne, ist er wohl ein hitziger, aber doch biederer Mann, sonst hätte er auch die Ochsen weggenommen und uns Andere nicht ungehindert des Weges ziehen laßen. Zu dem weiß man nicht, daß er sich grausam bewiesen hätte. Liebe Frau, laßet uns lieber Rath schaffen, wie wir den Euren bald Hilfe bringen. Ihr habt ja einen Schwager am Hofe des Kaisers; gebt diesem Kunde von der

Gefangennehmung eures Eheherrn; der mag dann die Sache vortragen, und glaubt nur, es wird euch frommen, denn er iſt wohl gelitten bei ſeinem gnädigſten Herrn und Gebieter. Gerne will ich ein Brieflein ſchreiben, ſorget ihr nur dafür, daß es bald an Ort und Stelle kommt: der Kaiſer iſt dermalen zu Ulm; in drei Tagen mag der Bote wohl dorten ſeyn."

Schnell hatte Kätchen Pergament und Tinte herbeigeholt, und Jacob Bonrieder ſchrieb nun im Namen der Felſenwirthin folgendes Brieflein: „Werthgeſchäzter Herr Schwager! Ich bin dermalen in großer Noth, denn mein lieber Eheherr, Hans Bleibimhaus, liegt auf Hohenkrähen gefangen; Ihr vermöget viel bei dem Kaiſer Eurem Herrn, darum ſchaffet ſchnell Hilfe und befreiet mich alsbald von meinem Kummer. Es grüßt Euch herzlich Eure Leid tragende Schwägerin." Selbſtgefällig lächelte Bonrieder, als er das Brieflein, das er geſchrieben hatte, anblickte, denn Briefe ſchreiben war damals noch eine ſeltene Kunſt unter den Laien, Bonrieder aber war in ſeiner Jugend oft zu den Franziscanern nach Engen gekommen und hatte bei dieſen mit vielem Fleiß und Mühe das Schreiben erlernt.

Mit dem Früheſten ſandte Frau Martha einen Knecht gen Ulm, und dieſer brachte nach wenigen Tagen das Brieflein und die nähere Kunde von des Felſenwirths Gefangennehmung zu deßen Bruder, genannt Lorenz von der Roſen, der des Kaiſers Barbier und zugleich luſtiger Rath war. Aufs Aeußerſte ward Lorenz über dieſe Nachricht entſezt,

aber er brachte die Zeit nicht mit eitlem Jammern und Klagen hin, sondern dachte ernstlich darüber nach, wie die Sache dem Kaiser auf die zweckmäßigste Art vorzutragen wäre.

8.

Es war an einem trüben Novembermorgen, da saß Kaiser Maximilian der Erste zu Ulm in der Herberge zum schwarzen Ochsen, wo er gewöhnlich zu wohnen pflegte, wann er in diese Stadt kam, denn er liebte dieses Haus besonders, wegen seiner schönen Lage an der Donau. Er wartete eben auf seinen Barbier, der sich sonst um diese Stunde einzufinden pflegte, heute aber ungewöhnlich lange ausblieb. Endlich erschien Lorenz von der Rosen in des Kaisers Zimmer. „Wo bleibst du heute so lange?“ rief Maximilian dem Eintretenden entgegen. „Möge Eure Majestät mir allergnädigst verzeihen,“ erwiederte Lorenz, „ich habe diese Nacht gar wenig geschlafen;“ und nun schickte er sich an, den Kaiser zu rasiren. „Was machst du denn für ein saures Gesicht?“ — wandte sich der Kaiser weiter zu Lorenz, der ihm eben das Barttuch umlegte — „du kommst mir so trübselig vor, wie der heutige Novembermorgen, der mir mit seinem Nebel die ganze Aussicht auf die Donau genommen hat. Sonst warst du immer so froh und lustig, heute aber gefällst du mir gar nicht mit deiner Armensünder-Miene.“

L. Ach, gnädigster Herr und Kaiser, heute ist mir auch gar nicht lächerlich zu Muthe, und ich

glaube, auch Eure Majestät wäre nicht gar zu Lustigkeit gestimmt, wenn ich erzählte, was mir geschehen ist.

M. Geht es denn mich an, was dich so traurig macht?

L. Nicht gerade zunächst Eure Majestät, aber doch mitunter auch.

M. Also doch auch? Ist dir etwa Jemand Liebes gestorben, oder hast du sonst eine böse Nachricht erhalten?

L. Der bösen Nachricht nur allzuviel. Es ist doch gar zu arg, wenn man nicht mehr ruhig seine Straße ziehen kann, wenn ehrliche Bürger unversehens von Schnapphähnen niedergeworfen werden.

M. Wem ist denn solche Unbill widerfahren?

L. Meinem Bruder, dem Felsenwirthe zu Engen im Höhgau.

M. Das sey ferne! Habe ich nicht erst kürzlich ein Gebot ergehen laßen, daß Frieden seyn solle allenthalben im Reiche, und kein Ritter mehr solche Heckenreiterei treibe?

L. Ja, wenn Euer Gebot nur auch gehalten würde; daß dem aber nicht so ist, das hat mein armer Bruder leider erfahren müßen; der Ritter von Hohenkrähen hat ihn meuchlings auf seine Burg geschleppt, so daß sein Weib und Kind sich fast zu Tode grämen.

M. Bei meiner Krone, wenn das Wahrheit ist, das soll schwer geahndet werden und alle Welt soll sehen, daß Maximilian noch Kaiser und Oberhaupt

im Reiche iſt. In wenigen Tagen, Lorenz, ſoll dein Bruder frei ſeyn; darauf gebe ich dir mein kaiſerliches Wort.

Dankend verließ Lorenz von der Roſen den Kaiſer und ging freudiger heim, als er gekommen war. Gleich darauf ließ der Kaiſer durch einen Edelknaben ſeinen Feldhauptmann, Georg von Frondsberg, zu ſich beſcheiden, um ſich mit ihm über den geſchehenen Reichsfriedensbruch zu berathen. Schnell folgte Frondsberg dem Befehle des Kaiſers. Eine Heldengeſtalt, die gewöhnliche Größe eines Mannes überragend, erſchien; hoch und furchenlos war ſeine Stirne, dunkel und feuerſprühend ſein Augenpaar, ein kleiner Stutzbart zog ſich über den Mund; die gebogene Naſe, die bräunlich gerötheten Wangen, ſo wie das geſcheitelte, auf Nacken und Schulter niederwallende Haupthaar von glänzend brauner Farbe, — das Alles bildete einen Kopf, den wir den Heldenköpfen aus der griechiſchen und römiſchen Zeit vergleichen können. Wie das Aeußere des Mannes gediegen und Ehrfurcht gebietend erſchien, ſo war es noch vielmehr ſein Inneres. „Mein lieber Frondsberg“ — redete Maximilian ihn an, nachdem er ihm traulich die Hand zum Gruße geboten hatte, — „ich habe euch rufen laßen ob wichtiger Urſachen, ihr ſollt meine beleidigte Majeſtät rächen.“ „Wer wagt es, Eure Majeſtät zu beleidigen, während Georg von Frondsberg in Eurer Nähe wacht?“ fiel der Feldhauptmann raſch ein, und dabei funkelten ſeine Augen und ſeine Hand fuhr unwillkührlich an den Griff des Schwerdtes.

„Meine Befehle werden als Nichts geachtet im Reiche," — fuhr der Kaiser fort — „der Frieden, den ich geſtiftet habe, iſt gebrochen, die Ritter lagern wieder an den Straßen, daß Niemand handeln und wandeln kann; ſo hat eben wieder, wie ich vernommen habe, der Ritter von Hohenkrähen den Frieden gebrochen. Aber, bei meiner Krone, ich will das Krähenneſt ausnehmen und den Räuber züchtigen. Mit dem Schwerdte will ich jezt in blutigen Zügen meine Befehle ſchreiben, daß ſie beſſer gehalten werden, als bisher, und ihr, mein lieber Frondsberg, ſollt jezt mein ſtarker Arm ſeyn. Alsbald ſollt ihr die Leute des ſchwäbiſchen Bundes aufbieten, mit unbeſchränkter Vollmacht gen Hohenkrähen ziehen und mir bald die Kunde bringen, daß ihr das Felſenneſt genommen und niedergerißen habt." „Wie mein Herr und gnädiger Kaiſer befiehlt, ſo ſoll es geſchehen" — entgegnete Frondsberg — „denn Euer Wille iſt mir heilig als einem getreuen Diener." „So eilet, mein lieber Feldhauptmann, denn ein unſchuldiger Mann ſchmachtet in des Krähers Burgverließ, ein Mann, der mir werth iſt um ſeines Bruders willen; eilet, und bringet Troſt einer unglücklichen Frau und Tochter, der Himmel wolle eurem Vorhaben günſtig ſeyn!"

Georg von Frondsberg verließ den Kaiſer und ſandte ohne Zögern Boten an die Glieder des ſchwäbiſchen Bundes und an einige Reichsſtädte. Nach vier Tagen ſtanden 8000 Mann auf den Beinen, auch wurden zehn große Stücke herbeigeführt, dar-

unter waren der Scharfmetz und die Sängerin, der Turnträzel, Herzog Sigmund und das Kätterlein. Dazu sandten die von Augsburg noch zwei andere, die am Laufe 18 Werkschuhe lang waren, sowie etliche Büchsenmeister zu ihrer Bedienung. Auch die Schweizer erboten sich zur Hülfe gegen Kräben, denn diese Burg, so wie Twiel und einige andere waren ihnen immer ein Dorn im Auge gewesen. So gerüstet, zog Frondsberg um die Mitte des Novembers gegen Hohenkräben aus. Ritter Hugo hatte bereits vernommen, was ihm bevorstand, und sich auf jeden Angriff vorbereitet; auf mehrere Monate hatte er Lebensmittel in seine Burg zusammenbringen lassen.

Eines Tages, als die Sonne sich schon zum Untergange neigte, ertönte mit einem Male das Horn des Thurmwächters von dem Thore herab und ein Diener trat hastig in das Wohngemach des Ritters, mit der Nachricht: „daß ein starkes Heer im Anzuge gegen die Burg sey und schon die Straße von Ehingen hinter sich habe." Mehr freudig, als unangenehm überrascht stand Hugo auf und eilte auf die Felsenplatte der Burg. „Das ist der Frondsberger!" — rief er kriegslustig, als er an der Spitze des herannahenden Heeres einen hohen und schlanken Rittersmann erblickte, von dessen Helm herab drei weiße und zwei rothe Schwungfedern nickten, die bis zur Rückenhälfte herabreichten. „Das ist Freude und Ruhm für mich, mich mit einem solchen wackern Kriegsmanne zu meßen!" „Das wohl," — versezte der Kaplan, der zu seiner Seite stand, — „aber,

gnädiger Herr, ſchauet doch auch hinab auf die vielen Helme, die wie ein Feuer das Thal durchſtrahlen; es mag wohl ein ehrenvoller, aber gewiß auch ein harter Strauß werden." „Das ſind die Herrn vom Schwabenbunde," verſezte Hugo, „ſie haben ſich darum ſo ſchnell verſammelt, weil es galt, einen ihrer Brüder zu befehden. Doch, ſo wahr mir Gott helfe, dieſe Dienſtfertigkeit ſoll Mancher von ihnen mit ſeinem Leben büßen." „Herr, welchen von euern Waffenfreunden der Nachbarſchaft ſoll ich beſenden?" fiel der Burgvogt ein, „etwa den Friedinger, oder den Homberger, oder den von Stoffeln?" „Ich bedarf keiner fremden Hülfe," erwiederte Hugo, „der über uns und mein Fels mögen mich ſchützen, ſorge nur, daß alle meine Mannen ſich zum Kampfe bereit halten, denn es wird wohl bald losgehen. Jene Seite der Burg gegen den Vorhof, die am leichteſten zu beſteigen iſt, laß doppelt beſetzen: nur von dort her, wenn irgendwo, können wir gefährdet werden. Die Bewohner des Vorhofs ſollen ſich ſammt ihrer Habe auf der Burg ſammeln. Speiſung haben wir genug auf Monate hinaus; darum laß das untere und obere Thor ſchließen und durch die Handwerksleute, die wir hier haben, mit Felsſtücken verrammeln." Dieſe und andere Befehle ertheilte Hugo dem Burgvogte. Eben wollte er mit den Uebrigen die Felſenplatte verlaßen, als einer der Burgleute eilig herbeigelaufen kam. „Gnädiger Herr," rief dieſer, „ein Ritter iſt am untern Thore angelangt; er hat drei Fähnlein Knechte bei ſich und begehrt

Einlaß. Er erklärte, daß er nur vor euch das Visir öffnen wolle, auch seine Leute haben die Feldzeichen verhüllt, sie kommen aber, wie sie sagen, um euch in der euch drohenden Gefahr Hilfe zu leisten." „Deren bedarf und begehre ich von Fremden nicht," erklärte Hugo wiederholt. „Gnädiger Herr," bat der Kaplan, „nehmet an, was man euch bietet, es mag euch wohl frommen; und um unser Aller willen bitte ich, verschmähet die Hilfe nicht." Sie gingen die Felsenplatte hinab, und auf Hugo's Erlaubniß wurde der fremde Ritter eingelaßen. Ein schlanker Rittersmann mit herabgelaßenem Helmsturze erschien vor Hugo; er nahete mit kräftigem Tritte dem Ritter von Kräben, bot ihm die Rechte zum Handschlage und öffnete mit der Linken das Visir. „Mein Gott, der Klingenberger!" schrie Hugo, als er die wohlbekannten Züge seines Todfeindes erblickte; „weg aus meinen Augen!" Er zog die schon dargebotene Rechte wieder zurück und wandte sein Gesicht ab, auf dem Flammenröthe und Todesbläße mit einander wechselten.

„Herr Ritter von Kräben," begann Heinrich von Klingenberg in sanftem Tone, „ich war euer Todfeind; jezt bin ich euer Freund in der Noth. Ich habe erfahren und von meiner Burg selbst gesehen, wie ein Heer gegen euch heranziehet, um euch zu verderben: das hat mein Herz ergriffen, und darum habe ich alle meine streitbaren Mannen zu eurer Hilfe versammelt. Verschmähet nicht, was ich euch biete, und laßt mich meine Schuld gegen euch durch das Bewußtseyn büßen, euch in großer Noth geholfen

zu haben. Ich habe euch das, was euch das Theuerſte im Leben war, entrißen, aber, ich darf ſagen, es war nicht allein meine Schuld. Laßt mich nun das Beſte, was ich bieten kann, mein Herzblut, eurem Dienſte weihen." Bei dieſen Worten faßte der Ritter von Klingenberg Hugo's Hand und drückte ſie innig an ſeine Bruſt. „Ritter, Waffengenoße," fuhr er fort, „ich weiß, für euch ſchlägt kein treues Herz mehr unter dem falſchen Geſchlechte, aber hier, in meiner Bruſt, ſchlägt ein treues Freundesherz für euch, bis zum Tode. Könnt ihr mir meine ſchwere Schuld verzeihen? ich habe ſie oft im Innern bitter bereut." Eine lange Pauſe trat ein; unwillkührlich ließ Hugo ſeine Hand in der des Klingenbergers, man ſah, daß ein heftiger Kampf in ſeinem Innern tobte. Das Beſſere gewann den Sieg. „Ich verzeihe dir, Bruder, du biſt es werth; aber ſey mir fortan treuer, als jene Ungetreue, und halte beſſer Wort als die Meineidige!" Beide Freunde hielten ſich lange umarmt. „Ich will Wort halten," ſprach Heinrich von Klingenberg voll Bedeutung, „führ' es zum Leben oder zum Sterben." Mit Wonne in den Blicken ſchauten die Umſtehenden auf das Ritterpaar. „Dank dir, gütiger Gott," ſprach der Kaplan mit gen Himmel gewendetem Blicke, „Dank dir, daß du es ſo wohl gemacht und die Herzen zweier Todfeinde wieder gelenkt haſt wie Waßerbäche; mögeſt du, ſo es deiner Weisheit gefällt, Alles zu einem glücklichen Ende führen."

Der Ritter von Klingenberg begab ſich nun mit

seinen Leuten in das Innere der Burg. „Eine Bitte noch, mein Bruder," sprach er zu Hugo, „die mußt du mir gewähren; ordne du das Nöthige im Innern der Burg an, und laß mich mit meinen und deinen Mannen auf den Mauern unsern Platz nehmen, um hier die Feinde zu empfangen; vertraue mir den Befehl über die Streiter auf den Zinnen." „Es sey so," sprach Hugo, „wem könnte ich ihn auch besser anvertrauen als dir, dem Reuigen und von Gott gesandten Helfer in der Noth."

9.

Noch sprachen die Beiden mit einander, da ertönte mit einem Male ein Trompetenstoß vor dem Thore des Vorhofes. Die Ritter eilten hinaus auf die Warte; ein Herold mit dem kaiserlichen Wappen und Feldzeichen stand vor dem Thore. „An den Ritter von Hohenkräben geht mein Wort und Auftrag;" begann der Herold seine Rede. „Hier ist er!" rief Hugo von der Warte herab. „Im Namen Seiner Majestät des Kaisers," — fuhr der Herold fort — „laßt euch sein Feldhauptmann, Georg von Frondsberg, mein gnädiger Herr, der am Fuße eurer Burg mit starker Macht steht, entbieten, daß ihr ihm die Thore öffnet und die Gefangenen herausgebt, die ihr wider alles Recht niedergeworfen habt und in Fesseln haltet. Wo ihr aber nicht gehorcht, so wißet, daß Georg von Frondsberg nicht umsonst 8000 Mann hieher geführt, und daß ihr so wenig, als irgend eine andere feindliche Macht, ihm wiederstehen könnet."

„Sage meinen Gruß deinem Feldhauptmann, den ich hoch verehre" — entgegnete Hugo — „und ich wolle die Gefangenen herausgeben gegen ein angemeßenes Löſegeld, aber meine Burg öffne ich Niemanden, und käme ſelbſt Seine Kaiſerliche Majeſtät in eigener Perſon als Feind vor dieſelbe." „Und," — ſezte Heinrich von Klingenberg hinzu — „ſage deinem Herrn, daß wir ihn erwarten vor dieſer Burg und ihn begrüßen wollen, wie es ſolch ehrnwerthem und hochberühmten Feldherrn geziemt." Der Herold wandte ſich und ritt mit dieſem Auftrage zu den Seinigen zurück.

Zwiſchen Hohenkrähen und dem Mägdberge liegt ein eirunder Hügel von ziemlicher Höhe, ganz geeignet, um das ſchwere Geſchütz von dort aus gegen die Burg ſpielen zu laßen. Dieſen Punkt hatte Frondoberg erwählt, um ſeinen Angriffsplan ins Werk zu ſetzen. Eine Schanze wurde auf der Anhöhe aufgeworfen und die Geſchütze dahin gebracht, deren Verderben bringende Schlünde gegen Krähen gerichtet wurden. Es war am 19. November, früh Morgens, noch nicht hatte die Königin des Tages mit ihrer Röthe, der Vorbotin ihrer Ankunft, das Firmament gegen den See hin geſchmückt, als ſchon des Frondsbergers Geſchütz von der Anhöhe gegen die ſteile Krähenburg hinaufdonnerte. Mit heller und kräftiger Stimme ſang die „Sängerin" ihr Tageslied, ſie ward begleitet von dem nicht minder kräftigen Tone des „Kätterleins" und dem erſchütternden Brummbaß des „Herzog Sigmund;" den Chor brüllten der

„Scharfmetz“ mit seinem Gespielen, dem rüstigen „Turnträzel“ und dem übrigen Gefolge. Es war eine furchtbare Musik für die Bewohner der Burg, aber sie blieb nicht unerwiedert. Auch ihre Feldschlangen schwirrten von der Höhe herab und kreuzten verderblich unter dem feindlichen Kriegsvolke auf der Schanze. Ununterbrochen ließ der Frondsberger die Geschütze gegen die Pfisterey der Burg spielen. Diese schützten ihre feste Wohnung mit aller Kraft; alles Geschütz, das sie hatten, wurde auf den bedrohten Punkt zusammengebracht, aber es frommte nur wenig gegen die Riesenmacht der Feinde.

Als die Sonne in vollem Glanze über dem Gelände des Hohzau stand, war die Pfisterey schon so zerschossen, daß alles Mehl und der ganze übrige Vorrath, theils zu den Fenstern herausstob, theils vom Feuer verzehrt wurde und die Ritter in der Burg mußten mit Schmerz sehen, wie troz all ihrer Anstrengung dieß Gebäude mit fürchterlichem Krachen zusammenstürzte. Doch, das brach den Muth der Belagerten nicht: hell leuchtete des Klingenbergers Helm in der fürchterlichen Flamme, die aus der zusammengeschossenen Pfisterey aufschlug, aber noch heller strahlte die Flamme auf seinem Antlitz und dem seiner Mannen, die jezt unverhüllt ihre Feldzeichen zur Schau trugen. Heinrich von Klingenberg verließ mit den Seinen den bisherigen Standpunkt, während Hugo und seine Leute sich mit Löschung der brennenden Gebäude beschäftigten. Heinrich hatte bemerkt, daß Frondsberg seinem Geschütze eine andere

Richtung hatte geben laßen; er zielte nämlich auf die höher gelegene Burg, die gleichsam an den Felsen angeklebt ist, darum stellte sich Heinrich jezt hieher hinter die Ringmauer und ließ seine Feldschlangen durch die Oeffnungen derselben ertönen. Frondsberg antwortete mit noch kräftigerer Stimme, aber dießmal vermochte seine Uebermacht nur wenig, denn, statt bis zu den Mauern, reichten die feindlichen Kugeln bloß bis an die Felsen, auf deren Spitzen jene in die Höhe ragten.

Für jede Kugel, die unten am Berge wieder gefunden und in das Lager gebracht wurde, bezahlte Georg von Frondsberg zwei Batzen — ein nicht unbedeutender Preiß in jener Zeit — und so geschah es, daß manche Kugel zwei bis dreimal abgeschoßen wurde. Je mehr aber Frondsberg von der Burg herab Widerstand fand, deßto ununterbrochener war seine Anstrengung. Beinahe zwei Tage lang waren die Geschütze in ununterbrochener Thätigkeit, und auf zehn Meilen in der Runde hörte man ihren Donner. Deßen ungeachtet wollten die auf der Burg noch von keiner Uebergabe wißen. Der feindliche Feldherr verließ daher seinen bisherigen Standpunkt, und ertheilte den Befehl zum Stürmen. Er gewann aber weiter Nichts, als den Vorhof der Veste auf der Seite gegen Mitternacht, da, wo sich in unsern Tagen die Wohnung eines Rebmanns befindet. Von hier aus wandte er sich gegen das erste Thor, der eigentlichen Burg, das er endlich mit ungeheurem Verluste gewann, denn der Klingen-

berger hatte es mit seinen Mannen besezt und zog sich erst zurück, als sein Häuflein bereits bis auf Wenige zusammengeschmolzen war; aber indem er dieß that, suchte er dem Feinde nur auf andere Art um so besser beizukommen. Er besezte nämlich den Haupteingang in die innere Burg mit den ihm noch übrig gebliebenen Leuten, so, daß er Mann an Mann auf der Ringmauer längs dem Thore dicht an einander stellte, und diese mit ihren Schilden eine zweite Mauer, die sich über der ersten erhob, zu bilden schienen. Schon seit dem Eindringen der Feinde war man beider Seits von dem groben Geschüze zu den Handgewehren und Armbrüsten geschritten; ein ununterbrochener Pfeil- und Kugelregen ergoß sich von der Mauer herab auf die Belagerer, und so oft sie anzustürmen versuchten, mußten sie mit großem Verluste wieder rückwärts weichen.

Während Heinrich von Klingenberg aber auf dem Burgthore stritt, beschäftigte sich Hugo mit mehreren Handwerksleuten unten an demselben. Ungeheure Felsblöcke wurden herbeigeschleppt und die Zugänge verrammelt, so daß dem Feinde alle Möglichkeit genommen war, ins Innere einzudringen. Hugo selbst legte bei dieser Arbeit Hand an, um die Seinigen zur möglichsten Anstrengung aufzumuntern; daneben blickte er oft aufwärts nach dem Thore, und sah, wie sein Waffenbruder sich so wacker wehrte, da mochte er wohl bei sich denken, daß er den Rechten sich zum Genoßen erwählt habe. „Freund“ — rief er hinauf — „bald sind wir hier unten fertig, dann

werde ich an deiner Seite kämpfen, denn fürwahr, es wird ein harter Strauß werden." „Immer noch nicht genug" — erwiederte Heinrich — „aber was meinst du? ich will mit meiner Büchse das Schwarze suchen, das könnte dem ganzen Handel mit Einem Male ein Ende machen; ich sehe bei jedem Anlaufe der Feinde auf unsere Burg drei weiße und zwei rothe Federn: wenn ich nach diesen zielte, gewiß, ich würde den Rechten treffen." „Das ist der Frondsberger, mit den Federn," — rief Hugo — „nach den Federn magst du zielen, aber nicht nach ihm selbst; er ist ein wackerer Ritter, und kein Zweiter, wie er, im Reiche." Kaum hatte Hugo gesprochen, so krachte des Klingenbergers Büchse, und die Kugel riß dem Feldhauptmann Georg von Frondsberg seinen mit fünf Federn gezierten Hut vom Kopfe, ohne ihn selbst nur im Mindesten zu verletzen. „Ich habe dir gefolgt," rief Heinrich von der Mauer herab dem Ritter von Kräben zu, „den Hut hat es ihm genommen." „Jezt," — versetzte Hugo — „jezt, mein lieber Genoße, mag es dir um den Kopf gehen; der Frondsberger ist nicht der Mann, der sich von Einem necken läßt." „Sey's darum!" rief Heinrich. Aber — Hugo hatte nicht ohne Grund dieß Wort geredet.

Voll Wuth und Ingrimm, wie bisher noch nie, drang Frondsberg mit bloßem Haupte jezt mit denjenigen seiner Landsknechte vorwärts, in deren Mitte er am gernsten stritt, und die er auch zu diesem Zuge mitgenommen hatte. „Wohlauf, meine Brüder," rief er, „haltet euch tapfer! Ihr habt Stand

gehalten im Venediger Lande, ihr habt nicht erzittert vor Padua; wer wollte sich fürchten vor diesem Raubneste?! Schaffet, daß wir das Krähengeschmeiß bald ausnehmen'" Des Feldherrn Worte waren nicht umsonst gesprochen; seine Mannen drangen bis vor das Thor. Deren auf der Mauer wurden immer weniger, und der Klingenberger war nur noch von einem winzigen Häuflein umgeben. „Ergebt euch auf Gnade und Ungnade!" — rief Trendsberg zu Heinrich hinauf. „Mit Nichten;" — erwiederte dieser — „nur über meine Leiche sollt ihr den Weg in die Burg finden." Während er dieß sprach, lud er seine Büchse ungewöhnlich stark; fürchterlich war der Knall, als er sie abdrückte: das Geschoß war zersprungen und hatte seinen rechten Arm zerschmettert. In demselben Augenblicke traf ein Pfeil, den ein feindlicher Schütze abgeschnellt hatte, seine linke Seite. „Es ist aus mit uns!" — rief Heinrich voll Schmerzgefühl seinen Genossen zu — „bringt mich von der Mauer hinab." Während des Kampfes war die Nacht hereingebrochen und die Feinde zogen sich auf den Vorhof zurück.

„Bist du versöhnt, mein Bruder?" — sprach Heinrich mit matter Stimme zu Hugo, nachdem sie ihn in das Innere der Burg gebracht hatten. „Nur allzutreu hast du dein Wort gehalten" — erwiederte dieser schmerzerfüllt, und verband selbst Heinrichs Wunden, denn es fand sich kein Sachkundiger unter den Leuten der Burg. „Laß es seyn, mein Bruder" — bat der Klingenberger, und wehrte

Hugo an seiner Beschäftigung — „es war mein lezter, aber mein liebster Kampf, denn ich darf für dich sterben; sieh zu, daß du dich und das wehrlose Volk auf der Burg rettest, so lange es noch Zeit ist. Aber jezt noch eine Bitte, die darfst du mir nicht versagen: laß mich auf meiner Väter Burg bringen; dort will ich ruhen, und laß auf meinen Leichenstein die Worte hauen: „„Er hat seine Schuld gebüßt.““ Heinrich wurde sichtbar matter; die Wunde an seinem Arme hatte sich zu stark verblutet und der Pfeil hatte edle Theile verlezt. „Lebe wohl, Hugo! und sende auch in meinem Namen ein Lebewohl meinen Brüdern und meinem Weibe nach Twiel!“ Das waren Heinrichs lezte Worte; er verschied in Hugos Armen.

Der Ritter von Kräben folgte, wiewohl ungerne dem Rathe seines Waffenbruders. Er sammelte alle seine noch übrig gebliebenen Mannen in der Nacht um sich und berieth sich mit ihnen über die Flucht. Es ward kein anderes Mittel gefunden, als daß sich Alle nach einander an einem Seile über die Mauer hinabließen. Zunächst unter dieser befand sich ein schmaler Pfad; diesen kletterten sie mit Hülfe von Fußeisen hinunter und gelangten so auf die Straße gen Mühlhausen, ohne daß es die feindlichen Wachen im Vorhofe merkten. Dasselbe wollte hinter den Uebrigen auch der Müller der Burg versuchen, aber weil er schweren Leibes war und das Klettern und Steigen nicht genugsam verstand, so glitt er an dem steilen Felsen aus und brach den Hals. Ein Landsknecht

aus dem Lager stieß später auf seinen Leichnam und fand fünfzehn Gulden in seiner Tasche. Auf der Burg war Niemand mehr zurückgeblieben, außer die Wenigen übrig gebliebenen Mannen des Ritters von Klingenberg, die dessen irdische Hülle nach Hohentwiel bringen mußten und deßhalb freien Abzug von dem feindlichen Feldherrn erhielten.

10.

„So muß ich also dich verlaßen, Burg meiner Väter!“ seufzte Hugo, als er mit seinen Leuten unferne Mühlhausen stand und auf sein Schloß zurückblickte. „Wohin nun mich wenden?“ Alle seine Umgebungen hatten so viel aus der Burg mitgenommen, daß ihr Unterhalt ziemlich lange gesichert war; Hugo allein hatte daran nicht gedacht. Alle die Andern hatten Hände zum Arbeiten; Hugo verstand nur das Schwerdt zu führen. „Lebet wohl, ihr, die ich unglücklich gemacht, ihr seyd gleichwohl glücklicher als ich; lebe wohl, Haus meiner Väter, nie werde ich in deiner Gruft ruhen, ich Unglückseligster, den du je unter deinem Dache ernährtest.“ Schmerzvoll verhüllte er sein Gesicht, wandte sich weg aus der Mitte der Flüchtigen und stürzte hinaus in die öde Nacht.

Kaum graute der nächste Morgen, so erschienen die Feinde wieder vor den Thoren der Burg, aber Niemand zeigte sich dießmal mehr auf der Ringmauer. Endlich kamen zwei Männer. „Die Burg ist euer,“ — riefen sie den Belagerern zu, — „ihr könnt sie

ungeſtört in Beſitz nehmen; aber ſendet zuvor Leute, die das Thor von den Felsblöcken befreien, denn unſer ſind zu Wenige für dieſe Arbeit.“ Sogleich ſtiegen auf Frondsbergs Befehl einige Landsknechte auf Leitern die Mauer hinauf und ſchafften ganz ungehindert die Felsblöcke, womit die Belagerten die Zugänge verrammelt hatten, hinweg, denn außer wenigen Mannen, die im Hofraum um einen Leichnam herumſtanden, war nirgends eine menſchliche Seele zu ſehen. „Ei, Schade, daß die Kräben uns ausgeflogen ſind!“ rief Frondsberg, als er mit den Seinigen durch das Thor zog und die verödete Burg ſah. „Aber dieſer da hat uns manchen braven Mann genommen“ — ſezte er hinzu, als man Heinrichs Leiche auf einer Tragbahre vorübertrug. „Laßt ſie ungehindert ziehen,“ befahl er ſeinen Leuten, „er verdient ein ritterlich Begräbniß, denn er hat ſich als wackerer Ritter gehalten.“

Man zog nun in das Innere der Burg. Das Erſte, was Frondsberg verfügte, war, daß er die Gefangenen aufſuchen ließ. Nur mit Mühe konnte man dieſen Ort finden. Todtengeſtalten ähnlich ſahen die Gefangenen, denn ſeit vierzehn Tagen ihrer Haft war ihnen nur Waßer und Brod gereicht worden und während der dreitägigen Belagerung hatten ſie auch deßen entbehren müßen. Wie froh war Hans Bleibimhaus, der Felſenwirth, als ſich das Fallgitter des Felſenloches erhob, und ihm ſamt ſeinem Gefärthen Erlöſung angekündigt wurde. „Wie mag ſich meine Martha freuen!“ — ſprach er beim Heraustreten —

„aber meine Geſtalt mag ihr wohl nicht zum Beſten gefallen“ ſezte er hinzu, indem er mit betrübter Miene ſeinen eingefallenen Leib betrachtete. „Aber ich will mich fürchterlich rächen an dem Schnapphahn von Krähen!“ knirſchte Murillo der Maler, als er ſich wieder unter freiem Himmel befand. „Das mag euch ſchwer werden“ — bemerkte Einer der Umſtehenden — „ſo ſchwer als uns, denn das ganze Neſt iſt ausgeflogen.“ „Sey's drum“ — erwiederte Murillo, — „er entgeht mir ſicher nicht, und ſollt ich ihn aufſuchen an den Enden der Erde, meiner Rache Opfer muß er werden!“ dabei that er einen fürchterlichen Schwur, vor dem ſelbſt die rohen Landsknechte zurückbebten. Beide wurden gen Engen geleitet. Nach Befreiung der Gefangenen überließ Georg von Krondsberg ſeinen Leuten die Burg zur Plünderung. Mundvorrath und Beute aller Art wurde in großer Menge gewonnen, und nun wurde, wie der Kaiſer es befohlen hatte, die Burg verbrannt und niedergeriſſen. In wenigen Tagen war Alles in einen Trümmerhaufen verwandelt, wie wir ihn jezt noch erblicken.

Ritter Hugo von Hohenkrähen wurde ſamt allen Flüchtlingen in die Reichsacht erklärt, ſo daß Jedermänniglich, der ihn träfe, wo es auch ſeyn möge, Gewalt und Vollmacht hätte, ihn niederzuſtoßen und ſeinen Leichnam den Thieren des Feldes oder den Vögeln des Himmels zum Fraße zu geben.

Während dieß Alles auf Hohenkrähen geſchah, ſaß auf ihrer Burg zu Twiel Adelheid, ſonſt von Friedingen, jezt die Gattin Heinrichs von Klingenberg,

und harrte des abwesenden Gemahls. Schon waren zwei Tage verflossen, und noch hatte sie keine Kunde von ihm erhalten. Oft sah sie mit trübem Blicke aus ihrem Gemache hinüber gen Krähen und hörte den Donner des Geschützes auf beiden Seiten. Mit dem dritten Tage war es stiller geworden; nun vermuthete sie, daß der Kampf ein Ende genommen, und hoffte, den Gemahl bald wieder wohlbehalten zu umarmen. Es war am Morgen des 21. November, da schaute sie wieder hinab auf die Heerstraße; ein Häuflein Mannen zog daher mit verhüllten Feldzeichen, vor ihnen ein Einsiedler mit hochragendem Kruzifixe in den Händen, und in der Mitte des Zuges eine wohlbekannte ritterliche Gestalt auf einer Tragbahre ausgestreckt. „Jesus Maria, mein Gemahl!“ schrie Adelheid, wie vom Donner gerührt, und eilte den Burgpfad hinab, den Kommenden entgegen. Gleich einer Wahnsinnigen fiel sie über den Leichnam her und schlang ihre Arme um ihn. Da trat der Einsiedler — es war der Waldbruder vom Bruderhause, der unter Wegs auf den Leichenzug gestoßen war — vor die Klagende und Jammernde hin: „Siehe,“ begann er, „das ist die Rache des Himmels; es bleibt Nichts unvergolten auf der Erde, Nichts unvergolten jenseits. Der, den du durch Untreue gewonnen, siehe, er liegt als Leiche vor dir; er hat seine Schuld gebüßt, denn er ist für Den gestorben, den er so schwer im Leben beleidigt hatte. Aber deine Schuld ist noch nicht gesühnt, nur gemindert durch den Verlust deßen, was dir das Liebste

war. Siehe! so straft der über uns die Sünde: blicke auf zu ihm, Sünderin, und betrachte dein Werk: dort, jene Burg, die in Flammen steht, unter deren Trümmern manches Herz verhaucht hat, das sonst froh und freudig schlug. Erkenne deine große Schuld und büße sie." — Das waren des Einsiedlers lezte Worte. Er begleitete noch des Klingenbergers Leiche zur Ruhestätte, sprach ein andächtiges Gebet für die Ruhe seiner Seele und verließ dann die Burg. Wie der Verstorbene gewünscht hatte, so geschah es; noch in später Zeit las man auf seinem Grabsteine die Worte: „er hat seine Schuld treu gebüßt." Adelheid von Klingenberg aber verließ wenige Tage nach ihres Gemahls Beisetzung die Burg Twiel und nahm den Schleier in dem Klösterlein St. Wolfgang zu Engen.

Es war in den lezten Tagen des November, Nachts um die neunte Stunde, da schritt eine vom Kopfe bis zu den Füßen verhüllte Gestalt über die Straße, die von Ehingen gen Engen führt. „Nirgends Ruhe, nirgends Frieden" — tönte es düster aus des Gehenden Brust; — „wohin, ihr müden Glieder? gibt es auf Erden keine Zuflucht mehr für einen Verstoßenen aus der Reihe der Lebendigen? Wo ist Ruhe, wo ist Frieden für mich?" — „Im Grabe" — sprach eine andere Gestalt im Mönchskleide, die sich dem Ritter Hugo sanft genähert hatte und seine Hand faßte — „im Grabe, wohin des Freundes Hand euch geleitet." Hugo schauderte zusammen, denn er wähnte sich von einem Feinde ergriffen; aber als

er aufblickte, ſchaute er wohlbekannte Züge; es war der Kaplan ſeiner Burg, jezt wieder Pater Bernhard bei den Franziscanern zu Engen. Dahin hatte er ſeine Zuflucht genommen, als er Hohenkrähen verlaßen mußte und lebte jezt wieder friedlich unter ihnen. Er war heute in Geſchäften ausgegangen, hatte ſich verſpätet und fand ſo ſeinen unglücklichen Herrn auf dem Wege. „Willſt du mich meinen Feinden verrathen, die groß Geld auf meinen Kopf geſezt?“ — ſprach Hugo zu Bernhard — „thu's immerhin, mein Leben iſt mir ohnedieß entleidet.“ „Da behüte mich der Himmel für, gnädiger Herr! nein, retten will ich euch vielmehr aus der Hand eurer Widerſacher. Folget mir; im Klöſterlein St. Wolfgang zu Engen werdet ihr Zuflucht finden, bis des Kaiſers Zorn ſich gewendet hat; eure Frau Muhme mag euch wohl aufnehmen.“ Hugo folgte willenlos ſeinem Führer; leiſe zogen ſie durch das Dörfchen Neuhauſen, ohne daß Jemand die Beiden gewahr wurde. Jezt waren ſie auch an den erſten Häuſern der Stadt Engen angelangt: „nehmt euch da in Acht, gnädiger Herr,“ — mahnte leiſe Pater Bernhard ſeinen Gefährten, — „auf daß die Thorwächter nicht aufmerkſam auf uns werden.“ Unbemerkt kamen ſie auch hier durch das Thor.

In der Herberge zum Felſen brannten noch die Kerzen, denn es ſaßen noch einige ſpäte Gäſte beim Kruge. Eben leuchtete Murillo, nunmehr des Felſenwirths Schwiegerſohn, einem Gaſte die Treppe hinunter. Hugo und Bernhard ſchlichen leiſe vorüber, aber ſie konnten nicht hindern, daß ein Strahl des

Lichtes auf sie fiel und ihre Gestalten theilweise kenntlich machte. Murillo hatte sie auch wirklich erkannt, und spähte ihrem Wege heimlich nach. Sie waren indeßen ungehindert an das Klösterlein gekommen und zogen die Glocke; man öffnete ihnen. Dießmal war Hugo's Empfang bei seiner Muhme ein schmerzlicher. „Warum, Unglücklicher," — war ihr erstes Wort, — „habt ihr meine Warnung nicht geachtet?" „Ehrwürdige Frau," unterbrach Bernhard die Priorin — „jezt bedürfen wir des Raths, aber keiner Predigt; es ist nun einmal so und nicht anders." „Das Beste, was ich euch rathen kann," — versezte die Priorin, — „ist, daß ihr diese Nacht gerade in unserer Kirche bleibet, bis ich weiter für euch sorgen kann. Dort seyd ihr sicher. Ich will euch schützen mit Allem, was in meinen Kräften steht," — sagte sie noch tröstend zu Hugo und begleitete Beide über das Dorment auf dem gewöhnlichen Wege zur Kirche. „In den Stühlen hinter dem Hochaltare seyd ihr sicher; Gott und seine heiligen Engel mögen über euch wachen!" — Dieß waren ihre lezten Worte ehe sie die Beiden verließ. Diese brachten eine traurige Nacht zu; Bernhard wich nicht von der Seite seines unglücklichen Herrn. Oft fuhr Hugo aus dem Schlafe auf und sprach laut undeutliche Worte, so daß Bernhard Sorge trug, man könnte in der Nähe der Kirche aufmerksam auf sie werden.

Kaum graute der Tag, so hielten die Nonnen das Morgengebet über ihnen im obern Chor der Kirche. „Noch nie," — sagte Hugo zu Bernhard, als er

neben dieſem auf ſeinem harten Lager erwachte — „habe ich meine Morgenandacht verſäumt, was ſoll ich ſie heute unterlaßen, wo ich dem Orte des Gebets ſo nahe bin?“ mit dieſen Worten trat er hinter dem Altare hervor, knieete auf einer Seitenſtufe deßelben nieder und Worte wahrer Andacht entſtrömten aus Herz und Mund. Neben ihm knieete Bernhard. Kaum aber hatte Hugo das „Amen“ ausgeſprochen, ſo ſchwirrte von der Thüre des obern Chors ein Pfeil herab und traf mitten in ſein Herz. Er ſank zurück in Bernhards Arme mit dem Rufe: „Gerechter Gott, mein Traum!“ Es war Murillo's Geſchoß. Durch ſeine früheren Arbeiten im Kloſter bekannt, hatte er den, nur ſelten einem Laien zugeſtandenen, Weg vom Dorment durch den obern Chor gefunden und ſo ſeiner Rache das Opfer gebracht, deßen Spur ihm geſtern der Zufall gezeigt hatte.

Als Hugo noch bewußtlos in Bernhards Armen lag, eilten zwei weibliche Weſen herbei; die eine war Adelheid von Klingenberg in Nonnentracht, die Andere aber Kätchen, die auch heute, wie gewöhnlich jeden Tag, mit dem Früheſten das Kloſter beſucht hatte, um ihre Morgenandacht da zu verrichten. „Hugo“! riefen Beide, wie mit Einer Stimme, und beugten ſich über den Sterbenden. Hugo richtete ſich auf in Bernhards Armen, raffte ſeine lezte Kraft zuſammen, und als er die Beiden erblickte, ſchauderte er heftig zuſammen. Er griff nach dem Pfeile in ſeinem Herzen und riß ihn heraus: eine blutbeſprizte Locke hing an ſeiner Spitze. „Hier das Pfand deiner

Liebe," — ſprach er mit ſchon erſterbender Stimme zu Kätchen — „ich habe es treu bewahrt bis zum Tode; ich verzeihe deiner Schwachheit." Dann wandte er ſich zu Adelheid: „Hieher haſt du mich gebracht, Treuloſe! Gott wird zwiſchen uns richten; vor ſeinem Richterſtuhle wirſt du mit mir erſcheinen." Dieß waren Hugo's lezte Worte; er verſchied.

„Ruh' und Frieden
Ward dir nimmermehr hienieden:
In des Grabes Gründen
Wirſt du Beides finden."

So betete Bernhard über dem Leichname des Ermordeten; der Chor der Nonnen aber ſammelte ſich um ſie und in trauriger Weiſe ertönte ihr Grabgeſang.

III.

Die Brüder von Geroldseck.

Dieß rührt ihn; er umarmet
Das Knäblein: „Du bist mein!
Wie Gott sich mein erbarmet,
Erbarm' ich mich jezt dein!"
Lindner.

1.

Auf einer hohen, rings von Tannen und Föhren bewachsenen Bergkuppel, nicht ferne von der Stadt Lahr, in dem sogenannten Schutterthale, stehen die, auch jezt noch beträchtlichen, Ruinen der Burg Geroldseck. Graf Gerold von Bußen, ein Bruder Hildegards, der Gemahlin Kaiser Karls des Großen, hatte schon im achten Jahrhunderte den Grund zu dieser Burg gelegt und sie nach seinem Namen benannt. Bei den vielen Stürmen, die innerhalb eines Jahrtausends über sie ergangen sind, ist es in der That zu verwundern, daß noch so bedeutende Reste davon übrig sind, denn außer den Trümmern der Ringmauern stehen auch die Wände und Giebel des Hauptgebäudes noch aufrecht, aber wahrscheinlich ist

ihr völliger Verfall nicht mehr ferne, da die Ueberreste, jedes schützenden Daches beraubt, der Verwüstung durch Sturm und Wetter immer mehr ausgesezt sind. Eine nicht uninteressante Sage, die in den Anfang des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Burg fällt, wird uns in der Hauschronik des gräflichen Geschlechtes von Geroldseck überliefert; wir wollen sie, dem Erzähler aus alter Zeit treu folgend, unsern Lesern nach ihrem unveränderten Inhalte mittheilen.

In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte auf Burg Geroldseck Graf Heinrich mit seinem Bruder Walther, die sich Beide gemeinschaftlich in das väterliche Erbe getheilt hatten. Während Graf Walther eine neue Linie des Geschlechts gründete, und seinen Sitz auf die Burg Mahlberg, nicht ferne vom Rheine, die er mit seiner Gattin Helika, der lezten Erbin des Mahlbergischen Besitzthumes, erheirathet hatte, übertrug, pflanzte Heinrich den uralten Stamm von Geroldseck-Bußen fort. Von seiner Gemahlin Agnes, einer geborenen Gräfin von Veldenz, hatte er drei Söhne: Hermann, Heinrich und Walther; lezterer wurde schon frühe zum geistlichen Stande bestimmt. Es war wirklich eine nicht zu verwerfende Sitte in jener Zeit, daß in edlen Geschlechtern, die mehrere männliche Sprößlinge hatten, immer wenigstens Einer sich dem Andern gleichsam zum Opfer bringen mußte, damit nicht die Familiengüter allzusehr zerstückelt und dadurch die Gesammtmacht des Hauses geschwächt würde. Aus diesem Grunde hatte auch Walther von Geroldseck, der

jüngſte von den drei Brüdern, der Welt entſagt, oder vielmehr, es war der ſtrenge Wille ſeines unerbittlichen Vaters geweſen, daß er dieß thun mußte. Allein, war es ſein angeborener ritterlicher Sinn, der ihm Schwerdt und Schild lieber machte, als die Stola, daß er ſich ſo ſchwer entſchloß, der Welt Valet zu ſagen? Wohl mag dieß die Urſache geweſen ſeyn, denn wenn Graf Heinrich der Aeltere ſeine drei Söhne auf dem Burghofe in der Ritterſchaft übte, und die Buben ſich auf den großen Roßen tummelten, da war Walther immer der Kühnſte, und während man die beiden andern oft mit Widerſtreben in den Sattel heben mußte, konnte Walther es kaum erwarten, bis er auf dem Roße ſaß, und je wilder dieſes ſich geberdete, deſto freudiger lachte er, während die Beiden angſtvoll ihre Hände nach dem Vater ausſtreckten, oder mit Sehnſucht zur Mutter hinaufblickten, die, bange um ihre Kleinen, von dem Söller der Burg den ritterlichen Uebungen zuſah. Uebten ſich aber die Knaben im Ringkampfe, ſo beſtand Walther immer ſeine beiden Brüder nacheinander und blieb Sieger auf dem Platze. So war es ſchon in der früheſten Jugend bei allen ritterlichen Uebungen geweſen, mit jedem Jahre wuchs auch Walthers Neigung zur Ritterſchaft, und doch blieb der Wille des ſtrengen Vaters unerbittlich: er ſollte und mußte für das Kloſter beſtimmt werden. Darum durfte er auch, als er das neunte Jahr erreicht hatte, nicht mehr an den Uebungen der Brüder Theil nehmen,

sondern wurde in das enge Stüblein des Burgpfaffen gebannt, der ihn im Lesen und Schreiben unterrichtete, und gar strenge gegen ihn war, weil er sah, daß die harte Bank dem Junghernlein nicht behagte und er auf die schöngemalten Randverzierungen des Psalterbuches mit mehr Vergnügen blickte, als auf die Worte der Psalmen, die er buchstabiren sollte. Und dennoch ließ sich aus Allem schließen, daß es ihm an der Gabe zu lernen, durchaus nicht fehle, aber — er wollte eben nicht, denn der Sinn nach ritterlichem Treiben hatte Herz und Kopf ganz bei ihm eingenommen.

Was im Knaben steckte, das war auch aus dem Sinne des Jünglings nicht zu verbannen, als die Jahre kamen, wo er in den engen Kreis des Mönchslebens eintreten sollte. Wie er zu Kloster Gengenbach vor dem Hochaltare vor Vater, Mutter und Brüdern das feierliche Gelübde ablegte, das ihn auf immer von der Welt und ihrem Treiben schied, da überzog Todtenblässe das Angesicht des Jünglings, seine Kniee zitterten, als er vor den Abt hintrat, der ihm die Weihe ertheilte, mit stotternder Stimme sprach er auf die Frage, „ob er seinem Gelübde treu bleiben wolle?“ das „Ja“ aus und Thränen füllten seine Augen, als er den Altar wieder verließ. Als er allein war, da weinte er bitterlich, denn, was er in seinem Gelübde beschwor, das hatte er vorher schon gebrochen, ehe er noch dem Altare nahte, um den Eid abzulegen: „rein und keusch vor Gott und den Menschen zu wandeln;“ er hatte geschworen, und mit diesem Schwure ein anderes Gelübde

gebrochen, das ihm bis auf dieſe Stunde das heiligſte und theuerſte geweſen war.

Oberhalb der Stadt Gengenbach, wo die Kinzig ſchon einen der anmuthigſten Thalgründe des Schwarzwaldes bildet, ſtand am Ufer des Flußes ein kleines Häuschen, bewohnt von einem armen, aber biedern Manne, der ſich von dem Wenigen nährte, was ihm der Beruf eines Fährmannes zu Theile werden ließ. Beſonders in der Jahreszeit, wo die wilden Bergwaßer aus den Schluchten des Schwarzwaldes zuſammenſtrömten, und der Wanderer den Strom auf einmal weit ausgetreten fand, da bedurfte es der geübten Hand des kräftigen Wolfram, um das Fahrzeug ſicher ans jenſeitige Ufer hinüber zu geleiten; wenn aber der Fluß wieder in ſeinem gewohnten Bette ging, in den Monden, wo das Thal wunderlieblich prangte in ſeinem Blumenſchmucke, da wartete des Schiffleins die Tochter des Fährmanns, Gertrud, das blühende Mädchen mit ſchwarzen Augen und dunkelbraunen Zöpfen und war eine liebe Führerin für Alle, die des Weges kamen, denn ſie führte nicht minder geſchickt das Ruder, als der Vater, ihr holder Blick aber ſchaute die Leute freundlicher an, als der griesgrämige Alte, der ſchon ſo lange das Ruder geführt hatte, daß ihm dieß Geſchäft wohl entleidet ſeyn mochte. Unter allen aber, die des Weges kamen, führte Gertrud Niemanden lieber, als die Bewohner der Burg Geroldseck. Oft kamen die drei Junker herab, und Gertrud, die ungefähr des gleichen Alters mit ihnen war, führte ſie entweder über den Fluß,

oder, wenn sie dem Mädchen ein gutes Wort gaben, Waßer abwärts spazieren gen Gengenbach, deßen uralte Mauern sich in den Wellen der Kinzig spiegeln. Heiter und froh sangen dann allemal die beiden Brüder, Hermann und Heinrich, und schäkerten mit dem Mädchen, wann der Nachen so sanft über den Spiegel des Flußes dahin schaukelte; aber Einer, der doch sonst immer und überall der Lustigste und wildeste gewesen war, sang und schäkerte nicht mit den andern, sondern saß, stille in sich gekehrt und in Gedanken vertieft, in dem Nachen. Gedachte er etwa der Zukunft, die ihm nur Trauriges bot? wurde sein Blick darum so düster, weil er aus der Ferne die Mauern des Klosters erblickte, in denen er sein jugendliches Leben verseufzen sollte? o, nein! sondern sein Auge haftete auf Gertruds holden Zügen, sein Ohr lauschte ihrer lieblichen Stimme, womit sie den Gesang der Brüder von Geroldseck begleitete. Statt sich zu erheitern auf der Wasserfahrt, kehrte er immer trauriger wieder nach Hause, als er gekommen war. Und doch kehrte er immer wieder, aber zulezt nicht mehr in Gesellschaft seiner Brüder, sondern heimlich stieg er im Scheine des Mondes die Burg herab, er wandelte rüstig dem Häuschen im Thale zu, aber, anstatt düster auf die Wogen des Flußes hinaus zu blicken und sich in Gedanken zu vertiefen, sezte Walther sich jezt auf die kleine Bank vor dem Hause des Fährmanns und blieb da nicht lange allein, denn Gertrud, die schon von Ferne die Schritte des Junkers erspäht hatte, trat bald auf den Zehen

heraus und ſezte ſich neben ihn, um mit ihm halblaut die ſchönen Abendſtunden zu verplaudern, während ihre bejahrten Eltern längſt der Ruhe pflegten. Sollen wir dem armen Mädchen böſe darum ſeyn, daß ſie, ungeſehen von den Ihrigen, ſich in der Stille der Nacht der Unterhaltung mit einem Jünglinge hingab, der ihr Bilder einer glänzenden Zukunft vorſpiegelte, die freilich nie in Erfüllung gehen konnten, oder daß ſie ſich in ihrer Unſchuld dem anvertraute, der im Drange ſeiner leidenſchaftlichen Liebe ſo leicht ihr Bethörer werden konnte? Wir zürnen ihr nicht; kannte ſie ja doch von früher Jugend an den edlen Junker und war nur allzufeſt überzeugt, daß er aus keiner unedeln Abſicht ſo oft vor ihrer Wohnung erſchien, wenn er gleich auf geheimem Wege wandelte. Und welches Mädchen hätte den ritterlichen Jüngling mit den blauen Augen und dem blonden, über die Schultern hinabwallenden Lockenhaare, ihn, der, obgleich der jüngſte, ſeine beiden Brüder an ſchlanker Natur weit überreichte, ungeliebt laßen können? Gertrud liebte ihn mit der ganzen Innigkeit einer erſten Liebe, lange hatte ſie ihre Neigung vor Walther ſelbſt geheim gehalten, denn als ſie bei den Waſſerfahrten mit ſeinen beiden Brüdern ſang und ſich fröhlich geberdete, oder verſtohlener Weiſe hie und da die Blicke des liebeglühenden Jünglings erwiederte, war ſchon ihr Herz ihm auf ewig zugewandt; ſie liebte den Grafenſohn ohne Hoffnung, ohne Ausſicht für die Zukunft, und nur glücklich in der Gegenwart. Ach! daß dieſes jugendliche Glück nur ſo kurze Zeit währen durfte.

Eines Tages — es war um die Zeit des zu Ende gehenden Herbſtmondes — erſchien Walther von Geroldseck zur gewohnten Stunde vor der Wohnung ſeiner Geliebten, aber nicht frohen Blickes, wie ſonſt, und man ſah ihm wohl an, daß ein ſchwerer Kummer auf ſeinem Herzen laſte. Lange drang Gertrud in ihn, bis er ihr den Grund ſeines Trübſinnes mittheilte. „So wiße es denn“ — ſprach er endlich nach langem Weigern — „was mich ſo trübe geſtimmt hat und mein Schickſal von nun an zu einem freudeloſen umgeſtalten wird. Seit einigen Tagen hat mein Vater, ich weiß nicht wie, in Erfahrung gebracht, daß ich allabendlich die Burg verlaße, um dich heimlich zu beſuchen. Er iſt hierüber mit bitterm Unwillen erfüllt, hat aber bis jezt Nichts hierüber geäußert, und nur gegen meinen Bruder Heinrich etwas verlauten laßen, wovon ich nur allzu gewiß weiß, daß er es eheſtens erfüllen wird.“ „Und dieſes Etwas?“ — fragte Gertrud voll ängſtlicher Neugierde. — „Was ich ſchon längſt wußte, aber aus Liebe zu dir immer verhehlte: meine Geburt hat mich, als den jüngſten von drei Söhnen, dem geiſtlichen Stande beſtimmt, und meine Liebe zu dir — das hat mir mein Bruder Heinrich aus dem eigenen Munde meines Vaters mitgetheilt — iſt die Urſache, daß ſchon übermorgen geſchieht, was ſonſt vielleicht noch lange hinausgeſchoben worden wäre, daß die Mauern von Gengenbach mich auf ewig von der Welt abſchließen werden.“ „So trage ich denn von nun an einen doppelten Kummer im Herzen“ — ſeufzte Gertrud — „denn neben dem Schmerze, euch

zu verlieren, drückt mich auch noch der Vorwurf, daß ich euch den Freuden der Welt früher entzogen habe, als sonst wohl geschehen seyn würde." „Früher oder später" — rief Walther — „das ist einerlei, wenn ich einmal der Welt entsagen muß um meiner Brüder willen; aber dir, geliebtes Mädchen, dir will ich nimmermehr entsagen, so wahr mir Gott helfe, und sollten sie mich begraben in die einsamste Zelle, denn meine Liebe ist stärker, als alle Gewalt der Menschen, diese Flamme, die man unterdrücken will, soll um so feuriger in meinem Busen fortbrennen, und ob sie meinem Geschlechte Unheil und Verderben bereite." Walthers Auge glühte, als er diese Worte sprach, er schlang seine Arme um Gertrud und preßte sie krampfhaft an seine hochpochende Brust. Er ging, kehrte nur Ein Mal noch zu der kleinen Wohnung im Thale zurück, genoß noch Ein Mal das Glück der Liebe im seligen Beisammenseyn mit Gertruden, aber — er verließ sie dießmal weinend und schluchzend; das so innig liebende Mädchen war, in der lezten Stunde vor dem Abschiede auf immer, schwach geworden; Walther von Geroldseck hatte die Ruhe aus dem Herzen der bis dahin reinen und schuldlosen Jungfrau genommen, aber von Stund an war der Frieden auch aus seiner Seele auf ewig gewichen.

2.

So trat also Walther, dem Willen seines Vaters gemäß, in die Reihe der Klosternovizen zu Gen-

genbach ein. Nur kurze Zeit leiſtete er Proſeß, bald ließ er ſich die blonden Locken vom Haupte ſcheeren und wir ſehen den zwanzigjährigen Jüngling als Bruder Walther vor dem Altare knieen, um die heilige Weihe zu empfangen. In jenem Augenblicke füllte ſich ſein Auge mit Thränen bitterer Wehmuth — wir wißen, wem dieſe galten — aber von da an verſiegte der Quell ſeiner Thränen und ſein Schmerz wurde ſtumm.

Wir übergehen einen ziemlichen Zeitraum im Leben Walthers, des Kloſterbruders; was Anderes werden wir auch dem Leſer vor Augen führen können, als, wie er in der einſamen Zelle ein ewiges Einerlei dahinlebte, wie er trauerte um das Mädchen ſeiner erſten und einzigen Liebe, von der ihn die hohen Kloſtermauern auf immer trennten, die er mit keinem Auge mehr ſah, von der er nicht die geringſte Kunde mehr vernahm, obgleich ihre Wohnung und das Kloſter nur wenige Stunden von einander entfernt waren. Auch Gertrud hörte wenig mehr von dem geliebten Walther, der, obwohl lebend, für ſie todt war; wer ſollte ihr Bote ſeyn an den geliebten Jüngling, der in ein Convent eingeſchloßen war, über dem Abt Berthold wie ein zweiter Argus wachte, daß alle Verbindung zwiſchen der Welt und ſeinen Mönchen abgeſchloßen blieb. Gertruds einzige Boten, die ſie an den Ort, wo der Geliebte weilte, ſenden konnte, waren ihre Thränen, die ſie in die Wellen des Flußes weinte und die, mit dieſen die Kloſtermauern von Gengenbach beſpühlend, dem trauernden

Jünglinge als Grüße von der Geliebten ins Ohr rauſchten.

Gertrud war die Unglücklichere. Während jene Stunde des lezten Beiſammenſeyns mit Walther ihr ganzes Lebensglück für immer zerſtörte, bildete für Dieſen, ihren Geliebten, der Eintrit in das Kloſter zugleich den erſten Schritt zu einer Laufbahn, die ſo glänzend wurde, wie weder er ſelbſt noch die Seinigen es je geahnet hatten. Lange hatte er in ſeinem dumpfen Schmerze dahingebrütet; immer wühlte er ihn wieder von Neuem auf, nirgends konnte er Troſt finden, und das Kloſter erſchien ihm als ein Kerker, worin er ſeine Körper- und Geiſteskraft nach und nach vermodern ſah. Da führte Abt Berthold, ein ächter Schüler des frommen Benedict von Nurſia, dem nicht nur das leibliche, ſondern auch das geiſtliche Wohl ſeiner Conventualen wie einem ſorgenden Vater am Herzen lag, den Trauernden zu der wahren Quelle des Troſtes, zu den Tiefen der Wiſſenſchaft, und nicht vergebens; denn, wozu Walther ſich einmal neigte, das erfaßte er mit brennender Begier und hielt es feſt mit Leidenſchaft. Vermöge ſeiner ausgezeichneten Geiſtesgaben war er unter den Brüdern bald einer der erſten an Gelehrſamkeit, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn er von nun an von einer Stufe zur andern emporſtieg. Bald ſehen wir ihn als Lehrer der Novizen, und nach einigen Jahren bekleidete er ſchon die Würde eines Dekans, die höchſte nach der des Abtes.

Aber nicht blos im engen Raume des Kloſters

zu Gengenbach wurde Walthers Name ein angesehener; man hörte und sprach auch auswärts von ihm; der Ruf seiner Gelehrsamkeit drang bis in die Stadt Straßburg, wo damals Heinrich, des Namens der Dritte, ein Geborener von Stahleck aus Schwaben, auf dem bischöflichen Stuhle saß. Es war gerade um diese Zeit, daß das Amt eines Domscholastikus bei dem dortigen Capitel erledigt ward. Walther, der Dekan von Gengenbach, erhielt von dem Bischofe selbst den Ruf zu dieser Stelle; er folgte demselben, nicht ahnend, daß er nun bereits auf der nächsten Stufe zur höchsten Würde stehe. Wie zuvor im Convente, so wurde Walthers geistige Ueberlegenheit im weiteren Kreise noch mehr sichtbar, und wie der Bischof, so erkannte bald auch das ganze Domcapitel seine Verdienste in gebührendem Maaße an.

Als nicht lange nachher Bischof Heinrich von Straßburg, nachdem er 21 Jahre lang seine Kirche löblich und weise regiert hatte, Todes verschied, so wurde Herr Walther von Geroldseck, obschon er kaum erst in die Jahre des Mannes getreten war, um seiner persönlichen Verdienste willen, so wie wegen seines hohen Geschlechtes, das für eines der mächtigsten am ganzen obern Rheine galt, von dem Kapitel fast einstimmig zum Nachfolger in der bischöflichen Würde erwählt. Nur Einer der Capitularen, der Domcantor Heinrich von Geroldseck, ein Vetter Walthers, hatte ihm seine Stimme bei der Wahl versagt. Prächtig und glänzend, wie noch nie zuvor, feierte Walther den Antritt seines Amtes, reichte

ihm ja ſein Vater, der in der neuen Würde ſeines Sohnes das höchſte Ziel ſeiner Wünſche erreicht ſah, alle Mittel dar, um ſich im vollen Glanze zu zeigen. Als er ſein erſtes heiliges Meßopfer Gott dem Allmächtigen im Münſter zu Straßburg darbrachte, waren viele Stände des Reichs, geiſtliche und weltliche, ſowie ſämmtliche Dynaſten und Ritter der Umgegend von Straßburg anweſend. Alle dieſe Herrn erſchienen mit großer Begleitung; der Abt von St. Gallen war mit 1000, der von Murbach mit 500 Pferden in die Stadt eingezogen, dießmal, um den Glanz der Feſtlichkeiten, die mehrere Tage nacheinander dauerten, zu erhöhen: nicht lange nachher aber erſchienen dieſe Herrn mit vielen andern wieder zu einem Vorhaben ernſterer Art, wo das Geräuſche der Waffen und das Toben der Kriegshorden die Stadt von allen Seiten erfüllte.

Mit frommen Entſchlüßen, für das Wohl ſeiner Untergebenen gleich einem Vater zu ſorgen, hatte Biſchof Walther ſein Amt angetreten, aber es war eine ſchnell vorübergehende Rührung, als er am Hochaltare des erhabenen Domes ein heiliges Gelübde für das Wohl ſeines Volkes ausſprach. Raſch hatte ſich ſein Sinn und Weſen geändert, als er die gottgeweihte Stätte verlaßen hatte und ſeinen Fuß über die Schwelle des biſchöflichen Palaſtes ſezte, als er ſich zum erſten Male in der Macht fühlte, die zugleich mit dem Hirtenſtabe in ſeine Hand gelegt war. War wohl ein anderer Geiſt über ihn gekommen, als der, der ihn in der Zelle des Kloſters

oder in der Schule des Capitels regiert hatte, oder war die Erinnerung an jene Stunde zurückgekehrt, wo er, dem unerbittlichen Willen seines Vaters folgend und seinen Brüdern zum zeitlichen Vortheile, das erste Mal dem Herrn am Altare sich zum Opfer gebracht und der Welt entsagt hatte? das Andenken an jene Stunde, wo er das lezte Mal weinte, dann aber, mit aller Kraft sich aufraffend, sein Herz jedem andern Gefühle außer den Mauern des Klosters verschloß? Der Bischof sollte unter die Seinen treten als Friedensfürst, Frieden zu verkündigen und zu geben; das war sein hoher Beruf; —, aber in Walthers Hand wurde der Hirtenstab zum flammenden Schwerdte, um Verheerung über die Bewohner seiner Lande zu bringen.

Die erste Streitigkeit zwischen dem Bischofe und den Bürgern erhob sich wegen verschiedener Rechte, die er, als dem Hochstifte zugehörig, für sich ansprach. Viele rechtlich denkende und angesehene Männer traten zwischen die Streitenden und riethen zum Frieden, aber vergeblich. Da zogen endlich die Bürger um Pfingsten aus, aber nicht zur fröhlichen Maienfahrt, nicht zu Spiel und Reigen, wie sonst, sondern es galt dießmal einen andern Tanz; hinauf ging es auf den, der Stadt nahe gelegenen Heldenberg. Dort stand vor Zeiten eine Burg, die Kaiser Philipp von Hohenstaufen zerstört hatte, weil ihr Besitzer, Bischof Conrad von Straßburg, sich auf die Seite seines Widerparts, des Gegenkaisers Otto geschlagen hatte. Die Straßburger, in der Besorgniß, der

Biſchof möchte die Burg wieder aufbauen und dadurch einen feſten Punkt gegen ſie gewinnen, füllten den Graben aus und zerſchleiften den, zu Erbauung einer Veſte ſo gut gelegenen Ort. Kaum hatte Walther dieß vernommen, ſo gebot er allen Domherrn, Geiſtlichen und Schülern in der Stadt unter Androhung des Bannes und Verluſtes ihrer Pfründen, Straßburg zu verlaßen. Mit Ausnahme von zweien, dem Domdecan Bechtold von Ochſenſtein, und ſeinem Vetter, dem Domcantor Heinrich, gehorchten Alle dem Befehle. Nun wurden auch alle gottesdienſtlichen Handlungen, alles Singen und Beten und ſogar der geiſtliche Beſuch der Kranken und Sterbenden verboten; doch wußten die Bürger drei Geiſtliche in die Stadt zu bringen, die, ungeachtet des Interdictes, für das Seelenheil der Bewohner ſorgten. Aber der Unwillen über das Interdict entflammte die Bürger zur Rache; alles Eigenthum, was die ausgezogenen Geiſtlichen, ſowie die Ritter und Edelknechte, die Amtleute des Stiftes waren, noch in der Stadt beſaßen, wurde, als Feindesgut, verwüſtet, geraubt und unter die Einwohnerſchaft vertheilt.

Jezt rüſtete ſich auch der Biſchof zum ernſtlichen Kampfe, unterſtüzt von den Aebten von St Gallen und Murbach, ſowie von vielen weltlichen Herrn, Grafen und Rittern, die zuſammen ihm eine bedeutende Macht zu Gebot ſtellten. Den beſten Genoßen aber gewann er an Rudolph von Habsburg, dem Landgrafen des Elſaßes. Zwar führte ihm dieſer keine mächtige Schaar von Rittern und Knechten zu:

nur Wenige waren es, die seinem Fähnlein folgten, aber eine Faust brachte der Habsburger mit, die das Schwerdt wacker führte, wie selten Einer in jenen Tagen, und einen Muth trug er im Herzen, der ihn in keiner Gefahr, im hizigsten Kampfe nicht verließ. Rudolph war unter denen, welche dem Bischofe zu Hülfe kamen, Einer der Lezten. Schon hatte dieser die erste kriegerische Unternehmung gegen seine Feinde begonnen. Die festen Plätze um Straßburg herum sollten zuerst gewonnen werden, dann wollte er von da aus sich gegen die Stadt selbst wenden. Zu Holzheim war der Sammelplatz des bischöflichen Heeres; von da ging der Zug gen Lingolzheim, um die dortige Burg zu belagern. Zwei Mal stürmten die bischöflichen, voran die berggewohnten Mannen von St. Gallen, welche ihr ritterlicher Abt Berthold in eigener Person anführte; sie wurden aber jedes Mal zurückgeschlagen. Eben wollte Bischof Walther mit den Seinigen zum dritten Male stürmen, da sah man eine Staubwolke auf der Straße sich immer näher herwälzen; ein kleines Fähnlein Knechte mit dem Habsburgischen Wappen trabte daher und voran Graf Rudolph, den der Bischof schon längst erwartet hatte. „Warum so säumig, Herr Nachbar?“ — rief Walther dem Habsburger zu, der nahe vor des Bischofs Zelt vom Pferde stieg. Ohne sich lange zu besinnen, erwiederte Rudolph: „Wenn meine Fehden ausgefochten sind, bin ich immer zu Euern Diensten; nun komme ich aber von einer solchen, und habe kaum das Schwerdt in

die Scheide geſteckt. Aber wer hätte es auch denken ſollen, daß Ihr, den ich erſt vor wenigen Tagen noch im heiligen Amte ſah, den Segen über ein liebendes Volk ſpendend, jezt ſchon die Tiare mit dem glänzenden Helme und den Friedensſtab mit dem Schwerdte vertauſchen würdet." Der Biſchof ſchwieg und ertrug den Vorwurf, ſo gerne er auch die Rede auf andere Weiſe erwiedert hätte, denn er bedurfte in dieſer Stunde des Habsburgers, der mit ſeinem klugen Rathe ſo viel wirkte, als mit ſeinem kräftigen Arme. Auch traten die, ſchon zum dritten Sturme ſich Anſchickenden auf Rudolphs Mahnen zurück, der in eigener Perſon vermittelte und es durch ſein Anſehen, das er auf beiden Seiten genoß, dahin brachte, daß die Beſatzung von Lingolsheim aus freien Stücken die Burg verließ und in die Stadt zurückzog. Ein Theil der Biſchöflichen beſezte ſodann dieſelbe, die Hauptmacht aber ſchlug zwiſchen Eckbolzheim und Könighofen ihre Gezelte auf und belaggerte die Stadt förmlich.

Unterdeßen kam auch der Biſchof von Trier in eigener Perſon mit einem anſehnlichen Heere zu ſeinem geiſtlichen Herrn Bruder. Ziemlich weit hinter dem Troße der Reiſigen und Fußgänger kam ein Wagen, mit Harniſchen und vielem andern Kriegsgeräthe beladen. Dieß erfuhr ein kühner Bürger von Straßburg; mit Hülfe einiger Geſellen zog er aus, nahm den Wagen ohne vielen Widerſtand und brachte ihn als willkommene Beute in die Stadt. Erſt einige Zeit nachher wurden die Trierer gewahr, daß der Wagen fehle;

ihn wieder zu gewinnen, nahmen sie lauter, der der Gegend kundige, Männer mit sich, unter ihnen die Herrn von Lichtenberg, den Marschall von Zimmern und Andere. „Was beginnet ihr?“ — rief der Graf von Habsburg, als sie auch ihn zur Theilnahme an dem tollkühnen Wagestücke bereden wollten — „bleibet und laßet der Stadt ihren Raub; es möchte euch viel Blut kosten, ihn den Bürgern wieder abzujagen.“ Aber die Herrn ließen sich nicht warnen von dem Habsburger, der doch besser, als sie Alle, die Straßburger kannte. Mit Ungestümm zogen sie vor die Stadt, nicht ahnend, wie theuer sie den Einlaß erkaufen mußten. Sie kamen vor das Thor St. Aurelien, wo der kräftige und kluge Herr Reinbolt Liebenzeller mit der Zunft zu Pfistern die Wache hielt. Als nun die Bischöflichen das Thor stürmten, um in die Vorstadt zu dringen, erhob sich ein heißer Kampf; wacker wühlten die Pfister mit ihren Fäusten, die bisher nur gewohnt waren, den Taig zu Brod und Semmeln zu kneten, in der Schaar der Ritter und Knechte und tüchtig stachen ihre Lanzen unter die Eindringenden. Drei wackere Männer aus der Zahl der Thorhüter fielen im ritterlichen Kampfe, den Bischöflichen aber wurden 60 Pferde erstochen, so daß die Ritter den ungewohnten Kampf zu Fuße bestehen mußten, und in die Stadt kam Keiner, denn während die Thorhüter so wacker stritten, kam Hülfe aus der Stadt und trieb die feindlichen Eindringlinge zurück.

3.

Dieſe erſte unglückliche Unternehmung beſtimmte den Biſchof, dem Rathe zum Frieden endlich Gehör zu geben. Rudolph von Habsburg übernahm es wieder, die Vermittlung zwiſchen beiden Theilen zu bewirken, allein die Verhandlungen gediehen doch nur bis zu Feſtſtellung eines Waffenſtillſtandes, der bis nach der Erndte dauern ſollte. Die übrigen Bundesgenoßen des Biſchofs zogen wieder ab, jeder dahin, woher er gekommen war, nur Rudolph von Habsburg blieb noch, und that es nicht ungerne: war er doch einer der Späteſten geweſen, die kamen, ſo wollte er jezt auch der Lezte ſeyn, der fortging. Auch gab es während des Stillſtandes Manches zu beſprechen und zu berathen, wo des Habsburgers Einſicht und Erfahrung dem Biſchofe von Nutzen war.

Die Erndte war früher vorüber, als man geglaubt hatte, denn die Roße der Biſchöflichen hatten da, wo ihre Tritte gingen, Wenig mehr übrig gelaßen; noch wenige Tage und die Fehde ſollte von Neuem beginnen. Der Biſchof lag noch zu Felde zwiſchen Eckboldsheim und Königshofen, da trat eines Morgens ein Diener in das Zeltgemach und meldete den Grafen von Habsburg an. „Er mag eintreten" verſezte Walther. Er mußte ſich tief bücken, der Graf, als er eintrat, denn die hohe, ſchlanke Heldengeſtalt konnte kaum durch die Oeffnung hindurch kommen. „Verzeihet, Hochwürdigſter Herr" — begann Rudolph — „daß ich euch ſo frühe ſchon in eurer

Andacht ſtöre. (Der Biſchof hatte das Brevier in Händen und las eben ſein Morgengebet.)

B. Solche Gäſte ſind mir zu jeder Stunde des Tages willkommen; allein ich ſehe, Herr Graf, daß ihr zur Abfahrt gerüſtet ſeyd.

G. Wohl, ich will zur Stunde von dannen ziehn, denn mein Oheim, der Graf von Kyburg im Schweizerland bedarf meines ſchützenden Armes, da er je mehr und mehr dem Grabe zuwankt.

B. So wartet wenigſtens noch ſo lange, bis ich wieder auf meinem biſchöflichen Stuhle ſitze als Herr und Regent, daß ich eure Verdienſte, die ihr vor allen Andern um mich erworben habt, nach Würden lohnen kann.

G. Bis dahin wird noch mancher Ritter und Knecht ſein Leben laßen müßen, ſo ihr nicht anders meinem Rathe folgt und an den Waffenſtillſtand einen dauernden Frieden anknüpfet.

B. Davon kein Wort mehr, Herr Graf. Nicht umſonſt iſt das Zelt noch meine Wohnung, nicht umſonſt hängen an dieſen Wänden noch Schwerdt und Harniſch. Soll daher euer Wort ein Rath ſeyn, ſo kommt er zu ſpät, denn bereits ſind meine Boten abgegangen, um wieder zur Heerfahrt aufzubieten; doch, laßen wir das, und ſagt mir, mein Lieber, was ihr aufgewendet habt auf eurem Zuge bis hieher, daß ich es euch nach Recht und Billigkeit wieder erſtatte.

G. Ihr ſeyd mir Nichts ſchuldig, Hochwürdigſter Herr; meine wenigen Roße haben bisher auf den Wieſen eurer Unterthanen geweidet, und meine

Knechte haben von dem Brode gegeßen, das eure Bürger eingeerndtet; was aber mein Arm und Wort that, das iſt geſchehen aus Liebe und Ehrfurcht gegen meinen gnädigſten Herrn und Biſchof.

B. Ich will keinen Dienſt umſonſt haben, Herr von Habsburg.

G. Nun denn, wenn ihr von einem armen Landherrn, wie ich bin, keinen Dienſt unbelohnt annehmen wollt, ſo erzeiget uns die Gnade und gebt die Schenkungsurkunde über das Kyburgiſche Lehen zurück, die mein Oheim Hartmann in die Hände eures Vorgängers niedergelegt, und längſt wieder gefordert hat, damit er, ohne Gewißensvorwürfe, ſeiner Neffen rechtmäßiges Erbe an Andere vergabt zu haben, ruhig ſterben könne.

Dieſe lezte Rede des Grafen machte ſichtlich einen widrigen Eindruck auf den Biſchof. Man ſah ihm wohl an, wie er in Verlegenheit gerieth, und lange nicht wußte, was er antworten ſollte, denn ſchon längſt hatte er dem Abte von St. Gallen und einigen Andern, die ihn darum angegangen hatten, die Zuſage ertheilt, ſie bei der einſtigen Verleihung der Kyburgiſchen Lehen, die Graf Hartmann von Kyburg noch bei Lebzeiten an das Hochſtift Baſel vergabt hatte, zu bedenken. Er hatte daher jezt blos die bittere Wahl, entweder dem Grafen von Habsburg ſeine Bitte, oder vielmehr rechtmäßige Forderung zu verweigern, oder aber den Andern das bereits gegebene Wort zu brechen. Er wählte das Erſtere. „Ihr habt mich zu ſpät gebeten, Herr

Graf" — wandte er sich zu Rudolph — „was ich von Herzen bedaure; warum ich eurem Wunsche unmöglich willfahren kann, davon sollt ihr die Gründe zu einer andern Zeit von mir vernehmen."

G. Mögt ihr Gründe dazu haben, welche ihr wollet, genug, ihr wollt meine Bitte nicht erfüllen und auch die meines greisen Oheims nicht, der jezt bitter bereut, was er aus Voreiligkeit gethan.

B. Ich kann nicht, so gerne ich auch wollte, darum dringet nicht weiter in mich; ich würde dadurch Andere vor den Kopf stoßen, die mir nicht gleichgültig sind und deren Hilfe ich nicht entbehren kann.

G. O, ich kenne diese Andern, Herr Bischof, es ist euer geistlicher Bruder von St. Gallen, nebst andern Herrn, die euch längst um der Kyburger Leben willen in den Ohren gelegen, und denen ihr, ich weiß es wohl, nicht, wie mir jezt, mit „Nein" geantwortet habt.

„Und wenn dem so wäre" — rief der Bischof in heftiger Gemüthsbewegung — „so ist es meine Sache. Abt Berthold von St. Gallen ist mir ein wichtiger Mann, denn er hat mir 1000 geharnischte Reuter zugeführt." „„Aber der von Habsburg"" — sezte Rudolph mit bitterem Lächeln hinzu — „„hat nur ein Fähnlein schlecht gerüsteter Knechte ins Feld gestellt, darum brauche ich des geringen Mannes nicht zu achten."" „Ihr zählet also eure Freunde nur nach der Zahl ihrer Reisigen, aber eine kräftige Faust, ein Herz voll Treue und Anhänglichkeit achtet ihr für Nichts. Darum will ich hinfort nicht mehr

euer Mann seyn; aber gedenket, daß zur Zeit der Noth ein treuer Mann mehr werth ist, als hunderte von Söldnern, die das Feld verlaßen, ehe denn der Kampf zu Ende ist. Vielleicht, daß Andere den Werth eines Mannes, der nicht blos mit seiner kräftigen Faust, sondern auch mit seinem Rathe ihnen treu zur Seite steht, beßer zu schätzen wißen, als ihr!" „Und wer sind diese Andern?" — rief Walther, vor Zorn bald roth bald leichenblaß — „nicht wahr, die ehrsame Zunft zu Pfistern und Fleischern in Straßburg. Gehet hin zu ihnen und werdet ihr Bannerherr, wie weiland euer Herr Vater gewesen." Bei diesen lezten Worten fuhr der Graf an den Griff seines Schwerdtes; er, der sonst so fromm gesinnte Ritter hatte beinahe vergeßen, wer ihm gegenüber stand, aber schnell faßte er sich wieder in seinem Zorne, und mit den Worten: „Gott befohlen, Herr Bischof; wir sehen uns wieder in einer andern Stunde und an einem andern Orte!" verließ er eilig das Gemach; er saß mit den Seinen auf und ritt der befreundeten Stadt Basel zu. Nicht so bald hatten die Bürger von Straßburg die Trennung zwischen dem Bischofe und dem Grafen vernommen, als sie Lezterem die Einladung zukommen ließen, in Verbindung mit ihnen zu treten. Ohne Bedenken nahm Rudolph den Antrag an, und bald darauf ritt er von Basel aus mit seinem Vetter, Hartmann dem Jüngern von Kyburg, dem Grafen Konrad von Freiburg und Herrn Heinrich von Neuenburg, Domprobst zu Basel, unter dem Geläute aller Glocken

in Straßburg ein. In dem Frohnhofe ſchwuren die genannten Herrn den Bürgern der Stadt, ihnen behülflich zu ſeyn gegen Männiglich, und derſelbe Eid wurde auch von den Städtern den Herrn geleiſtet. So war denn von nun an der Graf von Habsburg im Dienſte der Stadt Straßburg und alle kriegeriſchen Unternehmungen gegen den Biſchof wurden unter ſeiner Hauptmannſchaft ausgeführt.

Einen ſchmerzlichen Eindruck machte dieſes Ereigniß auf Herrn Walther, ſchon jezt bereuete er, daß er dem Habsburger nicht nur ſeine Bitte nicht erfüllt, ſondern ihn ſogar mit harter Rede angelaßen hatte. Wohl mochte er ahnen, daß der, den er als Freund kaum geachtet, ihm als Gegner jezt deſto empfindlicher würde ſchaden können. Seine andern Bundesgenoßen waren alle von ihm gezogen und der von Habsburg war im Unfrieden geſchieden: wie ſtand es nun um ihn, wenn die Zeit des Waffenſtillſtandes abgelaufen war und die Straßburger den Krieg von Neuem begannen? Sein kriegsluſtiger Sinn ließ ihn den Rath des Grafen, einen dauernden Frieden an den Waffenſtillſtand zu knüpfen, nicht befolgen; ſo bald daher dieſer zu Ende war, ſandte er Boten in alle Gegenden aus um wieder ein neues Heer zu ſammeln. Allein die geiſtlichen Herrn von St. Gallen und Murbach führten ihm keine Lanze mehr zu; was ſie mit ihrer Hilfeleiſtung bezweckt hatten, das war ihnen ja vom Biſchofe bereits zugeſagt und auch der Oheim von Trier hielt es für rathſamer, von nun an ſeines geiſtlichen Amtes

zu warten, da er wohl erfahren hatte, daß ihm im Felde keine Lorbeeren erblühen würden. Auch die meisten Edlen von Straßburg waren, mit alleiniger Ausnahme der Grafen von Wrede und derer von Razinhusen, die bei dem Bischofe blieben, auf Seite der Bürger getreten.

Unter diesen Umständen mußte sich Walther endlich, wie wohl nur ungerne, entschließen, einen Ruf an seine Brüder nach Geroldseck ergehen zu laßen. Seit der Zeit, da er aus ihrer Mitte geschieden war, hatte Walther keine Verbindung mehr mit seinen Brüdern unterhalten, denn er betrachtete sie immer als die, um deren Willen er gleichsam aus seinem Erbe vertrieben und in die Mauern des Klosters eingeschloßen worden war. Seine Brüder dagegen, die durchaus keine feindliche Gesinnung gegen ihn hegten, blieben nur ungern ferne von ihm, besonders Hermann, der Aeltere, der schon im frühen Jugendalter sich mehr zu Walther, als zu Heinrich hingeneigt hatte. Gerne wäre er schon das erste Mal zu dem Heere geeilt, das der Bischof vor Straßburg versammelt hatte, allein der alte Vater hatte ihn zurückgehalten; nun aber ließ er sich nicht mehr länger halten, hinüber zu ziehen zu seinem, von Bundesgenoßen verlaßenen Bruder; mit einer rüstigen Schaar von Reisigen stieg er von Geroldseck herab, indeß Heinrich, der Liebling des Vaters, zu Hause blieb, um diesen und sein Eigenthum zu schirmen.

Um die Zeit des Herbstes hatten sich die Schaaren des Bischofs gesammelt und nun traf er wieder

seine kriegerischen Anstalten. Einen Theil seines Heeres legte er nach Geispolzheim, die Hauptmacht aber wurde bei Molzheim aufgestellt. Die erste Feindseligkeit begann damit, daß man keinen Tropfen Wein in die Stadt ließ, und doch wuchs gerade in diesem Herbste so viel Wein im Lande, daß das Ohm nur vier Pfennige galt: dadurch entstand in der Stadt solcher Mangel, daß man die Maaß mit zwei Pfennigen bezahlen mußte. Dieses gewaltthätige Verfahren ließen denn die Straßburger nicht ungeahndet, sondern machten Ausfälle aus den Thoren und verheerten alle Ortschaften, die dem Bischofe gehörten; dieser dagegen nahm alle, in dem Bisthume gelegenen, Güter der Bürger weg und vertheilte sie unter seine Diener und Anhänger. Ein zweiter Zug, den die Straßburger um Weihnachten gegen das feste Schloß zu Weikersheim unternahmen und wobei sie von den Feinden unverrichteter Sache zurückgeschlagen wurden, steigerte ihren Unwillen gegen den Bischof noch mehr, und sie trachteten nun nur an, ihm zu schaden, wo und wie sie nur konnten.

Ohne Grund hatten sie argwohnt, daß wohl der alte Graf Heinrich von Geroldseck den Aerger seines Sohnes gegen die Bürger rege gemacht haben möchte. Deßen sollte dieser nun entgelten. Eine tapfere Schaar unter der Anführung des Grafen von Habsburg zog bei Nacht und Nebel gegen die Höhen des Schwarzwaldes, wo die uralte Geroldsburg ins weite Thal herunterblickte. Während der alte Graf und sein Sohn sich in ihrer Veste ganz sicher wähnten,

rückte der von Habsburg mit Sturmesschnelle, wie er stets gewohnt war, gegen sie heran. Nicht mehr sehr ferne waren die Feinde von Geroldseck; meist unbekannte Wege ziehend, wäre es ihnen fast gelungen, unbemerkt bis unter die Mauern der Burg zu kommen. Aber ein Mann, der in der Frühe in dem Walde, durch den die Schaar zog, Holz hieb, gewahrte von seinem versteckten Standpunkte aus den Glanz vieler Helme und Speere und sah, wie die Reisigen eben in einen Weg einlenkten, der sonst nirgends hin, als auf die Burg Geroldseck führte. Schnell entschloßen verließ er seinen bisherigen Ort, nicht aus Furcht vor der reisigen Schaar, sondern um ein gutes Werk auszuführen, denn jezt war es nicht mehr schwer zu errathen, auf was das Vorhaben der Heranziehenden gerichtet war. Trotz seines schon vorgerückten Alters nahm er alle seine Kräfte zusammen und beflügelte seine Schritte, um noch vor den Feinden auf die bedrohte Burg zu gelangen.

4.

Eben saß der alte Herr von Geroldseck in seinem Gemache auf der Burg und ihm gegenüber sein Sohn Heinrich, mit dem er sich über die Sache des Bischofs von Straßburg besprach. „Wer hätte es je gedacht“ — begann der Vater — „daß dann erst meine Sorge um Walther anfangen würde, wenn er im Leben so hochgestellt wäre? wie habe ich in seiner Erhöhung das Ziel meiner höchsten Wünsche zu erreichen geglaubt, und jezt muß ich es fast bereuen, daß er

so hoch gestiegen, bereuen, daß ich ihn je gezwungen, diese Laufbahn zu wählen." „Mein Vater" — entgegnete Heinrich — „wir wollen noch nicht klagen, daß die Sachen so stehen, wie es jezt ist, und zufrieden seyn, wenn der Kampf Walthers mit der Stadt sein Verderben nicht noch bis zu uns herüber verbreitet." „Das befürchte ich eben nicht so sehr" — bemerkte der Alte von Geroldseck — „aber eine andere Sorge quält mich: Hermanns, deines ältern Bruders Abzug aus der Burg; der könnte uns wohl geraubt werden, denn wo Hermann kämpft, da läßt er nicht ab, er muß entweder siegen oder ritterlich kämpfend den Tod finden. Ein düsteres Traumbild hat mich diese Nacht erschreckt: deine selige Mutter ist mir in demselben Gewande, in welchem wir sie vor sechs Monaten in den Sarg legten, erschienen, neben ihr stand Hermann, den sie mit ihren Armen umschlungen hielt, auch deinen Bruder Walther sah ich auf ihren Wink ihr zueilen, und mir lächelte sie ebenfalls so freundlich zu; vielleicht daß" — Er wollte weiter reden, da trat ein Diener ein und frug, ob der alte Fährmann von der Kinzig nicht eintreten dürfe? „Nimmermehr" rief der Graf, „ich will diesen Alten nie wieder vor mir sehen; er hat mir des Kummers genug bereitet durch seine leichtsinnige Dirne mit dem verwünschten Bastard; wie strenge habe ich ihm verboten, sich nimmer im Banne meiner Burg sehen zu laßen mitsammt seiner Brut! Geh' und weise ihn drohender, denn je, aus meinem Hofe, sein Anblick würde nur neue Erbitterung in mir erregen!" „Vater" — begann jezt Heinrich die

Rede — „wenn ich von Herzen ſprechen darf, ihr ſeit unbilliger Weiſe gegen den Mann erbittert, ſoll er darum, daß ſeine Tochter gefehlt, und mit ihr euer Sohn Walther, ewig euern Haß und Groll empfinden, oder habt ihr des Grimmes noch nicht genug über ihm ausbrechen laßen, als ihr ihn ſammt ſeiner Tochter und dem Kinde durch eure Rüden aus der Burg beztet?“ Er wollte weiter reden, da trat der Diener noch einmal ein und ſtellte vor, wie dringend der Mann bitte, ihn vorzulaßen, denn er habe dem Herrn Grafen etwas Wichtiges zu eröffnen.

„So geh, mein Sohn, und höre ſelbſt von ihm, was er will, aber vor **mein** Angeſicht ſoll er nicht kommen, denn ſein Anblick würde mein Innerſtes empören.

Heinrich ging hinaus, aber todtenblaß kam er wieder zurück mit der Kunde, daß eine Schaar Reiſiger mit dem Wappen der Stadt Straßburg im Fähnlein gegen die Burg heranziehe und kaum noch eine Stunde entfernt ſeyn könne. „Da ſeht ihr mein Vater“ — ſezte er hinzu — „wie meine Beſorgniß nicht umſonſt war, daß auch uns das Verderben dieſer unſeligen Fehde erreichen könne, und nur dem armen, verachteten Manne haben wir es zu danken, daß wir wenigſtens nicht ganz unvorbereitet überfallen werden.“

Einen unbeſchreiblich ſchmerzlichen Eindruck machte dieſe Nachricht auf den alten Herrn; ſchon ſeit Jahren litt er an der Gicht, ſo daß er ſich nur mit großer Mühe von einer Stelle zu der andern bewegen konnte. „Wie wird es jezt mit mir werden,

wenn die Feinde über die Burg kommen, wenn Alles zum Kampfe sich bereitet und ich unthätig da sitzen muß, und welches wird mein Loos seyn, wenn sie die Burg gewinnen!" So klagte der alte Graf und hatte jezt Niemand um sich, der ihn trösten konnte, als den armen, so sehr von ihm gehaßten Fährmann, denn Heinrich konnte nicht bei dem Vater seyn, da er jeden Augenblick benützen mußte, um die Burg in der kurzen Frist so gut als möglich in Vertheidigungszustand zu setzen. Wie doch die Noth oft selbst den verachtetsten unserm Herzen wieder nahe bringen kann! Als sich der alte Graf so einsam und verlaßen sah, mußte der von ihm so unversöhnlich Gehaßte sein Tröster, und nicht blos sein Tröster, sondern auch sein Retter werden. Der Fährmann wußte den Grafen nicht nur mit Worten zu beruhigen, sondern er dachte auch auf Mittel und Wege für deßen Sicherheit.

„Im Kloster Gengenbach" — wandte er sich zu dem Herrn der Burg — „wäret ihr wohl am Besten aufgehoben, so lange eure Wohnung in Gefahr ist, und dahin will ich euch bringen." Lange wollte sich der von Geroldseck nicht verstehen, diesem Rathe zu folgen; als aber Rudolph von Habsburg mit den Straßburgern vor der Burg erschien, als die ganze westliche Seite derselben von Kriegern umgeben war und man jeden Augenblick einen Sturm befürchten mußte, da ließ sich der Graf endlich durch die Bitte seines Sohnes und seiner treuen Diener bestimmen, die Burg seiner Väter zu verlaßen und in dem wohl-

befreundeten Kloſter zu Gengenbach eine Zuflucht zu ſuchen.

Da, wo man von Hohengeroldseck in das Kinzigthal hinabſteigt, führte ein, nur Wenigen bekannter, unterirdiſcher Gang aus der Burg in das Freie. Geführt von dem armen Manne trat der Graf den Weg an, oft nöthigten ihn ſeine körperlichen Schmerzen auszuruhen, und als ſie endlich ins Freie kamen, war der alte Herr ſo erſchöpft, daß er keinen Schritt mehr weiter zu gehen vermochte. Noch waren ſie im Bereiche der Burg, leicht konnten ſie von den Belagerern wahrgenommen und verfolgt werden, ſchon wollte der Graf an ſeiner Rettung verzweifeln, da fand der Fährmann abermals wieder Mittel und Auswege. „Edler Herr" — ſprach er — „ihr müßt euch zu einem ſeltenen Ritte bequemen, vertraut euch meinen Schultern an, ich will euch weiter bringen, wenn es auch etwas langſam geht." Mit dieſen Worten nahm der Fährmann, obgleich beinahe eben ſo alt, als der Graf, dieſen auf ſeine ſtämmigen Achſeln und erreichte ſo mit ihm den Ort, wo ſein kleines Häuschen am Ufer des Kinzigfluſſes ſtand. Hier wartete bereits ein anderer Rettungsengel, der die Weitergeleitung des alten Herrn in das Kloſter nach Gengenbach übernahm, denn der Fährmann hielt es für gerathener, nach Geroldseck zurückzugehen, damit dem Junker auf der Burg doch wenigſtens *ein* Mann von reiferem Alter, wenn auch nicht mit der Kraft des Armes, ſo doch mit klugem Rathe zur Seite ſtände.

Wir kennen sie schon von früher, sie, die jezt die weitere Rettung des Grafen übernahm, aber wie wenig glich ihre jetzige Gestalt der aus jener Zeit, als sie noch mit dem feurigen Walther auf der Bank vor dem kleinen Häuschen saß, ein Mädchen wie Milch und Blut, dem man das jugendliche Wohlseyn aus den Augen strahlen sah, jezt aber ein abgezehrtes Frauenbild mit eingefallenen Wangen, der Glanz ihrer sonst so hellen Augen war erloschen und ihr Blick ein düsterer und kummervoller geworden. Was wollen wir uns auch hierüber wundern! nagte doch schon seit mehr als sieben Jahren der Gram und Kummer an ihrem Herzen, hatte sie doch seit jener Stunde, da Walther sie zum lezten Male umarmt hatte, die ganze Schule der Leiden und Trübsal durchwandelt. Ach! wie schwer mußte sie seitdem jenen Augenblick büßen, wo sie ihrer Schwachheit nachgegeben hatte. Ihre Mutter, als sie die Folgen des verbotenen Umganges ihrer Tochter mit Walther wahrgenommen hatte, war vor Gram gestorben und seitdem hatte auch Gertrude keine frohe Stunde mehr bei dem Vater, denn sie war von nun an der beständige Gegenstand seiner Vorwürfe, und als unter unsäglichen Schmerzen ein Knabe sich von ihrem Schooße wand, brach erst der volle Ingrimm des Vaters über der Unglücklichen aus. Und als der Vater ihr endlich wieder verziehen, und mit ihr und dem Kinde hinauf nach Geroldseck ging, um das Herz des Burgherrn wenigstens zum Mitleide gegen das schuld- und hilflose Kind zu bewegen,

da verſchloß dieſer ſein Herz und ließ alle Drei unbarmherziger Weiſe aus dem Schloße hetzen.

Der Mann, der ſo an Gertruden gehandelt hatte, ſtand jezt vor ihr und bedurfte ihrer Hilfe, die edle Seele aber gedachte des Böſen nicht mehr, das er an ihr gethan hatte, vielmehr freute ſie ſich, ihm ſein Unrecht mit Wohlthun vergelten zu können. Nachdem ſie ihn zuerſt in ihrer Wohnung mit Speiſe und Trank erquickt hatte, führte ſie ihn hinaus an den Nachen, um mit ihm nach dem Kloſter Gengenbach zu lenken. Lange wollte das kleine Fahrzeug nicht vom Ufer ſtoßen, denn Walther, ihr 7jähriges Söhnlein, ſtand daneben und weinte bitterlich, als die Mutter ihn allein zu Hauſe laßen wollte. Das hatte ſie bis auf dieſe Stunde noch nie gethan, und auch dießmal hätte ſie den Knaben gerne mitgenommen, allein ſie hatte bemerkt, daß er für den alten Grafen kein willkommener Begleiter ſeyn würde. Denn ſchon, als ſie noch in der Wohnung waren, hatte der Graf den Kleinen, der ſich ſo zutraulich an ihn ſchmiegte und ihn freundlich anlächelte, mit griesgrämigem Blicke betrachtet und einige Male ſogar mit Widerwillen von ſich geſtoßen. Das hatte freilich dem gekränkten Mutterherzen manche heimliche Thräne abgenöthigt, daß der alte Herr ſeines Sohnes eigen Fleiſch und Blut ſo ſehr verabſcheute, da der Kleine doch das ausgedrückte Ebenbild des ehmaligen Junkers Walther war und auch ſeines Vaters Taufnamen führte; Alles, was ihr der Graf von Geroldseck früher Hartes zugefügt hatte, ſchmerzte ſie nicht

ſo tief, als das Leid, womit er ſie jezt aufs Neue betrübte, aber ſie hielt den Schmerz zurück und unterdrückte die Thräne, welche ſchon ihr Auge gefeuchtet hatte. Aber der Knabe durfte trotz ſeines Bittens und Flehens nicht mitfahren; ſie verſprach ihm bald wieder heimzukommen und ſtieß vom Ufer. Lange ſchrie der kleine Walther noch hinter der Mutter her, bis er ſie und den Nachen aus dem Geſichte verlor, dann ging er in das Häuschen zurück, legte ſich auf die Bank und entſchlief in ſeinem kleineren Schmerz, um bald zu einem größeren zu erwachen.

Während Gertrud mit dem geretteten Grafen gen Gengenbach hinabrudert, wollen wir unſern Leſern kurz erzählen, was ſich indeßen auf Burg Geroldseck ereignete. Der Ritter von Habsburg, welcher an der Spitze der Straßburger gegen das feſte Schloß heranzog, hatte urſprünglich keinen ernſten Angriff auf daſſelbe im Sinne, ſondern ſeine Abſicht war zunächſt blos die, den alten Grafen aufzuheben, gefangen nach Straßburg zu führen und dadurch den Biſchof Walther zum Frieden mit der Stadt zu zwingen. Im Unmuthe darüber, daß der, den er geſucht hatte, ihm aus den Händen entwiſcht war, ließ er die Burg plündern — eine Sache, die, wenn er ſie auch hätte verhindern wollen, doch geſchehen wäre, denn die Straßburger waren längſt lüſtern nach den Schätzen der reichen Herren von Geroldseck. Aber an die Burg ſelbſt durfte keiner der Krieger ſeine Hand legen, das hatte Rudolph bei harter Strafe verboten.

Was auf Geroldseck geſchah, war Alles das

Werk eines einzigen Tages. Indeß war die Burg nicht so leichten Kaufes gewonnen worden. Graf Rudolph mußte einen guten Theil seiner Mannschaft in den Gräben der Vorwerke todt zurücklaßen, ein Theil der Uebriggebliebenen blieb als Besatzung zurück. Die auf der Burg hatten nur Wenige verloren; aber der Wackersten einer, deßen Verlust der junge Graf Heinrich am schmerzlichsten bedauerte, war der treue Fährmann aus dem Kinzigthale: ihm hatte eine feindliche Streitart im Kampfe auf der Zugbrücke die Schulter gespalten.

Ehe die Straßburger von Geroldseck abzogen, konnten die Raubgierigsten unter ihnen es nicht unterlaßen, einen Streifzug landeinwärts zu machen. Während der Graf von Habsburg mit der Hauptschaar seinen Rückzug antrat, zogen sich die Freibeuter hinab in das Kinzigthal; Sengen und Brennen bezeichnete allenthalben ihre Spur, denn kein Anführer war da, der ihre Raubgier in Schranken hielt. Aber auf ihrem ganzen Wege bis in das Kinzigthal hinab stießen sie auf keine Wohnung, an der sie ihre Plünderungssucht befriedigen konnten. Als sie daher das Häuschen des Fährmanns erblickten, fielen sie wild über dasselbe her, hoffend, wenigstens einige Beute in demselben zu finden. Aber ihre Erwartung wurde getäuscht, sie fanden Nichts, als einen hübschen Knaben, der bis zu ihrer Ankunft auf der Bank geschlummert hatte, jezt aber erschrocken auffuhr, als die Männer mit fremden Gesichtern die Thüre lärmend öffneten und eindrangen. Wie er

lauter Unbekannte um sich sah, schrie er laut auf und weinte; daran aber kehrten sich die Männer des Krieges nicht; der hübsche Knabe däuchte ihnen eine willkommene Beute, da sie sonst in der Hütte der Armuth Nichts fanden, sie ergriffen ihn und schleppten ihn trotz alles Widerstrebens mit sich fort. Und um noch ein trauriges Andenken an ihren Besuch zu hinterlaßen, zündeten sie die Wohnung des Fährmanns an, und machten sich schnell von hinnen, um die Schaar der Ihrigen, die schon vorangezogen waren, noch zu erreichen. Den weinenden und nach seiner Mutter schreienden Knaben aber banden sie auf ein Roß und trabten mit ihm den Weg hin, den sie gekommen waren.

5.

Alles dieß war geschehen, während Gertrud, die indeßen den Grafen zu Gengenbach in Sicherheit gebracht hatte, nach Hause zurückruderte. Da das Waßer in damaliger Jahreszeit gerade reißend abwärts strömte, so konnte sie nur langsam am Ufer heraufahren, wodurch ihre Rückkehr um mehrere Stunden verzögert worden war. Es war schon ziemlich dunkel, als sie den Ort, wo ihre Wohnung stand, erreichte; — ach! sie fand Nichts mehr, als rauchende Trümmer, deren Glut noch weithin Helle verbreitete. „Mein Gott!“ — rief sie aus — „was ist da geschehen?“ Das Erste war, daß sie ihren kleinen Walther aufsuchte. Unbesorgt um sich selbst durchstöberte sie die noch rauchenden und glühenden

Oerter; ſie konnte bei dem Anblicke der völligen Zerſtörung nichts Anderes glauben, als daß ſie ihr Söhnlein erſchlagen oder erſtickt unter den Trümmern finden würde; aber nirgends war die geringſte Spur davon zu ſehen. Erſt nach einer geraumen Weile, als ſie ſich von dem erſten Schrecken wieder einigermaßen erholt hatte, fiel ihr ein, daß ihr Vater von Feinden geſagt habe, die vor Geroldseck gezogen wären, vielleicht — ſo vermuthete ſie — war durch ſie die ſchreckliche Zerſtörung verübt und ihr Kind geraubt worden: auf Geroldseck konnte ſie vielleicht ein Näheres erfahren, denn ihr Vater mußte ja dort ſeyn.

Sie verließ die Stätte des Jammers und eilte der Burg zu, aber nicht um Beruhigung dort zu finden, ſondern um einem neuen Schmerze entgegen zu gehen. Sie klimmte den ſteilen Pfad hinan, gerade auf jener Seite, wo die Mauer von den Feinden mit Liſt erſtiegen worden war. Da und dort trat ſie noch auf Leichen, mit Schaudern zog ſie ihren Fuß zurück, denn ſie befand ſich in dem Graben der Burg, wo ſo mancher der Kämpfenden ſeinen Tod gefunden hatte. Sie verließ dieſen ſchrecklichen Ort und ſchlug den Weg nach der Zugbrücke ein. Hier angekommen, hörte ſie nicht ferne von ſich das Röcheln eines Sterbenden; ſie eilte an die Stelle — Gott! welch ein Anblick: es war ihr Vater, der, tödtlich getroffen von der feindlichen Mordwaffe, ſo eben ſein Leben unter den ſchrecklichſten Schmerzen auszuathmen im Begriffe ſtand. „Mein Vater!“ — rief

Gertrud, und ſchlang ihre Arme um ihn; dieſer aber konnte die Geſtalt ſeiner Tochter nicht mehr ſchauen, doch vernahm er noch die ihm wohlbekannte Stimme. Er raffte ſeine lezte Kraft zuſammen und ſtöhnte noch die wenigen Worte heraus: „Gertrud, Waßer.“ Gleich einem leichtfertigen Reh, nicht denkend ihres eigenen großen Schmerzes, eilte die Tochter den Berg hinab, wo ein Brünnlein floß, und war ſchnell wieder zurück bei dem Sterbenden. In einer Feldflaſche, die neben einem der Erſchlagenen lag, brachte ſie ihrem Vater die lezte Labſal. Er neigte ſein Haupt in den Schoos der ſchluchzenden Tochter zurück. „Mein Vater,“ ſprach Gertrude mit ſanfter und wehmüthiger Stimme zu ihm — „habt ihr mir den Fehltritt meiner Jugend von Herzen verziehen?“ Der Sterbende raffte ſich noch einmal empor, ein ſchwacher, nicht mehr verſtändlicher Laut ging über ſeine Lippen, dann nickte er mit dem Haupte und verſchied. Mit ihren eigenen Händen wühlte die gebeugte Tochter ein Grab in den Boden und bedeckte den geliebten Leichnam.

Jezt erſt gab ſie ihrer frühern Sorge um das Aufſuchen ihres Kindes wieder Raum. Ohne Furcht ging ſie durch die Thore der von Feinden beſezten Burg, ungeſcheut forſchte ſie bei dem nächſten ihr Entgegenkommenden von der Beſatzung, und erfuhr, wie Bürger von Straßburg das Schloß gewonnen und nun inne hätten, wie ein Theil der Schaar einen Streifzug durch das Kinzigthal gemacht, nun aber wieder unter der Burg vorbeigekommen wäre,

um den Vorausziehenden auf dem Wege nach Straßburg nachzueilen. So hatte nun doch die gebeugte Mutter wenigstens einige Spur von der feindlichen Horde, die so schrecklich in dem Kinzigthale gehaust hatte; auf der Stelle verließ sie die Burg und ging, wohin der Fuß sie trug, wenn es nur die Richtung gen Straßburg war, sie stieg über Felsen und Steine, achtete nicht der Dornen und Disteln, die ihre Füße verwundeten, nicht, wenn sie im Dunkel der Nacht auf Felswegen ausgleitete und zu Boden fiel: nur Ein Ziel schwebte ihren Augen vor, wie sie ihren verlorenen Sohn wieder finden möge.

Schon die ganze Nacht war sie durch Wälder und Gebirgsschluchten geirrt, ihre Schuhe waren ihr während des Gehens über Stock und Stein von den Füßen gefallen; sie fühlte es nicht, bis das Blut ihr aus den Zehen floß. Mehrere Meilen hatte sie schon zurückgelegt; oft war sie vor Mattigkeit hingesunken, aber immer raffte sie ihre Kraft wieder zusammen und irrte weiter. Die Nacht war vorüber, es dämmerte und ging schon wieder dem neuen Tage zu; Gertrude erblickte am fernen Horizonte einen schwarzen Punkt: sie kannte ihn wohl, es war der riesige Münster von Straßburg, der leitete die Irrende wieder auf die rechte Straße, von der sie längst abgekommen war. Bald sah sie im Scheine der aufgehenden Sonne die gewaltige Strömung des Rheines, der sich wie ein Silberstreifen durch das weite Thal hinabzog. So oft schon, wenn Gertrude von den Höhen des Schwarzwaldes in diese weitgedehnte Fläche

hinabgeblickt hatte, war es ein freudiger Anblick für sie gewesen, wenn die Sonne hinter dem fernen Wasgau heraufstieg, ein herzerhebendes Schauspiel, wenn die Spitze des riesigen Münsterthurmes wie vom purpurnen Golde glänzte und in den Fluthen des Rheines widerstrahlte. Wie ganz anders war es Gertruden heute ums Herz. Der Glanz der aufgehenden Sonne däuchte ihr ein blutrother Schein; sie eilte aus dem Dunkel der Wälder heraus auf die Ebene, aber kein lieblicher Anblick bot sich ihr dar; sie sah einen dichten Rauch aus den nächst liegenden Orten aufsteigen, überall zeigten sich Spuren, daß feindliche Schaaren über diese Gegend gekommen waren. In jeder andern Zeit wäre dieß ein herzbewegender Anblick für Gertrude gewesen, welch ganz andern Eindruck machte dagegen jezt das Anschauen dieses Jammers und Unglücks auf sie. Sie konnte unmöglich betrübt seyn, denn erkannte sie nicht in dem, aus diesen Orten aufsteigenden, Rauche ein sicheres Zeichen, daß Diejenigen hier gewesen, die auch ihr die Wohnstätte zerstört und das Theuerste, was sie im Leben besaß, von der Seite gerißen hatten? Sie durfte sich vielmehr freuen, denn sie hatte ja jezt eine Spur von der feindlichen Schaar und damit vielleicht auch von dem geraubten Lieblinge ihres Herzens. Schnell eilte sie diesen Stätten der Zerstörung zu, die ersten Besten, die ihr begegneten, rief sie an und bald wurde ihr die tröstliche Kunde, daß eine Schaar Straßburger dieß Dorf überfallen habe, die einen wunderhübschen Knaben, auf ein

Roß gebunden, mit ſich führe, aber dieſe glänzende Horde ſei bereits, in der Richtung gegen die Stadt, weiter gezogen. Jezt beflügelte Gertrud von Neuem ihre Schritte, aber erſt, nachdem ſie durch drei, nicht weit von einander liegende, Ortſchaften gekommen war, ſah ſie eine Schaar Reiſiger vor ſich die Straße dahin traben; flugs war ſie bei ihnen und, ſiehe da! ihr lieber kleiner Walther wurde mitten unter ihnen auf einem Pferde mitgeführt.

Unerſchrocken drängte ſich die überglückliche Mutter durch die Schaar zu ihrem Kinde hin und rief den Kleinen beim Namen, der, noch ehe er die Mutter wirklich erkannte, die Händchen gegen ſie ausſtreckte. Gertrude wollte ihn mit ihren Armen umfaßen und rief flehend den Männern zu: „Haltet an, um Gottes Willen, es iſt mein Kind, das ihr mit euch führt!“ Aber die rohen Kriegsleute hielten nicht, ſondern ließen die Roße forttraben und ſpotteten über das Jammern und Wehklagen der Mutter, während dieſe, den feſtgebundenen Knaben immer am Aermchen haltend, neben ihnen herſpringen mußte. „Habt Erbarmen und gebt mir mein Kind zurück!“ — wiederholte Gertrud mehrere Male, aber die Unmenſchen hörten nicht, bis ſie endlich, erſchöpft vor Müdigkeit, neben dem Roße, worauf der kleine Walther ſaß, niederſank. Aber jezt erſcholl auf einmal vornen am Zuge das Befehlswort: „Halt!“ Die Schaar, welche den Knaben führte, war mit der Hauptmacht unter des Grafen von Habsburg Befehl zuſammengetroffen; der Zug ſtand ſtille, und dadurch allein wurde es ver-

hindert, daß Gertrude nicht von den Hufen der Roße zertreten wurde. Rudolph von Habsburg hatte den wehklagenden Ruf der Frau gehört; schnell zur Stelle, stieg er vom Roße und richtete selbst die noch Jammernde vom Boden auf. Mit drohendem Blicke gegen die Räuber wandte er sich, nachdem er erfahren, wie sie den Schmerz der trauernden Mutter verhöhnt hatten, zu diesen: „Seyd ihr auch ehrsame Bürger einer reichsfreien Stadt, ihr die ihr so unmenschlich handelt, und mit Raub und Brand eure Bahn allenthalben bezeichnet habt? unverzüglich gebt den geraubten Knaben der Mutter zurück, und laßet sie mit ihm in Frieden ihres Weges ziehen!“

Schnell gehorchten die Straßburger, denn es bedurfte nur eines Winkes, nicht einmal eines Wortes von Seiten ihres vielgeehrten Hauptmanns und Bannerherrn, wenn Etwas geschehen sollte. Alsbald wurde der Knabe von mehr als zehn bereiten Händen losgebunden und der Mutter zurückgegeben, die ihn in ihre Arme schloß und über der Freude des Widerfindens all der schmerzhaften Stunden vergaß, die sie um seinetwillen hatte erdulden müßen. Dem Grafen aber fiel sie zu Füßen und dankte ihm mit den rührendsten Worten, daß ihr durch seine Vermittelung der Knabe wieder geschenkt worden. Schon war sie im Begriffe, den Rückweg in ihr Thal wieder anzutreten, als Rudolph fragte: „wo ist euer Wohnort, gute Frau, daß ich euch sicheres Geleit dahin geben laße? Nun erst gedachte Gertrude deßen, was Tags zuvor geschehen war. „Gnädiger Herr“ — antwortete

ſie mit Thränen in den Augen. — „ich habe keine Heimath mehr, denn das Häuschen, worin ich mit meinem Vater wohnte, iſt in Aſche gelegt worden, und der alte Mann liegt in der kalten Erde im Burggraben zu Geroldseck.“ „So dürft ihr nicht mehr in euer Thal zurückkehren“ — erwiederte der Graf — „ſondern ihr folget mir, denn wir ſind nicht mehr weit von der Stadt Straßburg entfernt; allda will ich euch unterbringen und für den Knaben Sorge tragen, damit ihr nicht mehr ſo verlaßen ſeyd.“ Mit gerührtem Danke nahm Gertrud das freundliche Anerbieten an, ſie faßte den Knaben bei der Hand und folgte dem Zuge bis vor die Thore der Stadt. Wohl ritt die Schaar der Straßburger voran, aber als Gertrud hintennach kam, hielt der Graf von Habsburg am Thore und wartete ihrer; liebreich nahm er Mutter und Kind bei der Hand und führte ſie in die, nahe dem Thore gelegene, Wohnung ſeines Freundes, Herrn Rainbold Liebenzeller, der ſich kürzlich im Streite vor St. Aurelienthor ſo ritterlich ausgezeichnet hatte. Der nahm Gertruden mit dem kleinen Walther liebevoll in ſeine Pflege, ſo daß Beide bald erkannten, daß ſie in die beſten Hände gekommen waren. Auch Graf Heinrich von Geroldseck kam zu Rainbold Liebenzeller und wurde in deßen Hauſe wohl und freundſchaftlich aufgenommen.

Nicht lange mehr verweilte der Graf von Habsburg in der Stadt Straßburg, als ihn eine andere kriegeriſche Unternehmung wieder aus deren Mauern führte, dem Biſchofe zu Schaden und der Stadt

zum Frommen: dazu war dieser neue Zug mit weit weniger Anstrengung und Verlust von Leuten verknüpft, als die Besetzung der Burg Geroldseck.

6.

Längst schon hatte Bischof Walther mit schwerer Hand über die Stadt Colmar gewaltet, da geschah es, während der Krieg zwischen ihm und den Straßburgern währte, daß seine Anhänger in jener Stadt Diejenigen austrieben, die es mit den Straßburgern hielten. Unter den Vertriebenen war auch der Schultheiß Rößelmann, der viele Freunde und Verwandte in Colmar besaß. Um sich nun an den Bischöflichgesinnten zu rächen, trat er in Unterhandlung mit Rudolph von Habsburg und trug ihm an, ihn sammt seinen Leuten Nachts in die Stadt zu bringen, so daß er sie ohne viele Mühe gewinnen könnte. Der Graf ging auf das Anerbieten ein, und nun ließ sich Rößelmann in einem Faße in die Stadt nach dem Hause eines Domherrn, der sein Verwandter war und um die Sache wußte, bringen, und schickte sogleich zu seinen Freunden, um sie mit dem Plane bekannt zu machen. Als die Nacht hereinbrach, wartete der Graf schon mit seinen Leuten vor den Thoren; der Schultheiß erschien, öffnete die Pforte und steckte eine Bürde brennendes Stroh an einen Speer, denen draußen zum Zeichen, daß es nun Zeit wäre hereinzukommen, was auch geschah, ehe Jemand in der Stadt es ahnen konnte. Nun hatte Rößelmann ferner veranstaltet, daß in jede Straße

ein Bund Stroh gelegt wurde; dieſes zündete man jezt an, um den Feinden überall die gehörige Helle zu verſchaffen. Dieſe ritten mit gezückten Schwerdtern und dem Rufe: „Habsburg! Habsburg!“ durch alle Straßen und ſo gewann Rudolph die Stadt mit weniger Mühe, als er ſelbſt vermuthet hatte.

Dem Beiſpiele von Colmar folgte noch eine andere wichtige Stadt, die ebenfalls zum Bisthume Straßburg gehörte, und zwiſchen Partheien getheilt war, das war Mühlhauſen im Sundgau. Wie die Parthei, welche zu den Straßburgern hielt, von dem Ereigniße zu Colmar hörte, ſchickten ſie heimlich zu dem Grafen von Habsburg, und ſchloßen ihm ebenfalls bei Nacht die Thore auf. Aber auf der Burg zu Mühlhauſen hatte der Biſchof einen Schultheißen, der ſich mit aller Macht gegen das Volk in der Stadt und deßen ſelbſterwählten Helfer, den Habsburger, ſezte. Da belagerten die Städter die Burg zwölf Wochen lang, nahmen ſie endlich ein, ſchleiften die Werke und machten die ganze Beſatzung zu Gefangenen.

Ungeachtet dieſer vielfachen Befehdungen, gegenſeitigen Plünderns und Verheerens der Städte und Dörfer, wollte es doch lange nicht zu einem entſcheidenden Treffen kommen, weil keiner von beiden Theilen ſich die Kraft dazu zutraute, endlich aber fand ſich auch zu dieſem die nothgedrungene Veranlaßung. Aus Beſorgniß, der Biſchof möchte den feſten Kirchthurm zu Munolzheim als einen Punkt wählen, von wo aus er die Straße nach Brumat, Hagenau und Hochfelden

leherrschen könnte, zog um die Fastenzeit eine Anzahl Straßburger Bürger zu Roß und Fuß, gefolgt von Steinmetzen und andern Werkleuten, unter Anführung Rainbold Liebenzellers gen Munolzheim und zerstörte den Thurm. Wie nun die Kunde hievon vor den Bischof kam, ließ er die Glocke von Molsheim anziehen, was das Zeichen war, daß auch in allen übrigen bischöflichen Städten und Dörfern die Glocken geläutet und in Folge deßen eine bedeutende Heeresmacht schnell zusammengebracht wurde. Als hierauf der Bischof seine Leute zählte, und 300 Ritter und gegen 5000 Mann Fußvolk zu seinem Dienste bereit sah, da zögerte er nicht länger mehr mit einem ernsthaften Angriffe auf die Städter, um so weniger, als er überzeugt war, daß der Krieg auf keine andere Weise würde zu Ende gebracht werden können.

Sobald die Straßburger merkten, daß der Bischof einen ernsten Angriff beabsichtige, sandten sie Eilboten in die Stadt um Verstärkung, und nahmen inzwischen eine sichere Stellung rückwärts zwischen Ober- und Mittelhusbergen, so daß sie einstweilen durch das Flüßchen Breusch von den Bischöflichen getrennt blieben. Leztere aber, die den Rückzug der Straßburger für einen ernstlichen hielten, wollten den günstigen Augenblick nicht unbenüzt laßen, den Feinden in den Rücken zu fallen. Kaum hatte Herr Liebenzeller dieß wahrgenommen, als er sich schnell wieder mit den Seinigen umwand und, um jeden Preiß zum Kampfe entschloßen, ihnen zurief: „seyd starken Muthes, liebe Freunde und Mitbürger, fechtet unerschrocken für

unſerer Stadt Ehre und für die ewige Freiheit unſerer ſelbſt, unſerer Kinder und Nachkommen!" Nachdem er ſo die Seinigen ermuthigt und ſich ſchon zum Angriffe angeſchickt hatte, kam eben auch die Hülfsmacht aus der Stadt, von Herrn Nicolaus Zorn dem Aeltern geführt, bei ihnen an. Mit dieſen vereinigt, erwählten ſie zween, die den Befehl über das fußgehende Volk übernehmen ſollten, Hug Kuchenmeiſter, und Heinrich Bohn, beide angeſehene Bürger aus Straßburg. Dieſe ließen vor Allem die Schützen ſich von dem übrigen Volke abſondern, mit der Weiſung, am allgemeinen Streite vorerſt keinen Theil zu nehmen, ſondern den immer neuen Zuzügen der Biſchöflichen aufzulauern, ſie mit ihren Pfeilen zu begrüßen und ſo zu verhindern, daß ſie nicht zum Hauptheere ſtoßen könnten.

Auf beiden Seiten war der entſcheidende Kampf feſt beſchloßen. Schon ritt der Biſchof im Angeſichte der Feinde vor der Schlachtordnung der Seinigen auf und nieder und ermahnte ſie, tapfer zu ſeyn und Ruhm zu erſtreben für ewige Zeiten. Er war gar ſtattlich anzuſehen, dieſer geiſtliche Fürſt von hoher, ſchlanker Statur, wie er ſo auf ſeinem ſtolzen Streitroße ſaß, das über und über mit Eiſen und Stahl bedeckt war. Er hatte, als er auszog, den köſtlichſten Silberharniſch angelegt, der ſich im Rüſthauſe vorfand; es war derſelbe, den einſt ſein Vorfahr Werner, ein treuer Anhänger des unglücklichen Heinrich IV. in jener Stunde getragen hatte, als er im Dienſte ſeines Königs gegen Kloſter Hirſau zog, aber vom Schlage

getroffen mit Heulen vom Pferde fiel, wie er eben seine Vasallen zur Zerstörung des Klosters antreiben wollte. Es war schon dieß keine gute Vorbedeutung für den Bischof am heutigen Schlachttage, aber auch noch ein anderer Unfall hätte ihn warnen sollen, heute nicht in den Streit zu ziehen. Als er nämlich diesen Morgen aus dem Thore seiner Burg Dachenstein herausritt, fiel ein locker gewordener Stein von der Zinne herab und traf so mächtig auf sein Haupt, daß der Helm mit goldenem Kleinod losrieß und klirrend zu Boden rollte; der Stein aber hatte den Helm zuvor so eingedrückt, daß der Bischof eine starke Kopfwunde empfing. Darum hatte ihn auch sein Bruder Hermann gleich gebeten, unter solchen traurigen Vorbedeutungen nicht auszuziehen, oder, wenn er je darauf beharren wollte, ihm den Oberbefehl über das Volk zu übertragen. Allein Walther lachte über diese Besorgnisse, ließ sich den Helm wieder reichen und drückte ihn so fest auf sein Haupt, daß aus der Quetschung Blut floß, welches unter dem Helme hervorquoll. Es mußte heute zum Streite kommen, das war sein fester Entschluß, als er vor der Schlachtordnung stand, und auf eine nochmalige ernste Abmahnung seines Bruders, der ihn zugleich auf die weit überlegene Macht der Feinde hinwieß, scheute sich der Bischof nicht zu erwiedern: „so reden freilich die Zaghaften, denen das Herz gleich hinunter fällt, wenn es zum ernsten Kampfe geht; wer nicht mitstreiten will, möge immerhin nach Hause gehen, aber unter denen, die sich von Geroldseck nennen, hat noch Keiner so

geredet." „Möge Gott euch dieſe Schmach verzeihen, die ihr Dem anthut, der unter Einem Herzen mit euch lag," erwiederte Hermann, „und möget ihr nie bereuen, daß ihr mich einen Zaghaften genannt, wenn ich euer hartes Wort mit Vergießung meines Herzblutes Lügen ſtrafe." Mit dieſen Worten ritt Hermann wieder unter die Schaar der Uebrigen zurück.

Jezt wurden auf beiden Seiten die Helme aufgeſtürzt und die Schwerdter gezückt. Einer von den Straßburgern, Markus von Eckerensheim, legte die Lanze ein und rannte zuerſt gegen die Biſchöflichen. Das gewahrte Hermann von Geroldseck, plözlich legte auch er ein und rannte gegen den Edelknecht. Sie ſtachen beide aufeinander, daß die Speere in Splitter flogen und Mann und Roß zu Boden fielen. Da eilte man von beiden Seiten herbei, brachte ihnen friſche Roße, und nun wurde der allgemeine Angriff durch die Reiterei eröffnet. Als nun dieſe eine Zeitlang geſtritten hatte und die Kämpfer ganz unter einander gekommen waren, rückten die fußgehenden Straßburger den Ihrigen nach, umzogen das Heer, Freunde wie Feinde, und ſtachen beider Theile Roße nieder, denn es war unmöglich, in dem Getümmel die Einen von den Andern zu unterſcheiden. Auch hatte ihnen der alte Liebenzeller dieß angerathen, „denn" — ſagte er — „die Bürger ſind nahe bei der Stadt und bedürfen der Roße nicht, der Biſchof aber iſt deſto weiter von ſeiner Heimath entfernt und mag uns auf dieſe Weiſe nicht entkommen."

Aber vier Ritter auf Seiten der Biſchöflichen

unritterlichen That hatte er sich wieder unter seine Genossen gemischt, wie wenn er ein edles Ritterstück ausgeführt hätte.

Jezt fielen die Sieger über die Feinde her, die in Haufen das Schlachtfeld bedeckten. Sie zogen Alle aus und nahmen ihnen Rüstung, Waffen und Kleider, daß sie bloß und nackt umherlagen, bis sie am Abende von ihren Freunden aufgelesen und begraben wurden. Auf Seite der Bischöflichen zählte man der Erschlagenen gegen 60 Ritter und Edle, ohne die Leute von geringerem Stande, unter jenen Graf Hermann von Geroldseck, des Bischofs Bruder, und eine Menge Gefangener. Die von Straßburg hatten verhältnißmäßig nur wenige Todte. Ein einziger Gefangener aber, der Metzger Bilgeren, den die Bischöflichen auf ihrer Flucht gen Geispolzheim mitführten, wurde, als diese erfuhren, wie viele ihrer Freunde im Treffen geblieben waren, ebenfalls ermordet. Dem Zuge der Triumphirenden ritt der Graf von Habsburg voran, der, eben abwesend von der Stadt, die Kunde vom Zuge der Straßburger erst später erhalten hatte, und dann zur rechten Stunde auf dem Schlachtfelde erschien, um den Ausschlag zu geben.

7.

Während in den Mauern von Straßburg Alles voll Jubel und Freude war, ritt der Bischof mit zerschlagenen Gliedern auf müdem Roße in seine Burg zu Dachenstein ein. Größer, als der Schmerz

ſeiner Kopfwunde war für ihn der, daß er beſiegt das Feld hatte räumen müßen, während die Bürger ſtolz das Haupt erhoben. Seine Macht war auf immer gebrochen, und wohl mochte er jezt zu der Ueberzeugung gekommen ſeyn, daß es viel gerathener wäre, Frieden mit ſeinen Unterthanen zu ſchließen. Er ordnete deßhalb gleich am Tage nach der Schlacht einige ſeiner Geiſtlichen in die Stadt ab um das Werk des Friedens zu fördern, zugleich hob er auch das Interdikt auf, und gab die Uebung des öffentlichen und häuslichen Gottesdienſtes wieder frei. Sodann ließ er den Bürgern freundlich entbieten, ſie möchten doch ſeine Gefangenen, die ſie vom Schlachtfelde mit geführt hatten, tugendlich halten, beſonders aber ſeinen Bruder Hermann, den er auch unter denſelben befindlich glaubte.

Die Straßburger aber wollten unter dieſen Umſtänden Nichts von Frieden wißen; ſie waren durch ihren lezten Sieg ſo mächtig geworden, daß man ſie im ganzen Bisthume fürchtete, und wohin ſie kamen, verübten ſie, was ihnen nur einfiel. Auch mochten ſie an Krieg und Heerfahrten ſo gewöhnt ſeyn, daß es ihnen ſchwer ward, das Schwerdt ſo plözlich in die Scheide zu ſtecken; indeßen ließen ſie dem Biſchofe in Beziehung auf die Gefangenen eine befriedigende Antwort ertheilen. Bei dieſer Gelegenheit wurden ſie aber erſt aufmerkſam auf den Grafen Hermann gemacht, als ſie hörten, wie ſehr namentlich an ſeinem Schickſale dem Biſchofe gelegen war. Es wurde daher mit allem Fleiße unter den Gefangenen

nachgesucht, um so mehr, als es von großem Vortheile für die Bürger gewesen wäre, wenn sie den Bruder des Bischofs in ihrer Gewalt gehabt hätten. Nachdem man hier vergebens gesucht und es sich gleichfalls herausgestellt hatte, daß ihn auch Niemand in der Stadt heimlich verborgen hielt, kam durch einen Mann von Donolzheim zufällig die Kunde, wie damals, als man die Todten auf dem Schlachtfelde begraben hatte, ein Leichnam in glänzender Rüstung vorgefunden worden sey, den Niemand kannte, und der gleich Allen Uebrigen in ein Loch geworfen wurde. Dieser Mann wurde sofort an den Bischof geschickt, um ihm Näheres über diesen Vorfall zu berichten.

Noch lag Herr Walther, vom Schmerze seiner Wunden schrecklich geplagt, auf seinem Bette, als der Bote von Donolzheim bei ihm Einlaß begehrte. Ehe dieser aber vorgelaßen wurde, ward er zuvor von Burkhard Murnhard und Wolfelin Meigenreiß, die allein um ihren Herrn waren, über die Ursache seines Erscheinens befragt. Gerne hätten sie die traurige Kunde nicht vor den Bischof kommen laßen, um seiner zu schonen, denn sie wußten wohl, welchen Eindruck dieselbe auf ihn machen würde, aber Walther hörte von seinem Gemache aus ihr Gespräch mit dem Boten und nun mußte er vorgelaßen werden. Mit sichtbarer Rührung hörte der Bischof die Trauerkunde; er, der sonst nie geweint hatte, verhüllte sein Antlitz und vergoß heiße Thränen, denn es war nicht mehr zweifelhaft für ihn, daß jener unbe-

kannte Leichnam, den man in eine Grube geworfen hatte, Niemand anderes als ſein Bruder wäre, zumal, da ihm der Bote einige beſondere Merkmale angab, die er an dem Todten wahrgenommen hatte. „Es iſt mein Bruder!“ — rief Walther aus — „aber ich muß hin und ihn ſelbſt betrachten, muß in ſein erbleichtes Antlitz ſchauen und ihm ein ehrlich Begräbniß bereiten.“ Er ließ ſich nicht zurückhalten, ſo ſehr ihn auch die Beiden ermahnten, zu bleiben, zumal da ſeine Kopfwunde einen bösartigen Verlauf zu nehmen drohte. Zu Fuß und mit verbundenem Haupte folgte er dem Boten an den Ort, wo der bezeichnete Leichnam lag. Es war ein jämmerlicher Anblick, der ſich ihnen unweit der Stelle, wo der für den Biſchof ſo unglückliche Streit vorgefallen war, darbot. Wo ſie den Fuß hinſezten, lagen mit Erde bedeckte Leichname umher, aber von vielen ragten noch die Hände und Füße hervor, denn in der Schnelligkeit hatten die Bewohner des nahe gelegenen Dorfes Donolzheim bloß kleine Vertiefungen gegraben, worein ſie die Gefallenen einſcharrten, damit ſie nicht eine Beute der Raubvögel würden. Nun kamen ſie auch an die Stelle, wo nach der Bezeichnung des Boten der Leichnam des ritterlichen Grafen von Geroldseck lag. Es war jener Ort, den der Biſchof wohl noch kannte, wo er im hitzigen Streite mit dem Grafen von Habsburg geſtanden und ſein Bruder rettend den Schild über ihn ausgebreitet hatte. Schnell hatte der Mann von Donolzheim ein Loch aufgeſcharrt und zog einen Todten

daraus hervor, den der Biſchof im erſten Augenblicke kaum als ſeinen Bruder erkannt hätte. Wohl war er von hoher, kräftiger Statur, wie die meiſten des Geſchlechts von Geroldseck, er hatte jene nervigen Arme, wodurch ſie Alle zum Führen des Schwerdtes wie geboren waren; noch waren die Fäuſte des Todten feſt geſchloßen, als ob ſie den Schwerdtknauf feſthielten, aber ſein Antlitz war ſo zugerichtet, daß auch nicht ein Zug mehr daran kenntlich war. Der obere Theil des Hauptes war zerſplittert, und aus der zerſtörten Hirnſchale ragte eine Lanzenſpitze, die vom Schafte gebrochen war, hervor. Es war ſomit erwieſen, daß nicht des Habsburgers Schwerdt, ſondern die Lanze eines Andern den Todten getroffen hatte. Erſt, als der Mann das erbleichte Haupt in die Höhe hob, wurde das Merkmal ſichtbar, welches außer Zweifel ſetzte, daß es des Biſchofs Bruder ſey.

Jezt überließ ſich Walther dem Uebermaaße des Schmerzes, er warf ſich auf den Boden, legte das Haupt des Todten in ſeinen Schooß und ein Strom von Thränen ergoß ſich über das zerſtörte Antlitz. „Mein Bruder“ — rief er aus — „wie haſt du ſo treulich erfüllt, was du ausgeſprochen, als du noch kräftig ins Leben blickteſt, wie haſt du mit Vergießung deines Blutes mein ſchnelles Wort widerlegt, als ich dich in die Reihe der Zaghaften ſtellte; ja, du haſt es widerlegt und dein Leben gelaßen für mich, der deiner Liebe nicht werth war. Vergib mir, mein Bruder, mein hartes Wort in jener Stunde, vergib mir den Argwohn, den ich

durch das ganze Leben gegen dich im Herzen trug!“ Walthers Haupt ſenkte ſich auf das Antlitz des Todten und lange hörte man Nichts mehr, als ein dumpfes Stöhnen und Schluchzen. „Mein Bruder“ — ſo begann vom Neuem ſein Schmerz laut zu werden — „warum habe ich dir nicht gefolgt, als du mich abmahnteſt vom Streite am Tage des Unglücks, da du vorausſahſt, daß dieſer Tag kein Heil bringen würde!“ Er hörte nicht auf zu klagen und die Hände zu ringen über dem Todten, bis noch mehrere Leute von Donolzheim herbei kamen, die ihren Herrn gleichſam mit Gewalt von dieſem Orte des Jammers, der Trauer und des Schmerzes hinwegführten. Den Leichnam aber bedeckten ſie mit einem weiten Mantel und trugen ihn auf ihren Schultern gen Donolzheim. Hinter ihnen her ging tiefgebeugt der Biſchof. Dießmal war es ein trauriger Einzug, den er bei ſeinen Unterthanen hielt. Sonſt, wenn er bei ihnen erſchien, um eine heilige Handlung zu verrichten, ging er unter einem ſeidenen Thronhimmel, den vier Amtsherrn des Kapitels über ſeinem, mit der köſtlichen Tiare geſchmückten, Haupte trugen: heute wandelte er allein dahin, umgeben von Keinem der Seinigen, im einfachen Gewande des Prieſters, das wunde Haupt nur mit einem Tuche umwunden, und vor ihm her trägt man die Leiche ſeines Bruders. Alle, die heute ihren ſonſt ſo ſtolzen und mächtigen Herrn ſahen, weinten Thränen des Mitleids, daß ſeine frühere Herrlichkeit ſo gar zu Ende gegangen

und seine Freude mit Einem Male in Trauer verwandelt worden war.

Als der Zug zu Donolzheim angekommen war, wurde der Leichnam des Grafen mit einem Todtenhemde bekleidet, dann in einen kostbaren Sarg gelegt, den die Einwohner aus eigenen Mitteln verfertigen ließen, um den, im ritterlichen Kampfe gefallenen, Bruder ihres Herrn und Gebieters zu ehren. Alles Volk von Donolzheim und der Umgegend ging hinter dem Sarge her, als man ihn zur Kirche trug, wo er unter dem Gesange der Geistlichen vor dem Altare in die Erde hinabgesenkt wurde. Viele Thränen flossen über seinem Grabe, denn Jedermann, der den Grafen Hermann von Geroldseck gekannt hatte, liebte und schätzte ihn. Drei Tage brachte der Bischof im Schmerze an dem Grabe seines Bruders zu, und genoß weder Speise noch Trank, da kamen die beiden Edelknappen Burkhard Murnhard und Wolfelin Meigenreiß, und holten ihn ab auf seine Burg Dachenstein.

Indeßen dauerten die Befehdungen von Seiten der Straßburger immer noch fort; jeden Tag zogen sie aus der Stadt und machten neue Streifzüge in die Nähe und Ferne, sie zerstörten alle Städte und Dörfer, die zu des Bischofs Gebiet gehörten; auch gen Donolzheim kamen sie, plünderten und brannten daselbst Alles nieder, nur die Kirche, wo Graf Hermanns Gebeine lagen, blieb unangetastet, denn auch die Feinde ehrten den ritterlichen Grafen noch im Tode.

Wie Biſchof Walther von Burg Dachenſtein herab all den Jammer ſah, der ſein Land um ſeinetwillen betroffen hatte, ſo ſandte er abermal nach Straßburg, um noch einmal wegen Frieden zu unterhandeln. Alle ſeine Leute hatten ihn verlaßen und ſchloßen, Jeder für ſich, Friedensverträge mit der gefürchteten Stadt, auch waren die meiſten ſeiner Städte, Flecken und Dörfer von ihm abgefallen, ſo daß er faſt Nichts mehr ſein nennen konnte; die Bewohner vom Lande aber fuhren wieder ungehindert nach Straßburg, und kauften und verkauften daſelbſt wieder, wie zuvor. Waren die Straßburger das erſte Mal übermüthig und ſtörriſch, als ihnen der Biſchof den Frieden bot, ſo war dieß jezt noch weit mehr der Fall, wo ſie ſahen, daß ihr Feind nur nothgedrungen, da er keine Gewalt und Macht mehr hatte, und allein lag, um denſelben bitten mußte. — Als der Biſchof erfuhr, wie die Straßburger alle Fiedensunterhandlungen höhniſch zurückwieſen, ſo wurde ſein Grimm, der im Schmerze über den Tod ſeines Bruders verſiegen gegangen war, wieder von Neuem rege, und er ließ zum zweiten Male den Bann verkündigen über die Stadt, den fürchterlichſten, der je über ſie und ihre Gotteshäuſer ergangen war. Aber der Bannſtrahl des Biſchofs hatte ſeine Kraft verloren, ſeitdem deßen Schwerdt ſo unglücklich im Treffen gekämpft hatte. Er mußte ſelbſt auf ſeiner Burg hören, wie im Münſter zu Straßburg, in der Thomaskirche und allen andern Kirchen der Stadt und Umgegend die

Glocken erklangen, mußte erfahren, wie seine Geistlichkeit, die treulos von ihm gelaufen war, des Gottesdienstes pflegte, wie zuvor, ohne daß es nöthig gewesen wäre, von den Bürgern dazu gezwungen zu werden. War er vorher darüber grimmig gewesen, so bemächtigte sich jezt dagegen ein Schmerz seiner, der ihm durch das innerste Mark drang, da er fühlte, wie er einst mächtig und gefürchtet, nun aber vor der ganzen Welt ein Gegenstand des Spottes und Hohnes geworden war. Dieser Schmerz ging in einen stillen Gram über, der von Stund an an seinem Leben nagte. Die einzige Hoffnung des Bischofs war jezt auf die Gefangenen in Straßburg gerichtet, worunter manche namhafte Ritter und Herrn waren, die, wenn sie frei waren, ihre Mannen von Neuem aufbieten und sich um den Bischof versammeln konnten, um den Krieg gegen die Stadt zu erneuern. Unmittelbar nach der verlorenen Schlacht waren sie in die Gefängniße in den Kreuzgängen des Münsters gelegt worden und man hütete ihrer daselbst mit großer Aufmerksamkeit durch zahlreiche Wachen bei Tage und bei Nacht. Aber trotz Allem dem wagten sie verschiedene Versuche, sich frei zu machen; Einer derselben, Ritter Conrad von Schuttern, gewann mit großem Gelde einen der Wächter, mit deßen Hilfe er verschiedene Werkzeuge in die Hände bekam, um sich und seine Mitgefangenen frei zu machen. Derselbe Wächter, ein heimlicher Anhänger des Bischofs, war es auch, der diesem die Nachricht nach Dachenstein brachte, daß schon

Tag und Stunde bestimmt wäre, wo die Gefangenen sich frei machen und bei ihm auf der Burg eintreffen würden, um das Nähere wegen der weiteren Unternehmungen mit ihm zu berathen. Diese Kunde brachte wohl dem Bischofe einigen Trost, seinen Anhängern aber gereichte ihre Dienstwilligkeit nur zu längerem Leiden.

8.

Um diese Zeit war es gerade, daß der neugewählte König der Deutschen, Richard von England, nach Hagenau kam, um daselbst einige wichtige Reichsangelegenheiten zu bereinigen. Wie er da von dem Unfrieden zwischen der Stadt Straßburg und ihrem Bischofe hörte, beschied er beide Theile vor sich, um eine dauernde Sühne zwischen denselben zu bewerkstelligen. Die Oberen von Straßburg erschienen mit sechszig reichgeschmückten Roßen vor dem Könige, dagegen ritt der Bischof nur auf einem bescheidenen Rößlein, begleitet von seinen zwei treuen Edelknechten, in Hagenau ein, und es war fast jämmerlich anzusehen, wie der einst so mächtige Fürst so tief herabgekommen war, seine Unterthanen dagegen sich so hoch erhoben hatten. Gleichwohl war des Bischofs trotziger Sinn noch nicht völlig gebrochen, denn, als die Straßburger keine Geneigtheit zeigten, auf die Versöhnungsvorschläge des Königs einzugehen, und sich besonders zur Herausgabe der Gefangenen nicht verstehen wollten, weil so viele mächtige Herren, wie z. B. der Graf von Werde, die von Landsberg und Andere darunter

waren, gerieth der Bischof in heftigen Unwillen und stieß die unbedachtsame Rede aus, wie er es nicht viel achte, ob eine Sühne zu Stande komme oder nicht, da er sich wohl getraue, mit Gottes Hilfe alle seine Gefangenen wieder frei zu bekommen. Diese zuversichtliche Aeußerung machte die Straßburger aufmerksam. Ohne sich zu beurlauben, fuhren sie heimwo es ihr Erstes war, nach den Gefangenen im Münster sehen zu laßen. Da fand sich bei Besichtigung ihrer eisernen Ringe und Ketten, daß fast alle künstlich durchfeilt waren. Man suchte nun weiter nach und fand unter den Betten Feilen, Stricke und viel andres Gezeug, was zur Befreiung der Gefangenen dienen sollte. Wie man nun im Verlaufe der Nachsuchung auch zu dem Lager des Ritters Conrad von Schuttern kam, so stellte sich dieser gefährlich krank und sagte, wenn man ihn aufhöbe, oder auch nur anrührte, so würde dieß die größte Gefahr für ihn haben. Es wurde aber auf diese Rede keine Rücksicht genommen, sondern man hob ihn auf, und da fand sich denn unter seiner Bettstelle ein großes Loch, wodurch die Gefangenen vermittelst eines Seiles jede Nacht in den, unter dem Kreuzgange befindlichen, Keller gingen. Auch hier fand man bei genauerer Nachsuchung wieder eine Oeffnung, die durch die Mauer ins Freie führte. Hätte also der Bischof nicht zu Hagenau jene unvorsichtige Rede fallen laßen, so wären die Gefangenen in einer der nächstfolgenden Nächte sicher entkommen.

In Folge dieser Entdeckung wurde der von

Schuttern in einen eigenen festen Thurm gebracht, die Uebrigen aber in dem bisherigen, nun wieder ſicher hergeſtellten und beßer bewachten Gefängniße belaßen. So verloren ſie am Ende alle Hoffnung zu entkommen, und boten, Jeder für ſich, den Bürgern von Straßburg um den Preis ihrer Freiheit eine Sühne an. Dieſe wurde auch angenommen, mit der Bedingung, daß ſie von nun an und immerdar mit den Straßburgern und gegen den Biſchof halten wollten. Dieſe Zuſage ließ man ſich feierlich beſchwören und ihnen auf dieß hin die Freiheit ertheilen.

Als der Biſchof vernahm, daß ſeine Getreuen, auf die er allein noch die lezte Hoffnung geſezt hatte, um ihrer Freiheit willen von ihm abtrünnig geworden waren und Urfehde gegen ihn geſchworen hätten, da wurde ſein Schmerz gränzenlos, und es kam ſo weit, daß er mit einem Male ganz lebensſatt ward. In dieſem Ueberdruße des Daſeyns trug er für ſeine Kopfwunden, die immer gefährlicher geworden waren, keine Sorge mehr. Kein Arzt durfte ſeinem Lager nahen, um einen Verband umzulegen, oder, wenn es je geſchah, daß ihm während des Schlummers ein ſolcher angelegt wurde, riß er ihn beim Erwachen gewaltſam wieder ab, daß oft das lautere Blut aus der Wunde rann. So fand der Tod von zwei Seiten bei dem unglücklichen Fürſten Zugang: einmal nagte der Gram tief an ſeinem Herzen und zerſtörte ſeine Lebenskraft, und dann verzehrte die bösartige Kopfwunde ſeine beſten Lebensſäfte. Eines Tages, als

er wirklich selbst eine merkliche Abnahme seiner Kraft fühlte, wandte er sich zu seinen beiden Getreuen, Burkhard und Wolvelin, die allein nicht von ihm weichen wollten, mit den Worten: „auf, nach Donolzheim, wo mein Bruder Hermann beigesezt ist — wer weiß, ob mir nicht bald meines Lebens Ziel nahet, denn ich möchte neben ihm ruhen!“ Die beiden Diener thaten nach dem Willen ihres Herrn. Es wurde eine Sänfte zugerichtet und auf diese legte man den kranken Bischof, um ihn gen Donolzheim zu bringen, dem Orte, deßen Bewohner ihm allein noch treu und ergeben geblieben waren. Die beiden Ritter zur Seite ihres Herrn, den vier geringe Knechte trugen, das war der ganze Zug, der sich aus Burg Dachenstein herabbewegte. Sie ließen das Thor offen stehen, denn der Leidende fühlte nur allzusehr, daß er im Leben die Burg nimmer als Eigenthum beziehen würde. So traten sie in Donolzheim ein. War es damals schon ein trauriger Anblick gewesen, als Bischof Walther hinter der Leiche seines Bruders zu Fuße einherging, so war es noch herzzerreißender für die wenigen Getreuen, als sie ihren Herrn und Gebieter, der schon den Tod im Herzen hatte, auf einer Sänfte einhertragen sahen. Man brachte ihn in das Herrenhaus, und hier wurde von nun an von Seiten der Einwohner Allem aufgeboten, um ihrem Bischofe seine lezten Lebenstage durch Pflege und aufrichtige Theilnahme so viel als möglich zu erleichtern.

Es war am Tage nach dem Aschermittwoch des

Jahres 1263, — der Kranke hatte seit kürzerer Zeit manche ruhige und schmerzlose Stunde gehabt, kaum fühlte er mehr die offene Wunde am Haupte, aber eine große Schwäche war bei ihm eingetreten — da wandte er sich zu Wolfelin Meigenreiß: „ich fühle, mein Getreuer, daß mein Ende nahe ist, sende nach meinem Bruder Heinrich, daß er mir den Segen meines Vaters von Geroldseck bringe, denn wohl wird der alte Mann den Weg hieher nicht mehr selbst machen können; auch habe ich noch Wichtiges mit meinem Bruder zu reden. Laß ihm aber sagen, er möge sich sputen, denn es will mich bedünken, daß es schleunig meinem Ende zugehe.“ „Hochwürdiger Herr“ — entgegnete Wolfelin — „euern Bruder finden wir nicht auf Geroldseck, desto gewisser aber in den Mauern Straßburgs, wo er sich noch als Gefangener befindet.“ „So sende dahin und laß meine Feinde bitten, daß sie mir den Trost vergönnen möchten, in den Armen meines Bruders zu vollenden.“ Alsbald ritt Wolfelin Meigenreiß selbst gen Straßburg, um diese Bitte im Namen des Sterbenden den Bürgern vorzubringen und sie ward ihm auch ohne Anstand gewährt. Es machte auf alle Bewohner der Stadt einen schmerzlichen Eindruck, als sie die Nachricht vernahmen, wie weit es mit ihrem ehemaligen Herrn und Gebieter gekommen sey. In Einem Hause aber erregte diese Kunde den bittersten Schmerz. Dieses Haus liegt nahe bei St. Aurelienthor, es ist dasselbe, wo Herr Arnold Liebenzeller wohnt, und wo eine unglückliche Mutter mit ihrem

Kinde ſchon ſeit längerer Zeit freundliche Aufnahme und liebevolle Pflege gefunden hatte. Hier wirkte die Nachricht von des Biſchofs nahem Ende herzzerreißend auf ein zärtlich liebendes Weib, die des Geliebten noch nie vergeßen hatte, obgleich er ihrer zu vergeßen ſchien, die ihn noch liebte mit aller Innbrunſt der erſten Liebe, obgleich dieſe Liebe unendlichen Jammer über ihr ganzes Leben gebracht hatte. Jezt hielt Nichts mehr ſie ab, in ſeine Nähe zu eilen, denn er war ja entkleidet von allem Schmucke irdiſcher Herrlichkeit, war verlaßen von Allen, die im Leben ſich an ſeinem Glücke geſonnt hatten. Ehe ſie aber ihren Entſchluß ausführte, eilte ſie zuvor zu dem, der bisher ihr Schuz und Schirm geweſen war, zu dem Grafen von Habsburg, ohne deßen Rath und Willen ſie, ſeitdem ſie in den Mauern von Straßburg lebte, nie Etwas unternahm. Bei dieſem Beſuche gab ſie auch, was ſie bisher nie gewagt hatte, dem Grafen das Geheimniß ihres frühern Lebens kund, und entdeckte ihm das zarte und innige Verhältniß, das ſie an den Sterbenden zu Donelzheim knüpfte.

Wir eilen der von Sehnſucht Erfüllten voran zum Lager des ſterbenden Biſchofs. Seine lezten Stunden ſind erſchienen, das Verlangen nach ſeinem Bruder wird immer dringender; ſo oft er ſich von ſeinem Lager aufrichtet, iſt ſeine einzige und ewige Frage nach ſeinem Heinrich, ob er immer noch nicht gekommen ſey? Wohl ſah man, daß es ihm ſchwer wurde, aus dieſem Leben zu ſcheiden, ohne ſeinen

Bruder geſehen zu haben, dem er noch ein Geheimniß von großer Wichtigkeit zu vertrauen hatte. Da öffnete ſich mit Einem Male die Thüre des Gemachs und herein trat — Heinrich von Geroldseck und hinter ihm der Graf von Habsburg. Der Bruder eilte dem Lager des Sterbenden zu und ſchlang gerührt ſeine Arme um ihn, aber der Graf blieb von Ferne ſtehen, denn er wußte nicht, ob er dem Biſchofe in ſeinen lezten Stunden ein willkommener Gaſt wäre oder nicht. „Darf ich euch nahen, Herr Biſchof?“ — begann er nach langem Bedenken, indem er dem Lager des Sterbenden näher trat — „ich bringe euch Frieden und Sühne von den Bürgern eurer Stadt; wendet euer Angeſicht nicht feindſelig von mir, ſondern betrachtet mich jezt als den Boten des Friedens, wenn ich gleich als Feind euch bisher gegenüber ſtand.“ „Tretet immer heran,“ — ſagte mit ſchwacher Stimme der Biſchof und bot dem Grafen ſeine Hand zum Willkomm dar — „ich habe keinen Feind mehr im Leben, warum ſollte ich denn euch zürnen? Eine Stunde noch und es iſt die ewige Sühne zwiſchen mir und der ganzen Welt geſchloßen.“ Gerührt faßte Rudolph von Habsburg des Biſchofs abgemagerte Hand und hielt ſie eine geraume Weile in der ſeinigen; er fühlte, daß es die Hand eines Verſöhnten war, die er drückte. „Ich habe genug“ — ſprach Rudolph — „daß ich eure Hand in der meinigen hielt, aber nun will ich euch verlaßen, ehrwürdiger Herr, bis ihr mit eurem Bruder geredet, nach dem ihr ſo ſehnlich verlangt habt, hernach

werdet ihr mir noch ein Wort zu euch vergönnen.“ Damit verließ er das Gemach und nun begann eine lange Unterredung zwischen den beiden Brüdern. Mit gebrochener Stimme sprach der Bischof, desto vernehmlicher dagegen tönte die Rede des Grafen Heinrich; Rudolph von Habsburg aber verweilte unterdeßen in dem neben anstoßenden Gemache und wartete nur, bis er einen Namen nennen hörte, der die Losung zum Wiedereintritte für ihn werden sollte. Da wurde auf einmal im Gemache der Namen „Gertrud“ ausgesprochen; er öffnete die Thüre und trat ein, aber dießmal nicht mehr allein, sondern an der einen Hand führte er den Knaben Walther und an der andern deßen Mutter. Gertrude eilte an das Lager des Sterbenden, sie konnte sich nicht mehr zurückhalten, sondern kniete nieder, faßte Walthers Hand und bedeckte sie mit Küßen und Thränen, aber ein Wort konnte sie, vom Gefühle des Schmerzens überwältigt, nicht hervorbringen. Auch der kleine Walther kniete vor dem Sterbenden nieder und küßte ihm zärtlich die Hand. Der Bischof beugte sich auf die Beiden herab und umschlang sie mit seinen Armen. Auch er sprach kein Wort, denn sein Herz war in diesem Augenblicke von einem allzuschmerzlichen Gefühle überwältigt, aber seine Lebenskraft schien sich noch einmal aufs Neue zu sammeln, und er richtete sich, von den Umstehenden unterstützt, in seinem Lager auf. „Meine Gertrud“ — begann er — „Geliebte meiner Jugend, und du, Sohn meiner ersten Liebe, so habt ihr also meiner gedacht, der ich eurer so

lange vergeßen habe, habt mir immer mit Liebe angehangen, der ich ſo lieblos gegen euch war.“ „Die Liebe hört nimmer auf“ — erwiederte Gertrud, und drückte bei dieſen Worten Walthers Hand brünſtig an ihr Herz — „und wenn auch alles Glück und alle Herrlichkeit des Lebens zu Ende geht.“ „Kannſt du mir verzeihen, Gertrud, daß ich ſo lieblos an dir gehandelt? Ich möchte verſöhnt mit der ganzen Welt von hinnen ſcheiden, aber ich möchte vor Allem mit dir verſöhnt ſeyn.“ „Was ſoll ich meinem Walther verzeihen? ich habe dir noch nie, ſelbſt in den trübſten Stunden meines Lebens nie gezürnt; wie könnte auch die Liebe zürnen?“ Dieß ſprechend, blickte Gertrud auf zu dem Sterbenden, mit einem Auge voll Liebe, wie in jenen Stunden da ſie ſich mit dem Jünglinge Walther ſo ſelig fühlte auf der Bank vor der Hütte ihrer Eltern. In dieſem liebevollen Blicke lag für Walther eine Antwort, die ihn beruhigen konnte. Dann winkte er ſeinem Bruder Heinrich. „Bruder“ — redete er dieſen an — „wenn ich dir je lieb war im Leben, ſo nimm dich meiner verlaßenen Gertrud an, wenn ich nicht mehr im Leben ſeyn werde.“ Heinrich verſprach dem Sterbenden in die Hand, ſeinen Wunſch treu und gewißenhaft zu erfüllen. Und nun wandte ſich Walther zu dem Knaben: „komm', mein Sohn, an das Herz deines Vaters, den du erſt in der Stunde kennen gelernt haſt, wo du ihn verlieren mußt und er nicht mehr für dich ſorgen kann in dieſem Leben.“ Bei dieſen Worten trat der Graf von Habsburg näher:

„und doch, ehrwürdiger Herr, könnet ihr noch zur Stunde Sorge tragen für diesen euern Sohn; schaffet, daß er in Zukunft ein Eigenthum habe, wo er sein Haupt hinlegen kann; noch könnt ihr schalten über euer väterliches Erbe, so lange ein Athemzug in euch ist." „Ist nicht Burg Lützelhard, die sich gegenüber von Geroldseck erhebt, mein Antheil?" fragte Walther seinen Bruder. „Es ist so" entgegnete Heinrich. „So sey denn Lützelhard meines Sohnes Eigenthum, und du, mein Bruder, wirst den Knaben und seine Mutter einführen in ihr Erbtheil und sie darin schützen und schirmen. Bekräftige mir dieses Versprechen vor dem edeln Grafen von Habsburg." Heinrich legte seinem Bruder ein feierliches Gelübde ab. Dann ergriff der Bischof noch einmal die Hand des kleinen Walther; „auch du, mein Sohn, versprich mir, diesem deinem Oheime, der nun dein Vater seyn wird, Liebe und" — — — Er hatte das Wort noch nicht ausgesprochen, da sank er zurück auf das Kißen; er vollendete, während er noch seines Sohnes Hand in der seinigen hielt. Heinrich, Gertrud und Walther knieeten nieder und sprachen ein stilles Gebet; der Graf von Habsburg aber blickte gerührt auf den Entschlafenen; auch er konnte eine Thräne nicht unterdrücken.

Zwei Tage nachher wurde Bischof Walther von Geroldseck, seinem Wunsche gemäß, in der Kirche zu Donolzheim an der Seite seines Bruders Hermann beigesezt.

IV.

Falkenſtein.

Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen,
Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind.

Göthe.

I.

In den Tagen, als Gottfried von B[illegible]lon mit vielen Rittern und Herrn nach Paläſtina [illegible], um das heilige Grab wieder aus den Händen [illegible]er Ungläubigen zu erobern, befand ſich unter der Zahl derer, welche den Fahnen des Kreuzes folgten, auch ein Ritter aus dem Kinzigthale, Cuno von Stein genannt, der Ahnherr des edlen Geſchlechtes von Falkenſtein. Beim Abſchied von Hauſe hatte er zu ſeiner holden Gemahlin, Bertha von Windeck, geſagt: „Wenn ich nach Jahresfriſt nicht wieder heimkehre, dann bin ich todt und du darfſt meiner nicht länger warten.“ Nachdem er dieß geſagt, beſtieg er ſein Streitroß und ſchloß ſich der Schaar ſeiner Genoßen an.

Mit Thränen in den Augen blickte die liebende

Gattin ihrem scheidenden Ritter nach, bis sein Helmbusch hinter den dunkeln Tannen verschwand; eine innere Stimme sagte ihr, daß sie ihn lange nicht, vielleicht nie wieder sehen würde. Ihre Ahnung hatte sie auch, wenigstens was die Länge des Ausbleibens betraf, nicht getäuscht; denn bald, nachdem die Kreuzfahrer in dem ersehnten Lande angekommen waren, folgten Kämpfe auf Kämpfe, bis in die Nähe der heiligen Stadt, und jeden Fuß breit mußten die ritterlichen Streiter mit theuerem Blute von den Sarazenen erkaufen. Doch erreichten sie endlich das Ziel ihrer höchsten Wünsche, sie sahen die Zinnen von Jerusalem, und begrüßten knieend den geweihten Boden, wo einst der Heiland der Welt gelebt und gelitten hatte. Aber nicht Allen, welche am Zuge Theil genommen hatten, wurde dieses Glück zu Theil: viele sahen nur die Stadt, ohne ihre Thore betreten zu dürfen.

Unter der Zahl dieser Letzern war auch Ritter Guno von Stein; noch unter den Thoren von Jerusalem begann ein blutiger Kampf, Guno drängte sich in das Gefecht, wo es am hitzigsten war, wurde zulezt von den Feinden umzingelt und, ob er gleich stritt wie ein Löwe, mußte er doch zulezt der Uebermacht weichen und sich von den Feinden als Gefangener davon führen laßen. Ein trauriges Loos wartete des unglücklichen Ritters unter den ergrimmten Sarazenen, die den Verluſt der heiligen Stadt, der bald darauf durch Gottfried von Bouillon erfolgt war, an jedem Gefangenen zu rächen suchten. Er wurde

als Sklave verkauft und in das Innere des Landes fortgeschleppt, wo er, gleich dem Zugvieh an das Joch des Pfluges gespannt, unter den Peitschenhieben des unbarmherzigen Treibers das Feld umackern mußte. Hätte Frau Bertha, Gunos liebende Gemahlin, dieß gewußt, gewiß wäre sie vor Jammer vergangen, sie, der es schon den bittersten Kummer verursachte, daß sie ihren Theueren ferne wußte und keine Kunde von seinem Schicksale erhielt.

Schon war ein Jahr so dahingegangen, dem Ritter in den peinlichsten Qualen der Knechtschaft, seiner Gemahlin im Schmerze der Sehnsucht nach dem Entfernten. Eines Abends — Guno hatte eben sein Tagewerk vollendet, wie ein Vieh, das man aus dem Pfluge spannt und dem Stalle zutreibt, — wurde er mit noch andern Genoßen seines Unglücks nach Hause geführt um hier auszuruhen und für die Mühen des folgenden Tages wieder Kräfte zu sammeln. Aber der Ritter von Stein fand keine Ruhe; seine Gedanken schweiften hinüber in die ferne Heimath; er dachte der geliebten Gattin, und wie jezt gerade ein Jahr verfloßen wäre, seit er' sie verlaßen und das Wort gesprochen hatte: „wenn ich nach Jahresfrist nicht wiederkehre, darfst du meiner nimmer harren." Eine unendliche Sehnsucht, die Heimath und das geliebte Weib wieder zu sehen, befiel ihn bei diesen Gedanken. „Ach! daß ich fliegen könnte über Länder und Meere" — rief er oft aus — „um nur auf wenige Augenblicke Vaterland und Gattin wieder zu sehen, gerne wollte ich dann wieder zurückkehren in

das traurige Loos der Knechtschaft, worin ich täglich schmachte!" Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, da stand vor seinem Strohlager, auf das er sich eben ermüdet hingeworfen hatte, eine Gestalt, deren Gesichtszüge er zwar in der Dämmerung nicht zu unterscheiden vermochte, aber deutlich vernahm er Worte, die sonderbar in seinen Ohren tönten.

„Herr Ritter im Pfluge" — redete ihn die Erscheinung an — „ist eure Sehnsucht nach Heimath und Gattin gar so heiß, so läßt sich leicht helfen." „Wer bist du, unheimliches Wesen?" — rief Cuno, indem er sich aufrichtete, die Augen rieb und der Gestalt unerschrocken ins Antlitz schaute. Ein Gesicht mit widrigen Zügen grinzte ihn an, eben so widrig, als die Stimme des unbekannten Wesens. „Euer guter Freund bin ich," — antwortete die Gestalt — „der wegen nichts Anderem hier ist, als um euch zu befreien aus eurer betrübten Lage und wieder zurückzuführen in die Arme eures Weibes die sehnsüchtig eurer harrt; aber sputet euch; wer weiß, wie lange sie noch frei seyn wird, sintemal sie noch in hoher Jugend und Blüthe steht. Wollt ihr euch meiner Führung anvertrauen, so ist euch Nichts als Entschloßenheit von Nöthen." „Sag' an," — fragte der Ritter — „was soll ich thun, wie willst du mich nach Hause bringen, und in wieviel Zeit?" „Herr Ritter" — lachte der Unbekannte — „bei uns rechnet man nicht nach Tagen; gebietet vielmehr, in wieviel Stunden ich euch hinführen solle, und euer Wunsch soll erfüllt werden."

Guno von Stein beſann ſich eine Weile; nicht ohne einiges Grauen betrachtete er die lange, hagere Geſtalt des Mannes, der vor ihm ſtand und es ſchien ihm Anfangs nicht gerathen, ſich deßen Führung anzuvertrauen. „Wollt ihr, oder wollt ihr nicht?“ — fragte dieſer jezt ungeduldig — „euch geſchieht ja der Dienſt, nicht mir; bedenket nur eure ſchreckliche Lage, in der ihr noch lange ſchmachten könnt, bedenket das Glück des Wiederſehens eurer Gemahlin, die jezt noch, aber ſpäter vielleicht nimmer, eurer wartet; ja oder nein; ich muß es wißen.“ Die lezten Worte des Mannes brachten unſern Ritter zum Entſchluße. „Ich will mich dir anvertrauen, unheimliches Weſen,“ rief Guno, aber man ſah wohl, daß ihm das Wort ſchwer vom Munde ging, „bringe mich dahin, wohin mein Herz ſich ſehnt, und zwar ſo ſchnell als möglich.“ „Alſo wären wir ſo weit im Reinen“ — verſezte der Unbekannte — „aber, während ich da verſpreche euch einen Dienſt zu leiſten, haben wir die Bedingung vergeßen, die ihr mir dagegen zu leiſten habt, und dieſe beſteht, damit ich's euch kurz ſage, darin: daß ihr mir verſprechet, von nun an mein Eigenmann zu ſeyn mit Leib und Seele, im Falle ihr, während ich euch in die Heimath führe, in Schlaf verfallet; bleibet ihr aber während dieſer Zeit und bis zur Ankunft daſelbſt wachend, ſo ſeyd ihr eures Verſprechens quitt und ich erhalte Nichts dafür, daß ich euch tauſend Stunden weit fortgebracht habe.“ „Es ſey;“ — verſezte Guno — „aber, ehe die Sonne hinter den Bergen

hervortaucht, will ich in der Heimath seyn, denn du rechnest ja, wie du selbst sagst, nicht nach Tagen, sondern nur nach Stunden; nimm mein Wort, ich folge dir." „Euer Wort in Ehren," — sagte der hagere Mann, — „aber bei jedem Pakte muß eine Unterschrift seyn, es ist dieß eine nöthige Form für Leben und Sterben." „So traust du also meinem ritterlichen Worte nicht?" — rief Cuno von Stein unwillig, — „ich habe es noch nie in meinem Leben gebrochen." „Hm," — entgegnete der hagere Mann — „das glaube ich zwar wohl, aber man geht halt doch sicherer, wenn man schwarz auf weiß, oder, wie ich's lieber habe, roth auf weiß besitzt." Mit diesen Worten zog er einen Pergamentstreifen und eine Feder hervor, und hielt Beides dem Ritter hin. Dieser wieß das Angebotene lange von sich, und besonders, als der Unheimliche mit der Feder eines seiner Blutgeschwüre, die ihm die Peitsche des Treibers an der Hand geschlagen hatte, aufritzte und die Feder in das Blut tauchte, da befiel ihn ein heftiger Schauer. „Man muß sich zu helfen wißen, wenn man keine Tinte hat," sagte scheinbar ziemlich gleichgültig der Hagere, bot aber gleich darauf allen Künsten der Ueberredung auf, um den Ritter zum Unterschreiben seines Namens zu vermögen. Zitternd ergrif Cuno endlich die Feder und schrieb auf das Pergament das Zeichen seines Namens, wie er es gewöhnlich zu machen pflegte. Schnell nahm der Mann den Pergamentstreifen wieder zur Hand, und verbarg ihn unter den Falten eines weiten Mantels,

der ſeinen ganzen Körper bis zu den Füßen hinab umhüllte. „Friſch auf! Herr Ritter" — rief er mit höhniſchem Lachen — „ohne Furcht das Roß beſtiegen, das euch in wenigen Stunden an Ort und Stelle bringen wird."

2.

Dieß geſagt, war der Unbekannte verſchwunden, aber an ſeiner Stelle ſtand ein Löwe mit wallender Mähne, nicht wild ausſehend wie einer, der blutgierig aus Syriens Wälder hervorbricht, ſondern wie einer, der ſeine Natur gänzlich verlernt hat und koſend ſeinem Meiſter ſich zu Füßen ſchmiegt. Gehorſam beugte er ſeinen Rücken vor dem Ritter, und es war, als ob er zu ihm ſagen wollte: „vertraue dich kühn meinem Nacken an, ich will dich ſicher an Ort und Stelle bringen." Guno ließ ſich nicht lange vergebens durch den freundlichen Blick des Thieres mahnen; voll Zuverſicht ſchwang er ſich auf den Rücken des ſeltſamen, langbehaarten Roßes und es däuchte ihm, als ob er nie ſicherer und bequemer in einem Sattel geſeßen hätte.

Sobald der Löwe ſeinen Reiter auf dem Rücken fühlte, erhob er ſich wie geflügelt in die Lüfte und im Nu war unter ihnen der Ort verſchwunden, wo Guno bisher, gleich einem Laſtthiere, gequält worden war. Pfeilſchnell ging es dahin über Berge und Meere und in Kurzem war dem Ritter nicht mehr bange auf dem ungewöhnlichen Reitgaule, feſt ſchloß er ſeine Füße um die weichen Lenden des Löwen,

berührte, fiel der Pergamentstreifen vor ihm nieder, auf den er seinen Namen unterschrieben hatte, das Pergament war durch und durch zerrißen. Zu gleicher Zeit erhob sich eine schreckliche Windsbraut, daß die Zinnen der Burg zitterten, ihre Thürme wankten und der Felsen bis in seine Tiefen erbebte. Der Sturm dauerte so lange, bis die Sonne hinter den Bergen heraufstieg. Der Ritter blickte auf, oben auf der Spitze des höchsten Thurmes saß der Falke und die ersten Strahlen der Sonne vergoldeten sein blendend weißes Gefieder. Da streckte Guno seine Hände aus und winkte dem Falken, der sein Retter geworden war, seinen Dank zu, bis der Vogel verschwand, als die Sonne über den Thälern strahlte; sein Herz aber richtete sich im stillen Dankgebete empor zu demjenigen, der den Falken zur Rettung seiner Seele gesandt hatte. Und nun eilte er hinein in die Burg zum frohen Wiedersehen der geliebten Gattin, die den Langersehnten freudig in ihre Arme schloß.

Zum Andenken an seine Rettung aber nahm Ritter Guno von Stein von nun an den Falken in sein Wappen auf und nannte seine Burg und sein Geschlecht nach ihm „Falkenstein."

V.

Die neue Weibertreue.

Es blickt der Treue Schimmer
Nicht blos von Weinsbergs Höh'n
Wo noch die alten Trümmer
Der Weibertreue ſtehn;
Nicht an der Burgen Reſte
Iſt dieſe Treu' gebannt:
Sie lebt im Herzen feſte
Den Frau'n vom deutſchen Land.

1.

Deutſchlands ritterlicher Kaiſer, Maximilian der Erſte, begeiſtert für den ſchönen Gedanken, die ſchon damals beinahe verlorene deutſche Einheit zu ihrer alten Kraft zurückzuführen, wollte auch die ſchweizeriſche Eidgenoßenſchaft wieder in den alten Reichsverband zurückbringen. Allein ſeine freundſchaftlichſten Mahnungen, der ſtammverwandten deutſchen Brüder nicht ganz zu vergeßen, gleich andern Ständen des Reiches den Reichsverſammlungen beizuwohnen und deren Beſchlüßen Ehrfurcht zu erweiſen, wurden von dieſer Seite ſtets hartnäckig zurückgewieſen. Dadurch trat eine Spannung zwiſchen dem Kaiſer und den Eidgenoßen ein, und dieſe verwandelte ſich

in offene Feindseligkeit, als Letzere, zum Nachtheile der Stadt Constanz, die sich dem Reiche stets so treu erwiesen hatte, auf der Abtretung des Thurgauischen Landgerichtes beharrten. Alle gütlichen Vermittelungen zerschlugen sich, bis endlich der Kaiser entschieden auftrat, die Eidgenoßen den Reichsständen als Abtrünnige, als Verächter aller Reichsgesetze und als Feinde der, durch Alter und Herkommen geheiligten Rechte, besonders aber als Feinde des Adels schilderte.

So sahen die Eidgenoßen bald, was sie demnächst zu erwarten hätten. Sie beschloßen daher schon im Jahre 1477 ihre Gränzen mit Wachen zu versehen, um den Thurgau vor feindlichen Eingriffen zu schützen; doch verzog sich der Ausbruch des Ungewitters noch bis zum Jahre 1499. Da erschien der Kaiser am See; er hielt einen Reichstag in der Stadt Constanz, ermahnte alle Stände zum Kriege gegen die Eidgenoßen und diese Ermahnung blieb nicht ohne Erfolg, denn von nun an eilten aus allen Gegenden Deutschlands Aufgebote und Zugänge an den obern Rhein und Bodensee. Die Feindseligkeiten begannen zu gleicher Zeit auf beiden Seiten. Im obern Rheinthale und in Bündten entbrannte das Kriegsfeuer zuerst und zog sich innerhalb weniger Monde längs des Stromes von Rheineck bis nach Basel. Für die Schwaben fielen die ersten Kriegsunternehmungen nicht günstig aus; ein Heer von 10,000 Mann, das sich bei Hardt und St. Höchst zusammengezogen hatte, erlitt von den Eidgenoßen eine blutige Niederlage, indem beinahe die Hälfte

deſſelben auf dem Wahlplatze blieb. Dieſes Ereigniß war hinreichend, um die Eidgenoßen zu überzeugen, wie wenig Muth und Ordnung das Kriegsvolk des ſchwäbiſchen Bundes ihnen entgegenzuſetzen vermöge; voll Uebermuth und Siegesfreude beſchloßen ſie daher, ihre Feinde in deren eigenem Gebiete heimzuſuchen. Dieſer erſte Beſuch galt dem Höhgau, dem nächſten Gränzlande der Eidgenoßen am Rheine und Unterſee, denn die Bürger von Schafſhauſen, Stein und Dießenhofen hatten bei der Tagſatzung von Zürich geklagt, wie die Schwäbiſchen ſie mit Schmähungen verfolgten, ihre Brunnen zerſtörten und ihre Aecker, Weinberge und Höfe beſchädigten. Ungefähr 12,000 Eidgenoßen ſezten bei Dießenhofen über den Rhein und ergoßen ſich über den Höhgau um die erlittene Unbill zu rächen: eine Flamme, welche bald darauf aus dem Dorfe Gailingen emporſtieg, war das erſte Zeichen von der Ankunft der Eidgenoßen.

Die Ritterſchaft am See hielt es für gerathener, nicht offen gegen die Feinde auszuziehen, ſondern ſich auf ihren Burgen zu verſchanzen und ruhig zuzuwarten, bis ſie genöthigt würden das Schwerdt zu ziehen. Die Eidgenoßen, welche ihrerſeits nirgends ernſtlichen Widerſtand fanden, zogen daher immer weiter landeinwärts; von Ramſen, wo ihr Sammelplatz geweſen war und das ſie zum Abſchiede noch anzündeten, ging ihr Weg gen Rielaſingen, und weiter, über Randeck, der Reihe nach gegen die Burgen des Höhgau, an denen ſie ihren Muth zu kühlen ſuchten. Von manchem Dorfe, von mancher Burg

stiegen zerstörende Rauchsäulen auf, nur die steilen Felsenschlösser Hohenhöwen, Mägdberg, Krähen, Twiel, und die nächste Nachbarin des letztern, Roseneck, waren noch verschont geblieben. Hier saß mit ihrem Söhnchen Ottmar einsam und allein die edle und tugendhafte Frau Bertha von Roseneck, denn ihr Gemahl, Hans von Roseneck war, wie er oft zu thun pflegte, abwesend in der nahen Stadt Radolphszell. Sehnsüchtig stieg sie auf den Söller der Burg und wollte sehen, ob nicht ihr Eheherr des Weges nach Hause käme, aber statt deßen sah sie nur die brennenden Häuser des nahen Dorfes Ramsen vor sich; bald darauf hörte sie auch das wilde Geschrei der Eidgenoßen, die in dem Dorfe ihrer Hintersaßen, Rielasingen einzogen und die Häuser stürmten und plünderten; ja, sie mußte mit eigenen Augen sehen, wie die Beutebeladenen Feuerbrände in Häuser und Scheunen warfen, so daß sie hell aufloderten und ihr Rauch und Qualm bis zu den Zinnen der Burg Roseneck emporwallte. Voll Entsetzen und Beben stieg Frau Bertha wieder herab von dem Söller und ließ Anstalten zur Vertheidigung der Burg treffen, denn wohl mochte sie ahnen, daß die Eidgenoßen auch diese nicht verschonen würden, nachdem sie einmal im Dorfe sich mit Sengen und Brennen gesättigt hätten.

Als das Hauptthor mit starkem Riegel verwahrt und alle Seiten der Burg hinreichend mit Wachen versehen waren, verschloß sich die Edelfrau mit ihrem Söhnlein in das einsamste Gemach, und betete knieend

um Abwendung der Gefahr zu Dem, der kräftiger schützt mit seinem Arme, als Thor und Riegel es vermögen, und ohne deßen Willen den Seinen kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden kann.. Und ihr Gebet ward auch erhört, denn bald kam die Kunde, daß die Eidgenoßen den Bann von Rielasingen bereits überschritten hätten, sie überzeugte sich auch selbst von ihrem Abzuge, indem nicht lange nachher von dem nahen Randeck herüber Rauchsäulen in die Luft wirbelten, die deutlich genug anzeigten, daß die Raubhorden auch dieser Burg ihren Gruß schon entboten hatten. War aber gleichwohl die Gefahr von der Burg abgewendet, so zog jezt wieder eine andere Sorge in Bertha's Seele ein, die Sorge um den abwesenden Gemahl, und sie hatte alle Ursache, unter solchen Verhältnißen besorgt um ihn zu seyn, war doch die ganze Strecke von der Burg bis hinab gen Radolphszell durch die streifenden Kriegsvölker unsicher geworden.

Während Frau Bertha so um ihren Gemahl trauerte und bekümmert war, saß Hans von Roseneck wohlgemuth bei Spiel und Zechgelage in der Krone zu Radolphszell, uneingedenk der schweren Zeitläufe, und wie gerade jezt Weib und Kind zu Hause in der größten Gefahr schweben könnten. Wohl wußte er, daß die Eidgenoßen mit großer Macht über den Rhein gezogen wären, aber er schien vergeßen zu haben, daß gerade er immer einer der Ersten gewesen, wenn es darauf ankam, die Schweizer zu verhöhnen, und daß er in Gemeinschaft mit Burkhard von Randeck

denen zu Dießenhofen ihren Brunnen zerstört und ein todtes Kalb hineingeworfen hatte. Es war daher zu vermuthen, daß sie bei Gelegenheit auf ihn und sein Besitzthum ihr besonderes Augenmerk richten würden. Deßen gedachte er aber nicht, denn er saß gerade in Mitten seiner frechen Gesellen, die ihn über Spiel und fortwährendem Zuspruche zu keinerlei vernünftiger Besinnung kommen ließen. Zwar hatte Ritter Hans sich schon einige Male von seinen Kumpanen trennen wollen, um heimzureiten, aber immer hatten sie ihn wieder zurückgehalten, bis jezt endlich ein Anderer ins Mittel trat und ihm von der saubern Brüderschaft loshalf.

Schon seit einigen Stunden hatte ein Unbekannter seinen Platz in der Nähe der Spiel- und Zechbrüder gewählt, ohne an ihrem Treiben Theil zu nehmen; es war ein blutjunger Geselle mit vollem Gesichte und frischer Farbe, breit über die Brust und von untersetzter, kräftiger Statur; sein Reiterwamms und Hosen waren schwarz und weiß aufgeschlizt, sein gestuztes, dunkelbraunes Haar deckte ein Barett von schwarzem Sammt mit einer großen Feder, die war weiß und schwarz und stand straks über sich, und wohl erkannte man in dieser Farbe Einen von den Leuten des Marggrafen von Brandenburg, der Tags zuvor aus Frankenland heraufgezogen war und mit seinen Mannen das Quartier in Radolphzell genommen hatte. Dieser nun trat hinzu und „Vetter" — sprach er, indem er sich gegen Hans von Roseneck wendete, — „mich verlangt, eure Ebeliebste, meine liebwerthe

Baſe, Frau Bertha von Adelsheim zu ſehen, darum gebt jezt eurer Kumpanſchaft Valet, ſintemal euer Weib und Kind euch in dieſer Stunde nöthiger haben als dieſe da.“ Hans von Roſeneck antwortete Nichts, aber er rückte den Stuhl, um aufzuſtehen. „So wollt ihr euch alſo dem Worte dieſes jungen Fants fügen?“ rief einer der Zechbrüder, und zog den Freiherrn wieder auf den Stuhl zurück, — aber ſchnell hatte der Markgräfliche ſeine Hände zwiſchen Beiden; mit der rechten ſtieß er den, der eben geſprochen, ſo derb auf die Bruſt, daß er rücklings über den Stuhl herab plumpte, und mit der linken faßte er den Roſenecker kräftig beim Wamms und zog ihn vom Tiſche, um mit ihm abzugehen. Verwundert ſaßen die übrigen Zechbrüder da und blickten, ohne eine Sylbe zu reden, nur auf den kühnen Jüngling. Aber ein Anderer, der bisher dem ganzen Handel ſtumm zugeſehen hatte, nahm jezt das Wort. Es war Heinrich Schlatter, der Wirth zur goldenen Krone, weiland Bürger zu Schaffhauſen, der den Schwaben nur in ſo weit freundlich geſinnt war, als er Gelegenheit hatte, ihnen durch Zuſpruch mit ſeinen Schöpplein gelben Bergweines die Säckel leichter zu machen, oder den adeligen Herrn der Umgegend durch erſchlichene Verſchreibungen von ihren Gilten und Gütern zu heifen. „Haltet, edler Herr“ — rief dieſer, als Hans von Roſeneck dem jungen Unbekannten willig zur Thüre folgte — „euer Pferd iſt noch nicht geſattelt, und es kommt auch nicht aus dem Stalle heraus, bis wir zuvor mit einander im

Reinen ſind: ſchaut her auf dieſe Tafel und leſet.“ Mit dieſen Worten hielt er dem Freiherrn ein ganz überſchriebenes Täfelchen vor das Geſicht, und Lezterer ſah nun mit Verwunderung ſein Schuldregiſter, das ſich in den drei Tagen, die er in der Krone zu Radolphszell zugebracht hatte, bis auf drei Goldgulden geſteigert hatte. „Ihr ſollt erhalten, was ich euch ſchulde,“ ſagte der von Roſeneck in jenem herabgeſtimmten Tone, den diejenigen anzuſchlagen pflegen, denen beim Zahlen der Zechen im Wirthshauſe der Muth entfallen iſt, und raunte dabei dem Wirthe einige Worte heimlich ins Ohr. Dieſer verſtand den Freiherrn ſogleich, ſchnell hatte er Dinte, Pergament und Feder geholt, flugs war der kleine Pergamentſtreifen von des Wirthes Hand überſchrieben und es fehlte nur noch Unterſchrift und Sigill zu einer förmlichen Verſchreibung, worin Hans von Roſeneck dem ehrenwerthen Heinrich Schlatter wegen Trank und Abzug für Mann und Roß innerhalb drei Tagen, ſowie für Azung ſeiner drei Geſellen all ſeine Faſtnachtshühner, ſo ihm von Rietheim gebühren, auf ewige Zeiten überließ.

Eben wollte der Ritter unterzeichnen, aber der Marggräfliche hatte auch in das Pergament geſchaut, raſch zog er es unter den Händen des Roſeneckers weg, griff in ſeinen Geldſäckel und warf dem Wirthe zur Krone drei Goldgülden, worauf der Brandenburgiſche Adler prangte, auf dem Tiſch. „Da nehmt“ — ſprach er höhniſch — „ihr ſeyd ein feiner Mann und redet nicht umſonſt die Sprache der

Kuhmelker; wohl heißt es auch von euch: kein Kreuzer, kein Schweizer; eure Pratiken gegen meinen Vetter habe ich erkannt und wäre wohl gewillt, euch mit einer andern Münze zu bezahlen, die nicht auf dem Tiſche klingelt, aber deſto kräftiger um die Ohren ſauſt, dieweil ihr euch nicht ſchämet, mit einem Manne von Adel alſo zu verfahren." Heinrich Schlatter nahm das Geld vom Tiſche und ließ das Schimpfwort des Junkers unerwiedert, denn er hatte geſehen, wie der junge Mann den Zechbruder ſo derb vom Stuhle geſtoßen hatte; vielmehr begleitete er unter vielen Bücklingen die Beiden bis zur Thüre, froh, daß er wenigſtens des einen der Gäſte los geworden war, den er nicht dem Namen nach kannte, aber aus ſeinem adeligen und kräftigen Weſen zu ſchließen, für nichts Gewöhnliches halten konnte.

2.

Der Wirth zur goldenen Krone hatte ſich in ſeiner Vermuthung über den Unbekannten keineswegs geirrt, es war in der That ein Mann, wie man ſie damals nicht überall und alle Tage ſah, kein anderer, als Junker Göz von Berlichingen aus dem Jaxthale im Frankenlande. Gerade zu der Zeit, als das Aufgebot des Kaiſers zum Kriege gegen die Eidgenoßen an die Stände des Reiches erging, war er hinauf an den Hof des Marggrafen Friedrich von Onolzbach geritten, und ſchon nach wenigen Tagen ſeines Aufenthaltes daſelbſt hatte ſich der ſiebzehnjährige Jüngling entſchloßen, den Zug an den Bodenſee

mitzumachen, wozu sich der Marggraf eben damals aus allen Kräften rüstete. War ihm doch das Land, wohin er zog, nicht unbekannt, denn schon vor vier Jahren, als der Reichstag zu Lindau abgehalten wurde, hatte er an den schönen Ufern des See's verweilt, und seinen Vetter Conrad, der als Abgeordneter der fränkischen Ritterschaft der Versammlung beiwohnte und hier starb, von da in sein Erbbegräbniß nach Kloster Schönthal begleitet. Dießmal dünkte ihn die Fahrt desto angenehmer, da es in den Krieg ging, und dieß war ihm ja schon in der Schule zu Niedernhall als zwölfjährigem Knaben lieber gewesen, als Lesen, Schreiben und Psalmenlernen. Anders aber dachten seine Mutter und Schwester zu Jaxthausen, denen er zuvor noch Lebewohl sagte, ehe er an den See zog. Es war ein herber Abschied, besonders für die Mutter, aber es konnte ihr nicht unerwartet kommen, denn oft hatte sie schon gesehen, wie das liebe Söhnlein mißmuthig hinter der Ofenbank saß, und über das müßige Daliegen in der Burg der Väter klagte, wo er über Nichts zu befehlen hatte, als über ein Paar alte Jagdrüden und kein anderes Ziel vor seiner Armbrust stand, als die Hasen, Hirsche und Rehe des nahen Harthäuser Forstes. Doch tröstete sich die Mutter einigermaßen, weil er gerade in die Gegend des Bodensees zog, denn dort hatte sie eine liebe Base, die Tochter ihr einzigen Schwester, welche an einen Ritter von Adelsheim vermählt war. Wir kennen diese Verwandte schon aus dem Vorhergegangenen,

es iſt die edle Freifrau von Roſeneck, eine geborene von Adelsheim. An dieſe richtete nun die beſorgte Mutter ein Briefchen, worin ſie den wilden und kriegsfreudigen Junker ihrer Sorge und Obhut empfahl, und übergab es dem Scheidenden, der ſich jezt ohne Zögern dem Zuge des Marggrafen anſchloß, in deßen beſondern Dienſt er aufgenommen worden war.

Schnell ging die Fahrt von Statten; als ſie durch das Württemberger Land kamen, ſchloß ſich der ritterliche Herzog Ulrich in eigener Perſon mit zahlreicher Mannſchaft dem Zuge des Marggrafen an und blieb mit ihm vereinigt, bis ſie in das alte Städtchen Engen kamen; allda nahmen die Württemberger ihr Quartier, während die Marggräflichen nach Zell zogen und ſich theils dorthin, theils in die Dörfer und Schlößer der nächſten Umgegend verlegten.

Sobald Götz von Berlichingen im Gefolge des Marggrafen zu Zell ankam, war es ſein erſtes Geſchäft, ſich nach der Gegend, wo ſeine Baſe wohnte, zu erkundigen. Man zeigte ihm die Herberge zur Krone mit der luſtigen Weiſung, daß er dort den beſten Führer zur Wohnung ſeiner Verwandtin, nämlich den Ritter von Roſeneck in eigener Perſon treffen könne, der wohl um des neu ankommenden Vetters willen ſchon bei drei Tagen allda verweile. Wirklich fand er Alles, wie man ihm geſagt hatte, aber das erſte Zuſammentreffen mit ſeinem Verwandten war eben nicht das angenehmſte, wie wir ſchon oben geſehen haben; ein freudigeres war das erſte Kennenlernen ſeiner Baſe.

Auch der Freiherr, der sich indeßen behaglich auf seinem Lehnstuhle niedergelaßen hatte, nickte schlaftrunken mit dem Haupte und gab so stillschweigend das Zeichen, die Unterhaltung abzubrechen und sich zur Ruhe, deren er besonders bedürftig war, anzuschicken.

3.

Durch eine wunderbare Fügung Gottes war Burg Roseneck beim ersten Zuge der Eidgenoßen über den Rhein verschont geblieben, aber bald sollte auch ihr das gleiche Loos werden, wie den andern Burgen des Höhgau. Die Züricher hatten denen von Stein und Dießenhofen den Weg gebahnt, und Lezztere besonders hatten alle Schmach an ihrem Nachbar Hans von Roseneck zu rächen; es durfte also nur die gelegene Zeit kommen, so folgten sie dem Beispiele der Züricher, die mit großer Beute aus den Burgen heimgekehrt waren. Der Abzug der Eidgenoßen hatte den Freiherrn von Roseneck sicher gemacht; wohl mahnte die Burgfrau, eingedenk der lezten Ereigniße in der Nähe, ihren Gemahl, auf seiner Hut zu seyn, Junker Götz selbst stimmte ihren Besorgnißen bei, allein Hans blieb fortwährend unbekümmert, ritt nach wie vor auf seine Jagd, deren Gebiet sich bis unmittelbar vor die feindlichen Ortschaften hinzog, wo er, Angesichts der Städter, sein Roß tummelte, nach Hirschen und Rehen stöberte und sie lachend vor ihren Augen wegschoß.

Es war am zweiten Tage nach Götzens Ankunft

auf Roſeneck, daß der Freiherr wieder auf die Jagd zog, vergebens ſuchte er ſeinen Gaſt zur Mitfolge zu bewegen, dieſer wendete vor, daß er durch den Ritt aus Frankenland bis hieher noch allzu ermüdet wäre, als daß er ſich dieſer neuen Anſtrengung ſchon wieder unterziehen könnte. Da ſprach Hans von Roſeneck, erbittert über des Junkers Weigerung, in herriſchem Tone zu ſeiner Gemahlin: „nun denn, ſo muß der kleine Ottmar mit, damit ich nicht allein reiten darf.“ „Lieber zu jeder andern Zeit, mein Gemahl“ — bat die Burgfrau — „ſehet doch nur, wie kalt und rauh es iſt, Wald und Feld ſind ja noch mit Schnee bedeckt.“ Allein der Freiherr, der von ſeiner Gemahlin nie Widerſpruch, ſondern nur unbedingten Gehorſam gewöhnt war, erwiederte auf Bertha's Bitte, die immer flehentlicher wurde, weiter Nichts, als: „er ſoll und muß mit, der Knabe, und darf des Schnee's und Wetters nicht achten!“ „So laßt euch doch erbitten, mein Gemahl“ — fuhr Bertha ängſtlich flehend fort, indem ſie des Freiherrn Hände faßte — „laßt mir nur heute den Knaben hier; nicht wegen der ſtrengen Witterung bitte ich für ihn, ſondern ein ſchwerer Traum hat mich geängſtigt,“ — ich ſah unſere Burg in Flammen und oben auf der Zinne ſtand der kleine Ottmar und ſtreckte hilferufend ſeine Händchen nach mir aus, ich aber ſtand unten und konnte ihm nicht helfen; da ſtürzte ſich das Kind über die Zinnen und ich ſah es nimmer.“ „Was Träume!“ — rief Hans von Roſeneck höhniſch lachend — „die können nur Weiber ſchrecken; es iſt

mein letztes Wort, der Knabe muß mit.“ Vergebens trat auch Götz von Berlichingen ins Mittel, es wurde ihm dießmal nicht so leicht, auf den Freiherrn zu wirken, als damals in der Krone zu Zell, wo der Wein denselben schon willenloser gemacht hatte, vergebens bat er ihn, die flehentliche Bitte der Gattin zu erfüllen; er mußte schweigen, denn bald wäre es dahin gekommen, daß der derbe Ritter die Rechte der Gastfreundschaft durch bittere und beleidigende Worte an seinem Vetter verletzt hätte.

Schon standen die Roße für ihn und den kleinen Ottmar bereit; letztern hielt die Mutter in ihren Armen; er weinte, als er ihre Thränen fließen sah, ihr Flehen und Klagen mit anhörte. Mit zornigem Blicke riß der Freiherr das Kind, welches sich immer fester an die Mutter anschmiegte, aus ihren Armen und gab es dem Diener. Unter einem Strome von Thränen küßte Bertha ihr Söhnchen und trennte sich voll Schmerz von ihm; sie sprach kein Wort, denn sie sah das rollende Auge ihres Gemahls und befürchtete eine Mißhandlung, wie er sie ihr nicht selten angedeihen ließ. Mit einem Blicke des Schmerzes auf ihren Gemahl, der einen Stein hätte erweichen mögen, aber dennoch die Eisrinde seines Herzens nicht zu sprengen vermochte, entfernte sich die Burgfrau schnell, um im einsamen Gemache ihren Thränen freien Lauf zu laßen. Als sie aber die Hufschläge der Roße hörte, welche über die Zugbrücke trabten, da konnte sie sich nicht länger mehr halten, sie stieg auf den Söller der Burg, um nach den Scheidenden

zu ſehen, und es däuchte ihr, daß der kleine Ottmar die Händchen noch einmal nach ihr ausſtrecke, um auf lange Zeit Abſchied zu nehmen. Auch ſie breitete die Arme klagend nach dem Kleinen aus, denn bald war der Liebling ihres Herzens ferne, und eine ſchwere Ahnung ſagte ihr, daß ſie lange von ihm getrennt ſeyn würde.

Des Freiherrn Jagdzug richtete ſich geradeaus der Stadt Stein zu; ſein Ziel war die waldige Bergſpitze, wo jezt das Wächterhäuschen Wolkenſtein ſich erhebt. Die erſte Beute war reich an Hirſchen und Rehen, die in Menge den Geſchoßen der Jäger erlagen. Der genannte Punkt war die Marke des ſtädtiſchen und freiherrlichen Jagdgebietes, ſchon waren ſie unter dieſer Höhe angekommen — vor ihnen her immer der Trieb der Thiere. „Haltet an, gnädiger Herr“ — rief ein alter Jäger, der das Roß führte, worauf Ottmar feſtgebunden ſaß — „haltet, wir haben Wolkenſtein umritten und befinden uns auf Steiner Gebiet.“ „Was Markung und Bann!“ — lachte der Freiherr — „der Waidmann nimmt das nicht ſo genau;“ dabei ſtieß er in ſein Horn und mahnte die Jäger, ihm zu folgen. „Ich bitte euch um Gotteswillen, rief der Jäger noch einmal, ſehet ihr nicht dort von der Straße her das Geflimmer und Glizern? es iſt ein reiſiger Zug, es ſind Eidgenoßen.“ „Schweig', und folge“ — rief der Ritter — „ziele lieber nach den ſchönen Hirſchen, die dort treiben, ſie ſind nicht für Schweizer Bauern; ſpannt die Armbruſt, nieder mit dem Wilde, vor

ihren Augen weg! was kümmern uns die Lümmel.“ Noch einmal ſtieß er kräftig ins Horn; ſeine Bolze waren die erſten, die flogen, das Wild ſtürzte rechts und links; aber indeſſen war das Glizern und Flimmern ſchnell näher gekommen, Roße trabten heran und ein dichter Haufe Eidgenoßen aus Stein war nur noch durch eine kleine Strecke von den Jägern getrennt. Eine kräftige Stimme tönte herüber, es war die des ſchweizeriſchen Anführers; „Halt! hier Steiner Grund und Boden; ergebt euch, edler Wilddieb!“ Im erſten Augenblicke ſtuzte Hans von Roſeneck, aber bald legte er aufs Neue den Bolzen auf und ein kräftiger Schuß von der Armbruſt war die Antwort auf des Eidgenoßen Ruf. Das war das Zeichen zum blutigen Gefechte zwiſchen den Roſeneckern und Steiner Bürgern; von der Armbruſt kam es bald zum Schwerdte, der Freiherr drang hitzig vor, nicht gedenkend des Kindes, das in geringer Entfernung hielt, nicht, daß er ja doch in kurzer Zeit der Uebermacht weichen müßte, da Zehn gegen Hunderte ſtanden. Bald ſah er nur noch wenige der Seinigen neben ſich, dennoch ließ er nicht ab vom Kampfe, bis er aus vielen Wunden blutete und rings von Feinden eingeſchloßen war. Da gedachte er endlich ſeines Kindes, er hieb ſich rückwärts eine Gaße bis zu der Stelle, wo der Führer mit demſelben bisher gehalten hatte, aber er fand weder den Knaben, noch den alten Diener, dem derſelbe zur Hut war anvertraut worden. Wohl hatte Lezterer beim Beginne des Gefechts ſeinen gefährlichen Standpunkt

verlaßen und Ottmarn zu retten geſucht, allein die Eidgenoßen waren ſchon zu nahe gekommen, als daß er unbemerkt von ihnen mit ſeinem kleinen Schützling hätte davon eilen können. Während er mit aller Macht ſein Pferd antrieb, um die Burg noch zu erreichen, hatte ſich eine Abtheilung der Feinde von den Uebrigen getrennt und folgte den Fliehenden nach. Schon hatten dieſe die Burg vor ſich und ſtanden auf dem Banne von Rielaſingen, da ſtürzte des Knabes Pferd, und trotz der verzweifeltſten Gegenwehr mußte der alte Jäger, von einem betäubenden Hiebe auf den Kopf getroffen, ſich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Die Eidgenoßen nahmen den Knaben ſammt dem Pferde, worauf er ritt, in ihre Mitte und kehrten, zufrieden mit der Beute, nach Stein zurück, denn ſie hatten ja den Sohn ihres Todtfeindes in ihrer Gewalt. Eine andere Abtheilung verfolgte indeſſen den Freiherrn von Roſeneck, dem es gelungen war, ſich durchzuhauen. Mit ſchweißtriefendem Roße, wie ein von Hunden gehezter Eber, jagte er ſeiner Burg zu und kam an der Zugbrücke an; ſchnell hätte der Thürmer, der Alles von ferne geſehen, dieſe herabgelaßen und das Thor geöffnet. Zu gleicher Zeit, während Hans von Roſeneck es kaum vermochte, mit ſeinem ermüdeten Roße die Burg zu gewinnen, brach eine friſche Schaar ſeiner Leute, der Junker von Berlichingen an ihrer Spitze, aus dem Thore hervor. Dieſe ſtürmten den Eidgenoßen mit Macht entgegen, als dieſe eben im Begriffe ſtanden, den Freiherrn, im Ange-

ſuchte der Seinigen, noch vor der Brücke niederzuhauen. Junker Götz, um ſich ſelbſt ganz unbeſorgt, ſuchte nur ſeinen Vetter zu decken, und es gelang ihm auch bald, ihn von ſeinen Feinden zu trennen, ſo daß der Ermüdete Zeit gewann, durch das Thor zu kommen, während Götz ſich kühn und unerſchrocken mit den Eidgenoßen herumſchlug. Lange dauerte der Kampf vor der Brücke noch fort, doch gelang es endlich dem ritterlichen Junker, die Feinde über den Wall, und, da ſie des Bodens, worauf ſie fochten, weniger kundig waren, gänzlich durch den waldumkränzten Hohlweg zurückzudrängen. Aber ſelbſt kampfmüde und ſchwer verwundet, verfolgte Götz die Eidgenoßen nicht weiter, als über den Bann der Burg, dann kehrte er eilends zurück, die ſchwere Brücke raſſelte in die Höhe, die ſtarken Riegel des Thors, welches die ritterlichen Vertheidiger wieder aufnahm, wurden doppelt verwahrt und die fortgetriebenen Feinde zogen wieder in ihre Städte heim, feſtentſchloßen jedoch, bald wiederzukehren und das Verſäumte nachzuholen.

Es war ein ſchrecklicher Augenblick für Hans von Roſeneck, als er gerettet in dem Raume ſeiner Burg ſtand, und ſeine erſte Frage, die er an den Nächſten, der ihm in den Weg trat, richtete, „ob ſein Söhnchen ſich in der Burg befinde?“ mit einem kurzen „Nein“ beantwortet wurde. Gerne wäre er wieder zurückgeritten, um ſeinen Ottmar, der ein Raub der Feinde geworden war, wieder zu erretten, aber der eben in den Burghof eintretende Junker hielt

ihn zurück und führte ihn in das Gemach, wo er Bertha zitternd und bebend antraf, die den Kriegslärmen um die Burg und den Ein- und Auszug der Leute längst vernommen hatte. Eilends ging Bertha dem Gemahle entgegen, umarmte den Verwundeten und richtete ihre erste Frage an ihn nach Ottmar. Hans verstummte. „O Gott, mein Traum!“ Das war das einzige Wort, was die geängstete Mutter im Gefühle ihres Schmerzes ausrief, als Junker Götz ihr an des Gemahls Statt die Schreckenskunde mittheilte; sie sank nieder auf einen nahen Sitz, verhüllte ihr Antlitz und weinte um den Verlorenen. War doch der kleine Ottmar bisher ihr einziger Trost in der Einsamkeit gewesen, wenn der Vater Tage lange im Forst umherstreifte, oder auswärts dem lustigen Leben nachging und nach und nach ein Besitzthum um das andere vergeudete; er war das einzige Wesen, das ihre zärtliche Liebe erwiederte, während des Gemahls Herz sich seit Jahren nur kalt und gleichgültig, ja, im eigentlichen Sinne lieblos gegen sie erwies. Und doch blieb Bertha ihrem Gemahle stets mit derselben Anhänglichkeit, wie in den ersten Jahren, zugethan, denn in demselben Augenblicke, wo sie durch seine Schuld ihr Liebstes im Leben verloren hatte, und ihr Herz über dem Verluste beinahe brechen wollte, wandte sie sich dennoch nicht von ihm ab. Sie sah den bleichen, vor Entkräftung umsinkenden Ritter vor sich, — da war sie die Erste, die, den Schmerz ihrer Seele vergeßend, nur den seiner Wunden zu lindern suchte, und, unterstützt

von Junker Götz, der ſelbſt am Kopfe verletzt war, dem Blutenden den lindernden Verband anlegte. Auch wich Bertha von nun an nicht mehr von dem Lager ihres Gemahls, ſondern pflegte ſeiner mit unermüdeter Sorgfalt, ohne ſich weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe zu gönnen.

Sobald jedoch des Freiherrn Leben und Geſundheit außer Gefahr war, und kein Feind mehr die Burg bedrohte, war es die erſte Sorge der bekümmerten Mutter, Kunde über ihr verlorenes Kind einzuziehen. Aus des Ritters Worten konnte man leicht ſchließen, daß während ſeines Kampfes mit den Eidgenoßen Ottmar von dieſen geraubt worden war, — was noch dadurch beſtätigt wurde, daß man den alten Jäger in der Nähe von Rielaſingen erſchlagen fand und auch das Pferd, worauf der Knabe geritten war, in dieſer Gegend ledig aufgefangen wurde. Daß die Stadt Stein der Ort war, wo er feſtgehalten ward, war ebenfalls aus der Richtung, welche die Feinde bei ihrem Abzuge genommen, leicht zu errathen. Allein Alles dieß konnte der betrübten Mutter keinen Troſt liefern, denn die von Stein waren ſo erbittert auf den Freiherrn von Roſeneck, daß man ſelbſt gegen das größte Löſegeld kaum hoffen durfte, das Kind frei zu erhalten. Bertha, die zärtlich liebende Mutter, ließ ſich gleichwohl von einem Verſuche nicht abſchrecken, ſie ſandte Boten an den Rath der Stadt und ließ alle ihre Kleinode und Schmuck, den ſie beſaß, als Löſegeld für Ottmar anbieten — kein Opfer ſollte ihr zu

theuer ſein um ihres Kindes willen. Allein die Steiner ließen ihr höhniſch entbieten, ſie ſolle nur warten, bis ſie ihr das Kind ſelbſt vor die Burg bringen würden. Dieſes Verſprechen, oder was es eigentlich war, eine Drohung, ließ ſich indeßen ſo bald nicht erfüllen, wichtige Angelegenheiten, die ſich indeßen am Rheine und Bodenſee zutrugen, nahmen die Eidgenoßen in Anſpruch.

Eine bedeutende Macht kaiſerlicher Kriegsvölker hatte ſich um dieſe Zeit unter dem Feldobriſten, Grafen Wolfgang von Fürſtenberg, in der Gegend von Conſtanz zuſammengezogen. Man ſchäzte ihre Anzahl auf 18,000 Mann. Die erſte Unternehmung dieſer kaiſerlichen Völker war auf den untern Thurgau gerichtet und ging ganz nach Wunſche von Statten. Die Beſatzung der Eidgenoßen zu Ermatingen wurde von ihnen überfallen und niedergehauen, dann das Dorf ſammt dem benachbarten Tribaltingen und Mannebach in Brand geſteckt, ſo daß man am jenſeitigen Seeufer zu Buchhorn und Lindau glaubte, der ganze untere Thurgau ſtehe in Flammen; hatte doch kurz zuvor ein Anführer der Schwaben, Burkhard von Randegg, jauchzend ausgerufen, „er wolle im Thurgau brennen, daß Gott im Himmel ſelbſt vor Rauch und Hitze blinzeln und die Füße an ſich ziehen müße.“ Aber ſchrecklich wurde den Schwaben vergolten. Während ſie alle Gräuel des Kriegs ausübten, und ihren Sieg wegen fortwährender Uneinigkeit im Kriegsrathe nicht zu fernern Unternehmungen benüzten, rüſteten ſich deſto kräftiger ihre Feinde: helle loderten

die Wachfeuer auf den Höhen des Thurgau und alle Glocken riefen den Landsturm zusammen nach Schwaderloh, einer waldigen Anhöhe oberhalb der Stadt Constanz. Mit mehr als 10,000 Mann zog jezt der Graf von Fürstenberg aus der Stadt gegen die Eidgenoßen. Diese enthielten sich an ihrem Posten des Kampfes so lange, bis ungefähr 1500 Mann beisammen waren, dann machte sich die kleine Schaar auf, um den weit überlegenen Schwaben zu begegnen und bereitete ihnen in den Engpäßen des Waldes einen Hinterhalt. Fünfhundert von ihnen besezten die Schlucht, durch welche sie selbst wieder zurückkehren mußten, die übrigen folgten dem sorglos schwärmenden Feinde, überfielen seine Nachhut und hieben sie nieder. Das Fußvolk der Schwaben rief zwar die Reiterei und das Geschüz zu Hülfe, allein jene konnte wegen der engen und steilen Päße nicht beikommen und die Stücke waren mit Beute beladen und unbrauchbar geworden. Kühner drangen die Eidgenoßen ein, da flohen die Schwäbischen und wandten sich in ungeordneten Maßen der Stadt Constanz zu; beinahe der vierte Theil war sogar auf dem Kampfplatze geblieben, darunter viele Ritter und auch Burkhard von Randegg, der so gotteslästerlich gesprochen hatte. Fünfzehn Stücke und zwei Fähnlein gingen an die Sieger verloren.

Dieser glücklichen Unternehmung der Schweizer folgte eine dritte bei Constanz im Rheinthale: auch hier sank die Blüthe des schwäbischen Heeres unter den Streichen der siegreichen Eidgenoßen. Dieß

machte die Leztern aufs Neue übermüthig, ſie beſchloßen einen zweiten Zug in den Höhgau; die Mannen von Zürich, Luzern und den Urcantonen zogen ſich vor der Stadt Stein zuſammen, um von hier aus wieder über den Rhein zu ſetzen. Zum Glücke erwarteten ſie noch Zuzüger von Schaffhauſen, ſowie achthundert Mann Walliſer, — das verzögerte ihren Uebergang und hielt das traurige Loos der Burg Roſeneck noch eine Zeit lang ferne, denn dahin war fortwährend die Abſicht der Steiner gerichtet, die ſich freuten, ſo verſtärkt dießmal mit beßerem Erfolge angr[illegible] zu können.

4.

Ehe die Eidgenoßen ihren verhängnißvollen Zug vornahmen, führen wir den Leſer wieder auf Burg Roſeneck zurück, wo wir den Freiherrn und Junker Götz an ihren Wunden krank verließen.

Der Junker war von ſeiner Kopfwunde ſo ziemlich wieder geneſen und blieb jezt ungerne länger auf der Burg, denn er hörte von den Geſchichten, die ſich auf Schwaderloh und bei Conſtanz ereignet hatten, und es trieb ihn mächtig, ſich der Schaar der Schwabenritter anzuſchließen, um zu thun, was ſein Beruf war, um deſſen willen er aus dem fernen Frankenlande an den See gezogen. Doch verſchob er auf inniges Bitten Bertha's und ihres Gemahls, der das Lager noch nicht verlaßen konnte, ſeinen Abzug noch kurze Zeit und theilte die Sorge und Pflege der liebenden Gattin am Bette des Kranken; gerne ver-

stand er sich zu diesem Liebeswerke, so kriegsfreudig auch sein ganzes Wesen war, und erheiterte anstatt der, durch vieles Wachen ermüdeten, Burgfrau dem Leidenden manche Nacht hindurch seine schlaflosen Stunden durch freundliche Unterhaltung der verschiedensten Art.

„Wie wird mir diese Nacht wieder so lang werden!“ — sprach eines Abends Hans von Rosenek zu dem Junker; — es war in den Tagen, als sich eben die Eidgenoßen wieder zu Stein sammelten. „Dafür will ich schon sorgen,“ erwiederte Göß, „daß ich eure Zeit kürze: dort im Schranke habe ich ein altes Chronikenbuch gefunden, und daraus will ich euch Etwas leien, so euch gewiß lieb ist.“ „Ich war sonst zwar nie ein Freund von solchen Dingen,“ sagte der Freiherr, „doch, bei solcher Langweile mag's immerhin gut thun.“ Göß von Berlichingen sezte sich nun neben das Bette, blätterte in dem Buche, und las die schöne Geschichte, wie im Jahre 1140 nach der Geburt unsers Herrn, König Conrad III. von Hohenstaufen Stadt und Burg Weinsberg an den Gränzen von Schwaben hartnäckig belagerte und zur Uebergabe auffordern ließ. Als nun die schöne Ida von Calw, die Gemahlin des Herzog Welf, der die Burg vertheidigte und schwer verwundet worden war, sahe, daß die Besatzung der Uebermacht des Königs nicht mehr länger würde widerstehen können, da beschloß sie mit den andern Frauen, einen Boten in das Lager der Feinde hinabzuschicken, und dem Könige die Uebergabe der Burg anbieten zu

laßen, so es den Frauen gestattet würde, frei abzuziehen und so viel von ihren Gütern mitzunehmen, als sie auf den Schultern zu tragen vermöchten. Conrad, dem die Botschaft zwar seltsam vorkam, aber doch heimlich gefiel, weil sie blos von Frauen herrührte, dachte eine Weile darüber nach, ohne aber zu bedenken, daß Weiberlist über alle Listen gehe, und willfahrte der Bitte. Der Bote ging und es kam von der Burg kein weiterer Bescheid mehr; aber siehe da, nach wenigen Stunden öffneten sich die Thore und heraus schritt Frau Ida, kostbar angethan, und auf den Schultern ihren Gemahl, als ihre beste Habe, tragend und hinter ihr alle Frauen der Burg mit derselben theuren Last beladen, und dieser Zug ging ganz stille vorüber an dem Könige und seinen Hofleuten. Da faßte Conrad seinen Bart, wie er zu thun pflegte, wenn er über wichtige Dinge nachdachte, sah dem seltsamen Thun der Frauen ruhig zu, und man bemerkte wohl, daß es ihm nicht übel gefiele. Und als Einer der neben ihm Stehenden, erzürnt über diese List, sich zu dem Könige wandte und sprach: „mein König, war das so gemeint?“ Da erwiederte Conrad mit kräftiger Stimme: „ein Königswort soll man nicht drehen und deuteln“ und er ließ die Frauen ziehn im Frieden, dazu ließ er auch alle zurückgelaßenen Kleider und Kostbarkeiten, die sich auf der geöffneten Burg befanden, überantworten. Dieß geschah am einundzwanzigsten Wintermonate des genannten Jahrs, daß durch die Treue der Frauen die Burg Weinsberg und

das Leben so vieler Männer gerettet wurde, und es hat den König nachher nie gereut, daß er also gethan.

Götz von Berlichingen hatte die Geschichte noch nicht geendet, als der Freiherr ihn unmuthig unterbrach: „Vetter, bist du bald zu Ende? Hättest du nichts Klügeres finden können, als dieß alberne Mährlein? ich will wetten, du glaubst es, denn dein Gesicht war beim Lesen so andächtig; aber fürwahr, ich muß herzlich darüber lachen, so wenig mir auch bei meinen Wunden lächerlich zu Muthe ist." „Ich finde nicht nöthig darüber zu lachen," — erwiederte Götz in ernstem Tone — „im Gegentheile, ich halte die Geschichte für eine ganz wahrhaftige, wie sie eben in der Chronik hier berichtet ist, und glaube auch, euch dessen überweisen zu können. Ich kenne den Ort, wo dieses sich zugetragen, selbst, denn Stadt und Burg Weinsberg liegen nur wenige Stunden von der Burg meiner Väter entfernt und jene Burg heißt „Weibertreue" noch bis auf den heutigen Tag; gehet selbst hin, und jedes Kind wirds euch sagen können, und wenn ihr noch weiter verlangt, so besuchet die Kirche zu Weinsberg und sehet allda, wie ich oft gethan, eine Abkonterfeyung aus gar alter Zeit, wo und auf was Art die Geschichte sich begeben. Ein Bürger der Stadt hat es malen laßen, deßen zum Zeugniße, daß es geschehen, und zum edlen Vorbilde der Treue für Frauen und Jungfrauen." „Zum Vorbilde für Frauen und Jungfrauen?!" — wiederholte Hans von Roseneck spöttisch lachend — „ei, ei, Vetter, fahre fort, man

ſieht wohl, daß du noch ein junger Fant biſt, der Nichts erfahren hat in der Welt, ſonſt würdeſt du keine ſolche Geſchichtlein glauben, die nur geſchrieben ſind, um eine Weile zu unterhalten, auch würdeſt du keine ſolche hohen Gedanken hegen von Frauen und Jungfrauen. Werde zuvor ſo alt, Vetter, wie ich geworden bin, dann wirſt du anderer Anſicht werden und ſolche Chroniken ins Feuer werfen.“ „Ich kann euch kaum verſtehen,“ — entgegnete der Junker — „was ihr damit ſagen wollt; von euren eigenen Erfahrungen könnet ihr dabei unmöglich ausgehen, denn ſo viel ich nur in den wenigen Tagen meines Hierſeyns erfahren, werden wenige Männer ſich rühmen können, ein ſolches Muſterbild der Liebe und Treue zu beſitzen, wie ihr es in eurer Gemahlin beſitzet. Faſt glaube ich, daß ihr euch eines ſolchen Schatzes nicht werth zeiget, wenigſtens erwiedert ihr ihre Liebe nicht mit gegenſeitiger Begegnung. Eure Kälte habe ich wahrgenommen, als ich zum erſten Male über eure Schwelle trat, aber eurer Gattin unzerſtörbare Anhänglichkeit habe ich kennen gelernt in einer Stunde, wo ihr durch eure Schuld das liebe Kind verloret, das ihr der Mutter ſo unbarmherzig vom Herzen geriſſen; gleichwohl hat ſie bis dieſen Augenblick noch kein Wort des gerechten Vorwurfes gegen euch über ihre Lippen kommen laßen, obgleich der Gram um den verlorenen Liebling ſtündlich an ihrem Herzen nagt. Verlangt ihr wohl noch eine weitere Probe von Bertha's Liebe? müßt ihr nicht, wenn ihr ſie nur anſehet, die feſte Ueberzeugung

gewinnen, daß Weibertreu kein leeres Mährchen ist?“ Lange antwortete der Freiherr nicht auf die Rede des Junkers, sondern verfiel in ernstes Nachdenken. War es wohl, daß er die Wahrheit des Wortes fühlte, welches der Jüngling von siebenzehn Jahren an den Mann gerichtet hatte? — nein, sein Stillschweigen hatte einen ganz andern Grund. Seit dem ersten Eintreten des jungen Vetters in die Burg hatte Hans von Roseneck wahrzunehmen geglaubt, wie seine Gemahlin ihren Gast mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit behandelte; dieser Argwohn wurde noch verstärkt, als er dem Jagdzuge, wozu er ihn an jenem verhängnißvollen Tage eingeladen hatte, nicht beiwohnen, sondern lieber zu Hause bleiben wollte. Jezt stellte er zu dem Allem noch die Rede des Junkers hinzu, worin sich dieser, ihm, dem Gemahle gegenüber, der Burgfrau mit so vieler Wärme annahm, und es faßte ein Argwohn in seinem Herzen Raum, der ihm brennendere Schmerzen verursachte, als seine noch offenen Wunden. Darum hatte er auch jene höhnende Aeußerung über Weibertreue gethan, ob er gleich, vor vielen Andern, allen Grund hatte, fest daran zu glauben.

Lange ließ Junker Götz das Stillschweigen des Freiherrn, der sich von ihm weggekehrt und auf das Lager zurückgebeugt hatte, unbeachtet. Als es aber länger andauerte, stand er vom Tische auf, trat dem Kranken näher und sprach, ihn traulich bei der Hand faßend: „Lieber Vetter, was bedeutet euer Stillschweigen? ist mein Wort zu rasch gewesen, so ver-

zeiht mir ſolches, aber ich bezeuge euch, daß es ohne Arg geredet und gut gemeint war.“ Da blickte der Freiherr auf, ſah dem Junker feſt in die Augen und ſprach: „Du ſollteſt es gut mit mir meinen, Vetter? das mögen die Weiber glauben, deren Treue du ſo redſelig vertheidigſt, und die du ſo freundlich anſiehſt, wenn du es ihnen ſagſt, ich aber glaube es nimmermehr.“ „So glaubet dieſen Zeugen!“ rief mit ſchmerzlicher Stimme der Junker, indem er das Haar zurück ſchlug und ſeine Stirne zeigte, über die ſich eine noch kaum geheilte Wunde zog — es war die Wunde, die er empfangen hatte, als er den Freiherrn von Roſeneck mit ſeinem eigenen Leibe gegen die Hiebe ſeiner Feinde vor der Brücke deckte. „So meint es doch mein Weib nicht gut mit mir!“ — fuhr Ritter Hans fort und blickte dem Junker ſchärfer ins Auge, denn zuvor — und“ — ſezte er bei — „jedenfalls beßer mit dir als mit mir.“ Dieſes lezte Wort öffnete dem Jünglinge mit einem Male die Augen, jezt verſtand er den Sinn Alles deßen, was Hans von Roſeneck bisher geſagt, er ſah jezt ein, daß trübe Eiferſucht in ſeinem Innern Würzel gefaßt hatte. Entrüſtet über ſolchen Argwohn, wandte er ſich weg, ſchlug die Chronik zu, ſtieß den Tiſch weit von ſich und rief mit jener Stimme, die der Freiherr noch von Zell her wohl kannte: „Dieſes Wort möge euch Gott verzeihen, Herr von Roſeneck, mich hat es von euch geſchieden auf lange, vielleicht auf immer. Möge die Stunde erſcheinen, wo ihr zur Erkenntniß gelangt, daß ihr die treueſte, liebevolleſte Gattin beſitzet, eine

solche, die gleich ist jenen Weibern von Weinsberg, deren Treue ihr als ein Mährlein verhöhnt. Ich danke euch für eure Gastfreundschaft, lebet wohl!" Mit diesen Worten ging er rasch der Thüre zu; Hans von Roseneck richtete sich vom Lager auf und wollte ihn zurückhalten, aber Götz war schon durch die Thüre gegangen. Ueber der Schwelle begegnete ihm noch die Burgfrau, die eben nach ihrem Gemahle sehen wollte. „Wohin, Vetter Götz, wohin so eilig?" fragte diese den Weggehenden. Kurz war des Junkers Antwort: „ich will dieses Haus verlaßen, wo ich und Alles Edle verkannt wird, aber euch, liebe Base, danke ich herzlich für das viele Gute, was ihr mir erwiesen, vielleicht daß ich es euch einst vergelten kann!" Nun aber ließ er sich durch Nichts weiter aufhalten, sondern ritt noch in derselben Nacht aus der Burg und der Stadt Radolphszell zu.

5.

Eben war Götz von Berlichingen zu Zell angekommen und hatte sich mit den Seinigen vereinigt, die immer noch der Ankunft des Kaisers am See harrten, um unter seiner Führung gegen die Feinde zu ziehen, als die zu Stein versammelten Eidgenoßen über den Rhein und schnurstracks der Straße nach auf Roseneck zu gingen. Kaum hatte man noch Zeit auf der Burg, die Zugbrücke aufzuziehen, das Thor zu schließen und mit großen Quadern zu verrammeln. Bebend und zitternd trat Bertha auf die Zinne und kam mit großem Entsetzen wieder zurück

in das Gemach, wo Hans noch in einem solchen Zustande lag, daß er das Bett unmöglich verlaßen konnte. „O Gott, mein Gemahl!“ — rief die Burgfrau — „wie wird es uns ergehen; die Feinde stehen vor der Burg, schon sind ihre Stücke aufgepflanzt und gegen uns gerichtet, das ganze Thal gegen Stein hin ist mit Männern angefüllt, ich glaube, ehe noch ein Schuß geschieht, sind sie unserer Burg Meister gleich beim ersten Sturme!“ „Potz Wetter“ — rief der Freiherr in seinem gewohnten, gleichgültigen Tone — „das hätte ich nicht geglaubt, daß die verhaßten Gäste so bald ihren Besuch wiederholen würden. Doch, laß das Weinen und Klagen, mit dem ist ohnehin nichts gethan, jage die Knechte auf die Brustwehr; man soll besonders die südliche Seite der Burg decken, die am schwächsten ist, du kennst ja die Stelle dort, von wo aus man den Rhein sieht; die andere Seite gegen Rielasingen, wo die Burg auf jähen Felsen liegt, können sie nicht angreifen, und wenn ihrer viele Hunderte wären.“ „Es ist schon Alles geschehen, mein Gemahl“ — bemerkte Bertha — „aber was 'helfen die zwanzig Knechte, die auf der Burg liegen, und wer soll sie führen und leiten, da ihr euch kaum aus dem Bette erheben könnet?“ Sie hatte das Wort kaum ausgesprochen, als sich der Freiherr in seinem Bette aufrichtete und alle Kraft zusammen nahm, aber man sah an seinen Geberden, daß es nur unter den heftigsten Schmerzen geschah. „Hole mir meinen Leibrock, Streithosen, Schwerdt und Sturmhaube“ — rief er

und wollte sich eben vom Lager schwingen — „es ist Alles möglich, wenn Noth vorhanden ist, freilich, der Vetter hätte können hier bleiben um statt meiner die Knechte zu befehligen.“ „Was wollt ihr beginnen, mein Gemahl? euer Verband bricht wieder auf, ihr dürft nicht, ich dulde es nicht“ — so sprach sie zum ersten Male in ihrem Leben mit gebietendem Tone — „ich selbst will eure Stelle versehen und die Knechte auf die Brustwehr führen.“ Dieß sprechend, hielt sie den Widerstrebenden mit allen Kräften auf dem Lager zurück. „Hole mir meine Rüstung und Waffen!“ — wiederholte der Freiherr noch einmal — „und laß mich vom Lager, oder ich laufe im Hemde, wie ich bin, auf die Brustwehr zu den Knechten.“ Bertha ging, denn sie sah wohl, daß es ihres Gemahls fester Wille war, die Knechte selbst anzuführen und seinem zweiten Worte durfte sie kein drittes entgegensetzen.

Als sie mit den Waffen zurückkam, hatte Hans von Roseneck unter vielen Schmerzen bereits Wamms und Hosen angelegt. Bertha versah jezt den Dienst eines Knappen, sie legte ihm die Rüstung an und war eben im Begriffe, ihm das Schwerdt zu umgürten und den Helm auf's Haupt zu setzen. Während sie aber diesen unterhalb, wo er mit dem Halsberg zusammenstößt, festband, wallte ihr auf Einmal Blut entgegen, eine Wunde über der Brust war aufgebrochen und es ergoß sich Blut in neuen Strömen. „Es ist nicht möglich, mein Gemahl“ — rief Bertha erschrocken — „ihr könnt nicht hinaus, eure Wunden

bluten.“ „Laß bluten die alten“ — sprach gleichgültig der Freiherr — „bald werden die neuen fließen.“ Kaum hatte er aber diese Worte gesprochen, als er todtblaß und entkräftet in Bertha's Arme zurücksank. Schnell rief diese einige Diener herbei, allein sobald der Freiherr seine Leute sah, sprach er mit sanfterer Stimme, als er sonst gewohnt war: „eben recht; kann ich nicht selbst gehen, so tragt ihr mich hinaus auf die Mauern.“ Trotz Bertha's wiederholten Einwendungen mußten die Diener gehorchen; sie holten einen Tragsessel, sezten ihren Herrn darauf und brachten ihn so hinauf auf die Brustwehr. War auch die Kraft seines Körpers gewichen, sein Wort war noch kräftig. Von seinem Sitze aus befehligte er seine Leute, und es that Noth, denn die Eidgenoßen drangen immer näher gegen die Burg und ihre Stücke hatten schon da und dort die Mauern beschädigt. Doch Hans von Roseneck ließ sich nicht schrecken; waren die Geschütze der Eidgenoßen thätig, so feuerten die Schützen von Roseneck nicht minder gut und mancher Schweizer, der einen Weg zur Burg suchen wollte, fand vor dem Walle seinen Tod.

Während des kranken Gemahls Stimme auf der Brustwehr erging, lag die Burgfrau im einsamen Gemache auf den Knieen und schickte ihr Gebet wieder empor zu Dem, der vor wenigen Tagen die Gefahr von ihr und den Ihrigen abgewandt hatte; aber dießmal, so war es des Höchsten Wille, sollte ihr Gebet nicht erhört werden, wenigstens nicht in dem Sinne, wie sie es beabsichtigt hatte. Noch lag sie

auf den Knieen, da wurde es laut im Hofe, Bertha sprang auf und eilte ans Fenster — die Knechte brachten den Kocherern wieder von der Brustwehr herab, — klagend und händeringend eilte sie in den Hof hinab, sie glaubte, es wäre ihm auf den Mauern ein Unheil zugestoßen, dem war aber nicht so, sondern im Eifer des Rufens waren seine Wunden wieder geflossen und die vorige Schwäche hatte sich eingestellt. Zu gleicher Zeit brachten die Träger auch die traurige Kunde, daß die Burg sich kaum noch bis an den Abend zu halten vermöge, denn die Feinde wären schon so nahe gedrungen, daß sie mit einem einzigen kurzen Sturme Meister werden würden. Nun stieg der Schmerz der guten Frau aufs Höchste; nicht das Schicksal der Burg, die vielleicht in wenigen Stunden ein Raub der Feinde werden würde, war der Gegenstand ihres Kummers, nicht ihr eigenes Schicksal, das die traurigste Aussicht bot: nein, ihr unglücklicher Gemahl war es, den sie am meisten beklagte, der krank vor ihr lag, unfähig, durch Wort und That Etwas zu wirken; — wie es ihm ergehen würde, wenn er in diesem hülflosen Zustande in die Hand der aufs Aeußerste gereizten Feinde fiele — darüber weinte und kümmerte sich die treue Seele.

Uebrigens verweilte Bertha nur so lange an dem Lager des Kranken, bis sie sah, daß er in einen erquickenden Schlummer sank, ein Gedanke war in ihre Seele gekommen, er war von Gott gesendet, der zwar den Untergang der Burg, aber

ihre und ihres Gemahls Rettung und die Beßerung ſeines Herzens beſchloßen hatte. Sie faßte den Entſchluß, die Burg freiwillig zu übergeben, eilte hinaus in den Hof und rief ihre Leute von der Bruſtwehr, die eben ein Stündchen feiern durften, weil auch die Eidgenoßen, treu ihrer alten Gewohnheit, des Tags dreimal zum Imbiß gingen und dann — ſo riefen ſie höhniſch zur Burg hinauf — bald wiederkehren wollten, um ihr Abendbrod auf Roſeneck zu verzehren. „Schaffet die Steine vor dem Thore weg“ — ſprach ſie zu den Burgleuten — „daß wir das Thor öffnen können.“ Die Knechte folgten dem Befehle der Gebieterin, ſo ſonderbar ihnen derſelbe auch erſchien, bald war das Thor wieder frei, man öffnete es, die Burgfrau trat heraus und ſtieg, von einem einzigen Diener begleitet, der das Amt eines Herolds verſehen mußte, hinab in das feindliche Lager. Waren ſchon die Leute der Burg verwundert über ihren Auszug, ſo ſtaunten noch vielmehr die Eidgenoßen, als die Edelfrau mit ihrem Begleiter in ihre Mitte trat. Sie verlangte vor den Anführer des Heers geführt zu werden. Der Städtehauptmann war Valerius Anſelm von Luzern, aus einem Geſchlechte, das urſprünglich aus der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Rotweil abſtammte, aber längſt unter den Eidgenoßen eingebürgert war. Ehrerbietig empfing dieſer die Frau von Roſeneck und fragte, was ihr Begehren wäre? „Ich bin hier“ — begann Bertha, ohne jene Schüchternheit zu zeigen, die ihr ſonſt immer eigen geweſen — „im Namen meines Herrn und

Gemahls, des Freiherrn Hans von Roseneck, er sendet mich, mit euch zu unterhandeln wegen der Uebergabe der Burg, so ihr anders billige Bedingungen stellet." „Und welche sind diese?" fragte Valerius Anselm. „Daß wir Alle mit Hab und Gut ungehindert abziehen dürfen." Anselm trat auf die Seite und besprach sich mit den Kriegsräthen über dieses Ansinnen. Hätten Anselm und die Luzerner allein zu befehlen gehabt, so wäre Bertha's Bitte ohne Weiteres erfüllt worden, aber die Steiner und Dießenhofer wollten in diese Bedingung nicht eingehen, denn sie hatten sich schon lange darauf gefreut, ihr Müthchen einmal nach Herzenslust an dem Freiherrn kühlen zu können. Darum überstimmten sie den Hauptmann und erklärten, daß Hans von Roseneck sich auf Gnade und Ungnade ergeben müße, und wenn die Burg, mit Allem, was darin sey, bis auf den Abend nicht freiwillig übergeben wäre, so wollten sie dieselbe mit eigener Hand nehmen. Noch einmal wandte sich Bertha an den Hauptmann und erbot sich, alles Hab und Gut auf der Burg Preis zu geben, wenn nur den Burgleuten und ihr selbst mit ihrem kranken Gemahle der Abzug gestattet würde. „Ha, ha!" — lachten die von Stein und Dießenhofen — „das hat also den edeln Herrn mürbe gemacht, daß er nicht mehr drein schlagen kann mit seiner Faust; gerade um ihn ist es uns zu thun." Valerius Anselm konnte über dem Geschrei kaum zum Worte kommen. „Stille!" — rief er endlich mit der kräftigen Stimme des Befehlshabers — „daß ich der edlen Frau, die hier vor

uns erſchienen, Beſcheid geben kann! Ihr, Frau von Roſeneck, ſeyd unſchuldig an der Schmach, die euer Gemahl denen von Stein und Dießenhofen angethan, darum ſey euch erlaubt, frei und frank aus der Burg zu ziehen, mit ſicherem Geleite, wohin ihr wollt; es ſey euch erlaubt, das Beſte von eurer Habe, ſo viel ihr zu tragen vermögt, mit euch zu nehmen; aber die Andern alle bleiben in der Burg und erwarten, was die Sieger über ſie verfügen — und das ſoll ſo gehalten werden, wie ich rede, bei St. Leodegars Ehre, des Schutzpatrons unſerer theuern Republik Luzern."

Schmerzlich war dieſer Beſcheid für Bertha von Roſeneck, gerne hätte ſie weiter gebeten, aber ſie ſah wohl, daß Valerius Anſelm nicht weiter gehen durfte, ohne den Unwillen der erbitterten Steiner und Dießenhofer auf ſich zu laden. Als ſie daher das feindliche Lager verließ, bat ſie den Hauptmann nur noch, bis Abend zu warten, wo dann der Beſcheid erfolgen würde, ob Ritter Hans einwillige, ſich auf Gnade und Ungnade zu übergeben, oder nicht. Valerius Anſelm verſprach dieß, und betrübter, als ſie gekommen, trat Bertha den Rückweg auf Roſeneck an, denn die Hoffnung, für ihren Gemahl Gnade bei den Feinden zu erflehen, war ihr ja vereitelt worden. Aber in ihrem Herzen wurde es allmählig lichter, je näher ſie dem Thore ihrer Burg kam; — ſie wiederholte ſich die Worte des Hauptmanns mehrere Male genau, dachte weiter darüber nach,

ein zweiter Gedanke tauchte in ihrer Seele auf und dieser Gedanke wurde zur raschen That. —

Lange harrten die erbosten Eidgenoßen im Lager, was für eine Antwort wohl von der Burg herabkommen würde; schon sprachen Einige, die sich längst nach der Beute sehnten, höhnisch: „das wird dem Rosenecker ein saurer Apfel dünken, in den er beißen soll; um so beßer, wenn er nicht freiwillig sein Nest übergibt, so werden wir auf andere Weise Meister.“ Schon umringten sie des Hauptmanns Zelt, daß er sie gegen die Burg führe, da die Rosenecker diese List vielleicht nur ersonnen hätten, um einige Zeit zu ihrer beßern Vertheidigung zu gewinnen. Allein Valerius Anselm widerstrebte ihrem Willen; — indeßen, als es Abend zu werden begann, glaubte er selbst nimmer, daß die Rosenecker sich der Bedingung fügen und die Burg übergeben würden. Er ließ daher das Zeichen zum Ausmarsche geben, und zog hinauf bis zum Walle, um die Belagerung fortzusetzen.

Kaum waren die Eidgenoßen oben angekommen, so erschien einer der Knechte über dem Thore, stieß in die Trompete und verkündigte, daß die Burg bereit sey, sich zu übergeben. Zu gleicher Zeit fiel die Zugbrücke nieder, die Riegel des Thores öffneten sich und heraus trat Bertha von Roseneck, auf dem Rücken ihren kranken Gemahl tragend. Schnell schritt sie mit der theuern Bürde über die Brücke und bald stand sie vor den Feinden, die ob des seltsamen Schauspiels staunten und sich verwunderten.

Die Burgfrau trat zu dem Hauptmann der Eidgenoßen und ſprach: „Herr, ihr habt mir erlaubt, aus der Burg zu ziehen und von meiner Habe mitzunehmen, ſo viel ich tragen könnte und was mir das Liebſte wäre, nun habe ich keine liebere Habe als dieſen meinen Eheherrn, ich mahne euch daher an euer Wort, das ihr gegeben bei St. Leobegar, daß ihr mich frank und frei ziehen laßet unter ſicherem Geleite bis hinüber auf Burg Twiel.“ Der Hauptmann blieb die Antwort eine gute Weile ſchuldig; das unerwartete Schauſpiel hatte ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen; endlich, nach langem Schweigen, erwiederte er: „es ſey euch gewährt, edle Frau, was ich euch verheißen, mein Wort ſoll gelten: ziehet unter ſicherem Geleite wohin ihr wünſchet, und was ihr von Schmuck und Kleinoden auf der Burg habt, ſoll euch nachfolgen.“ Mit dem aber, was Valerius Anſelm ſprach, waren nicht Alle einverſtanden, ſo tief auch die edle That manchen gerührt hatte. Zwei Männer von Dießenhofen traten der Edelfrau in den Weg, als ſie fürder ſchreiten wollte, und machten ſich daran, über ihren Gemahl herzufallen, deßen kranker und hülfloſer Zuſtand ſie nicht zum Mitleid hatte bewegen können. Aber der Hauptmann trat ſchnell hinzu: „Soll ich euch lehren, ihr Buben, wie man das Wort ſeiner Obern in Ehren hält?“ — und, um ſeiner Rede Kraft zu geben, ließ er ſein blankes Schwerdt einige Male um ihre Ohren ſaußen. Nun zog Bertha von Roſeneck mit ihrem Ehegemahl ungehindert von dannen, zwei der eidgenößiſchen

Reiter waren ihr Geleite bis vor das Thor der Felsenveste Twiel, wo Heinrich von Klingenberg, ein Vetter des Freiherrn von Roseneck, seinen Sitz hatte.

Jauchzend zogen die Eidgenoßen in die geöffnete Burg ein, und nun begann das Rauben und Plündern; voran gingen überall die von Stein und Dießenhofen, die die Gelegenheit des Ortes am Besten kannten. Allein Valerius Anselm hielt auch sein zweites Wort, das er der Burgfrau gegeben: einer der zurückgebliebenen Burgknechte mußte ihm Bertha's Gemach zeigen, und er ließ Alles, was sich von einigem Werthe daselbst befand, zusammenbringen und sorgfältig in eine Kiste verschließen.

6.

Kaum war Bertha von Roseneck mit ihrem Gemahl auf Twiel angekommen, so brachte einer der Eidgenoßen eine Kiste vor die Thore der Burg, welche er der Freifrau von Roseneck als ihr Eigenthum im Namen des Städtehauptmanns einhändigte. So wohlthuend auch der Eindruck, den diese edle Handlung machte, für Bertha war, so schmerzlich war es für sie, als sie nach wenigen Stunden eine Flamme aus ihrer geliebten Burg Roseneck aufsteigen sah. Das war aber nicht mit Zustimmung des Hauptmanns geschehen, sondern Mehrere, die es ärgerte, daß Hans von Roseneck mit heiler Haut davon gekommen, waren, während Valerius Anselm mit dem größten Theile des Heeres abzog, zurückgeblieben und warfen von zwei Seiten her Brände

in die Burg, daß ſie bald in Flammen aufloderte. Aber das ſollte nicht ungeahndet bleiben.

Die Flamme, welche gegen Twiel hin die ganze Straße beleuchtete und die Nacht zum Tage machte, war auch in der Stadt Zell ſichtbar geworden und dort ſchlug ein Herz, das es mit den Bewohnern von Roſeneck aufs Beſte meinte. Wir kennen dieſen treuen Freund, Junker Götz von Berlichingen, der das Gute, was ihm von der Burgfrau erwieſen worden war, noch nicht vergeßen hatte. „Wohl mögen die dort oben jezt in Noth ſeyn" — dachte er bei ſich, denn er kannte ihre Feinde, mit denen er ſich früher ſchon gemeßen hatte — „ich will ihnen zu Hülfe eilen, und kann ich ſie nimmer retten, ſie wenigſtens rächen." Schnell war ſein Entſchluß gefaßt; ohne langes Bitten erlangte er von ſeinem Herrn, dem Marggrafen, der immer noch müßig in der Stadt lag, die Erlaubniß zu einem Zuge gegen die Eidgenoßen, um denen zu Roſeneck zu helfen, wenn es noch möglich wäre. Eine rüſtige Schaar kriegsluſtiger Geſellen, darunter auch manche vom Württemberger Lande, und unter dieſen namentlich Dietrich von Späth, ſaßen mit dem Junker zu Pferde und ohne Säumen ging der Zug vor Roſeneck.

Eben war Valerius Anſelm mit denen von Luzern, Zürich, Schwyz, Uri und Unterwalden von der Burg abgezogen, als Götz von Berlichingen mit den Seinen vor derſelben ankam. Schon von Ferne hatte man das Lärmen und Schreien der zurückgebliebenen Bürger von Stein, Dießenhofen und

Schaffhausen gehört. Die Einen suchten in den vom Feuer verschont gebliebenen Gemächern der Burg auf, was die Abgezogenen übrig gelaßen, Andere saßen im Hofe, beleuchtet von den Flammen, jauchzend und schreiend und tranken einander die Reste des Weines zu, den sie noch in den Kellern gefunden hatten. „Wenn nicht zur Rettung, so kommen wir zur Rache!“ — war das Wort des Junkers von Berlichingen, als er durch das Thor ritt; jezt erst dachten die übermüthigen Sieger an den Abzug, als sie das Getrabe der Roße hörten und blanke Helme und Schwerdter erblickten. An Widerstand wurde kaum gedacht; die Meisten suchten ihr Heil in einer schnellen Flucht, und bald war kein Schweizer mehr im ganzen Hofraume. Aber die Rächer waren noch nicht befriedigt. So schnell, als er gekommen war, verließ Götz die Burg wieder, um die Schaar der Flüchtigen zu verfolgen. Der größte Theil seiner Begleiter ritt hinter ihm, ohne Weg und Steg zu kennen, nur die blinkenden Sturmhauben der fliehenden Eidgenoßen waren das Zeichen, dem sie folgten. Es waren die Zuzüger von Schaffhausen, die eben den Weg zur Heimath einschlugen. Wohl über eine Stunde lang ritt Götz mit seiner Schaar hinter den Flüchtigen her; auf einmal standen sie in der Nähe eines Dorfes, das, nur eine halbe Stunde von Schaffhausen entfernt, den Eidgenoßen wohl befreundet war. Hier verloren die Verfolger die Spur der Fliehenden, aber nicht auf lange Zeit. Nahe an der Landstraße stand die Kirche des Dorfes mit hohem

Thurme und einem wohlbefeſtigten Kirchhofe. Dem hatten ſich die Fliehenden ſchnell zugewendet, denn hier gedachten ſie auszuruhen und wenigſtens eine Zeitlang ſich gegen ihre Verfolger vertheidigen zu können. Oben auf dem Kirchthurme wohnte der Wächter, der ſein Lämpchen immer länger brennen ließ als alle übrigen Bewohner des Dorfes, doch nie bis Mitternacht; heute aber hatte er eine Ausnahme von der Regel gemacht, denn noch ſpät hatte er einen kleinen Gaſt bekommen. Es war dieß ein Knabe von etwa ſechs Jahren, der ſich in das Dorf verirrt hatte und dem Gebäude zuging, wo hoch oben noch Licht ſichtbar war. Er hatte lange gepocht, bis der Thürmer es hörte, herabkam und die Thüre des Kirchhofs öffnete. Erſtarrt an Händen und Füßen konnte der Kleine kaum mehr gehen und der Thürmer mußte ihn auf den Armen in ſeine hochgelegene Wohnung hinauftragen. Ein warmes Stübchen hatte wieder Leben in dem Halberſtarrten geweckt, ſo daß es dem Wächter endlich möglich wurde, einige Antworten auf ſeine Fragen herauszubringen. „Er habe“ — ſo lautete die Erzählung des Knaben — „einen lieben Vater und eine liebe Mutter, die wohnen auf einer ſchönen Burg — er ſey in den Wald geritten mit ſeinem Vater und dem alten Gurd, da ſeyen Männer herbeigekommen, die hätten gekämpft mit dem Vater, deßwegen ſey Gurd mit ihm geflohen, die Männer aber ſeyen nachgefolgt, haben den guten Gurd erſtochen und ihn dann mit ſich geführt, indem ſie ihm ein Tüchlein vor den Mund

gebunden, daß er nicht habe schreien können. Sie seyen dann in eine schöne Stadt gekommen, wo er seitdem in einem schönen Hause unter freundlichen Leuten gelebt habe; er hätte aber seine Eltern auf der Burg gerne wieder gesehen, darum sey er eines Tages seiner Wärterin entlaufen und habe den Weg allein gesucht, ihn aber nicht finden können, sondern sey verirrt und endlich hieher gekommen, wo er das Licht hoch oben erblickt habe."

So hatte sich durch die Ankunft des kleinen Gastes das Schlafstündchen des Thürmers dießmal hinausgeschoben und es war, bis er dem Knaben die nöthige Unterkunft bereitete, allmählig Mitternacht geworden. Aber kaum war dieser zu Bette gebracht, da pochte es von Neuem an der Kirchhofthüre. So ungerne der Thürmer auch hinunter ging, that er es doch, öffnete seinen Gästen das Thor zur Zuflucht und stieg wieder zurück in sein Stübchen. Bald klopften wieder neue Gäste mit kräftigen Schlägen; es war Junker Götz mit seinen Reitern, die hatten lange das Dorf durchstreift um die Flüchtlinge zu finden, bis sie durch das Licht oben auf dem Thurme hieher geleitet wurden. Bald wurden sie auch gewiß, daß der befestigte Kirchhof Zufluchtsort ihrer Feinde geworden war, denn man hörte, wie die Thüre von innen verrammelt wurde. Jezt verdoppelten die von außen ihr Pochen, die Streitkolben klangen laut an dem Riegel des Thors, daß es weithin schallte in die stille Mitternacht; aber lange widerstrebten die Dielen von Eichenholz der

Gewalt der Streithämmer. Doch ſahen die im Kirchhofe Befindlichen bald, daß das Thor klaffte und in Kurzem, — ſo konnten ſie vermuthen, — ganz eingehauen ſeyn würde. Schnell zogen ſie ſich gegen den Thurm hin zurück — glücklicherweiſe hatte der Thürmer die Thüre nicht zugeworfen, — das war auch ihre einzige Zuflucht, denn eben ſtürzte das äußere Thor unter den Streichen der Verfolger ein; allein, noch ehe dieſe alle in den Kirchhof eindringen konnten, waren die Eidgenoſſen auf den Thurm geſtiegen und hatten die Eiſenthüre hinter ſich feſt verſchloßen. Jezt waren ſie geſicherter, denn zuvor, ja, ſie ſtanden ſogar gegen die unten im Kirchhofe Befindlichen noch im Vortheile. Dieſe Stellung benüzten ſie auch, denn von nun an galt ihnen der Thurm als eine Veſte, von der herab ſie durch Werfen und Schießen ihren Belagerern heftig zuſezten.

Längſt war die blutrothe Scheibe des Mondes am Himmel aufgegangen und beleuchtete eine Stätte, die nicht umſonſt der Friedhof hieß, denn ſeit einer Stunde war es ein ſolcher für Manchen aus des Junkers Schaar geworden. Immer heftiger ſtürmten die Belagerer gegen die Eiſenthüre, um ſie zu ſprengen, aber, jemehr ſie anſtürmten, deſto mehr verloren ſie von den Ihrigen, denn die auf dem Thurme trafen ſicherer ihren Mann im Lichte des Mondes, denn zuvor. Dietrich von Späth, der Götzen zunächſt ſtand, wurde von einem Steinwurfe ins Angeſicht getroffen, daß er vom Pferde ſank. Da ſprach Meiſter Jacob, der Büchſenmeiſter aus Ansbach, der

auch dem Junker gefolgt war: „meine Herrn, was wollen wir Alle zulezt hier ins Gras beißen? Laßt uns ihnen einen andern Tanz aufspielen — haut die Streitart nicht durch die Eisenriegel, ich weiß ein Mittel, das besser wirkt, entfernt euch ein wenig. Dieses gesagt, beugte er sich schnell zur Erde nieder in der Richtung gegen die Eisenthüre, einige kleine Feuerfunken blitzten unter seiner Hand und nach wenigen Augenblicken hörte man ein fürchterliches Krachen, daß der Thurm vom Fuße bis zu oberst erzitterte. Die Thüre war durch der Petarde Kraft gesprengt, aber zu gleicher Zeit hatte es das alte Gebälke im Innern des Thurmes entzündet und im Nu stand das untere Stockwerk in Flammen, so daß weder die von außen hinein, noch die von innen mehr herauskommen konnten. Immer höher stiegen die Schweizer hinauf, um dem Feuer zu entgehen, das im Bauche des Thurmes wüthete und sie bis in das Stübchen des Wächters verfolgte, wo viele ihren Tod fanden. Längst hatte der Qualm diesen aus seinem Bette getrieben, er bließ auf alle Seiten hinaus mit seinem Horne nach Hülfe, aber vergebens; — die Bewohner des Dorfes fuhren erschrocken aus dem Schlafe, aber, während man sich rüstete, der Kirche und den Bedrängten zuzueilen, hatte das Feuer bereits das oberste Stockwerk des Thurmes erreicht. Schon drang der Qualm auch zu der Stelle, wo der Thürmer mit dem Knaben stand und verzweiflungsvoll die Hände rang; der fürchterlichste Tod in den Flammen war ihnen und allen Andern

gewiß: da faßte der Thürmer den Knaben und ſtürzte ſich, ihn in den Armen haltend, durch das Fenſter von dem Thurme herab. Auf den Gräbern des Kirchhofs lag der brave Mann zerſchmettert, aber eine unſichtbare Hand hatte über dem Knaben gewaltet. Geſund und wohlbehalten ſtand er auf, und als der Junker von Berlichingen hinzutrat, um das Wunder zu ſchauen, das ſich hier begeben hatte, erkannte er in dem Knaben — den verlorenen Ottmar.

Wir verlaßen mit dem braven Junker und ſeiner Schaar die fürchterliche Brandſtätte und begleiten ſie zu dem Felſenberge, wo wir die Freifrau von Roſeneck und ihren Gemahl gelaßen. Die Sonne war eben aus dem See heraufgeſtiegen und hatte ſchon die Spitzen der hohen Schweizergebirge beleuchtet, da erwachte Bertha aus einem ſchönen Traume, — ſie hatte ihr Söhnchen Ottmar geſehen — traurig blickte ſie im Gemache umher, als ſie ſich vom Traume getäuſcht ſah. Da trat ein Diener herein und meldete wohlbekannte Gäſte. Schnell erhob ſich Bertha, um den Ankommenden entgegen zu gehen, da öffnete ſich die Thüre und herein ſprang der kleine Ottmar, ihm folgte der Junker von Berlichingen. Die entzückte Mutter ſchloß den Kleinen in ihre Arme und bedeckte ihn mit Küßen. Lange konnte ſie kein Wort hervorbringen; erſt, als Götz erzählte, wie wunderbar der Knabe durch Gottes ſichtbare Hülfe vom ſchauervollſten Tode errettet worden war, öffnete Bertha den Mund zum Lobe und Preiſe deßen, der ihr und ihres Kindes Schickſal ſo wunderbar geleitet hatte.

Nicht minder beglückt schloß Hans von Roseneck seinen Ottmar in die Arme, trat dann zu dem Junker hin und bot ihm die Rechte mit den Worten: „Vetter, verzeihe mir meinen Argwohn und werde mir wieder gut. Meine geliebte Bertha hat an mir bewahrheitet, daß die Erzählung von der Weibertreue zu Weinsberg kein Mährlein ist.“

VI.

Des Baſtards Rache.

Mihi, haec ac talia audienti, in incerto judicium est, fatone res mortalium et necessitate immutabili, an forte volvantur.
Tacitus.

1.

Gegenüber der Burg Geroldseck, wovon wir unſere Leſer bereits in einer früheren Erzählung unterhalten haben, erhebt ſich ein Berg von geringerer Höhe; auch auf ihm ſtand einſt eine Burg, die aber jezt, bis auf wenige Spuren, ganz verſchwunden iſt, und es fällt ſchon beim erſten Anblicke in die Augen, daß die Hand des Zerſtörers früher über ſie gekommen, als über ihre Nachbarin. Dieſe Burg hieß Lützelhard oder Lützen, und gehörte bis zum Tode Biſchof Walthers von Straßburg, der ſie ſeinem natürlichen Sohne als Erbtheil zuwies, ebenfalls zum Gebiete der Grafen von Geroldseck.

Mehr denn ein Jahrzehent war ſeit den Geſchichten von Straßburg, wo die Bürger ſo ritterlich

für ihre Gerechtsame gegen ihren Bischof gekämpft hatten, bereits vorübergegangen, längst moderten die Gebeine des im blühenden Alter dahingeschiedenen Walther, und auf dem Stuhle zu Straßburg saß Heinrich von Geroldseck, sein Vetter, der zuvor Sängerherr am Domcapitel gewesen war. Dieser war von den Capitularen einstimmig erwählt worden, und zwar hauptsächlich darum, weil die Bürger der Stadt für ihn baten. Deßen war denn auch Heinrich von Geroldseck stets eingedenk und hielt sich in Allem treulich zu den Bürgern, weßwegen er auch an Gütern und Gewalt bis zu seinem Tode beträchtlich zunahm.

Auch auf Geroldseck waren in dieser Zeit mehrere Veränderungen vorgegangen. Nur noch ein Jahr lebte der alte Graf, nachdem er von dem Kloster Gengenbach zurückgekehrt war, denn der Gram über den Verlust zweier Söhne, die beinahe zu Einer Zeit in das Grab gesunken waren, hatte schnell an seiner Kraft gezehrt. Längst ruhte er in seinem Erbbegräbniße neben der vorangegangenen Gattin, und alleiniger Erbe all der beträchtlichen Besitzungen dieses Hauses war nun Graf Heinrich, der noch einzig überlebende Sohn, geworden. Die Burg Lützelhard aber hatte Heinrich, treu dem Versprechen, das er in die Hand seines sterbenden Bruders Walther niedergelegt, der verlaßenen Gertrude und ihrem Sohne abgetreten, die seit der Zeit, wo das kleine Häuschen an der Kinzig von den Straßburgern niedergebrannt worden war, ohne eigenes Obdach gewesen waren. Hier wohnte Gertrud, ganz in der Nähe von Geroldseck — denn

man konnte von den Fenſtern der einen Burg in die der andern hinüberſehn — dem Andenken Walthers von Geroldseck und der Erziehung ihres Sohnes, der ſich, mit Erlaubniß ſeines verſtorbenen Vaters und ſeines Oheims „Walther von Geroldseck, Herr zu Lützelhard“ nannte.

So wuchs der junge Walther heran, wurde kräftig und ſtark und, wie ſein Vater, gewandt in allen ritterlichen Tugenden. Daran verſäumte ſeine Mutter Nichts an ihm, und wo ſie ſich, dem oft unbeugſamen Sinne des Knaben gegenüber, nicht ſtark genug fühlte, ging ihr der alte Luithold, ſeit undenklicher Zeit Burgvogt auf Lützelhard, rüſtig an die Hand. Dieſer Mann wurde wegen ſeines Alters und ſeiner Einſicht, ſowie wegen des Anſehens, in welchem er bei den Herren von Geroldseck ſtand, von den Bewohnern der Burg beinahe für deren Herrn ſelbſt gehalten, ſo lange Gertrude dieſelbe noch nicht zu ihrem Aufenthalte gewählt hatte; jezt aber vertrat er Vaterſtelle an dem jungen Walther, und wohl bedurfte dieſer eines kräftigen Mannesarmes, der ihn lenkte und leitete. Neben Luithold nahm ſich auch der Oheim auf Geroldseck ſeiner mit väterlicher Liebe an. So lange Adelheid von Zimmern, die Heinrich bald nach ſeines Vaters Tode als Gattin heimführte, ihm noch keine eigenen Kinder geboren hatte, mußte Walther immer um den Oheim ſeyn, und wer es nicht wußte, der konnte, wenn er die liebreiche Begegnung des Grafen gegen den Knaben ſah, nicht anders glauben, als daß dieſer Heinrichs

leiblicher Sohn wäre. Auch nachdem Frau Adelheid ihrem Gemahle eine Tochter und dann zwei Jahre hintereinander zwei Zwillingspaare von Söhnen geboren hatte, entzog er seinem Neffen Nichts von seiner frühern Liebe und dieser war um ihn, wie zuvor, und obgleich um Vieles älter als die vier Brüder von Geroldseck, theilte Walther doch ihre ritterlichen Spiele und Uebungen mit ihnen und war besonders viel und gerne in der Gesellschaft der freundlichen Ida.

Unter solchen Verhältnißen erreichte Walther sein zwanzigstes Jahr. Schon ließ er sich nicht mehr halten in den engen Mauern der Burg, die Spiele der Knaben auf Geroldseck gewährten ihm allmählig keine Lust mehr, und auch der Umgang mit Ida, die ihn wie ihren Bruder hielt, wurde ihm von Tage zu Tage gleichgültiger. Das edle Waidwerk war mit einem Male des Jünglings Freude geworden, und um diese Neigung zu befriedigen, ritt er oft, nur von seinen Rüden begleitet, aus der Burg, streifte von Thal zu Thale, drang durch Wälder und Schluchten, so daß er manchmal erst bei einbrechender Nacht wieder auf Lützelhard zurückkehrte. Weit entfernt, der mütterlichen Sorge zu achten, die oft in bange Klagen sich ergoß, wenn er in der strengsten Jahreszeit, bei schlechtem Wetter und starrend vor Kälte und Näße seine Streifzüge verfolgte, hing er bei der Heimkunft Bogen und Köcher lachend an die Wand, warf sich behaglich in den Lehnstuhl und hörte im Scheine des wärmenden Kaminfeuers den

Sagen und Geſchichten zu, die ſeine Mutter beim Spinnrocken erzählte, und deren ſie von der Zeit her, da ſie noch in dem Thale an den Ufern der Kinzig lebte, ſo viele im Andenken hatte.

Später, als je ſonſt, war Walther an einem der lezten Herbſttage von der Jagd heimgekehrt. Er hatte nur Weniges erjagt, und war dießmal doch ſo lange ausgeblieben. Während ſeine Mutter ihre Beſorgniß hierüber äußerte, kehrte er ſich nicht weiter daran, ſondern ſchäckerte mit ſeinen Rüden, ſchüttelte das triefende Naß von Kleidern und Jagdgeräthe, und ſtreckte ſich, wie gewöhnlich, mit Behaglichkeit auf dem Lehnſtuhle aus. Nach einer Weile begann er mit einer Laune, die ihm außerdem ſelten eigen war: „Liebe Mutter, weil ich dir heute mehr als ſonſt Sorgen und Kummer bereitet habe, ſo thue zur Strafe und Beſchämung ein Uebriges an mir, und erzähle mir ein liebes Geſchichtchen, wie du ſonſt gewohnt biſt; etwa von Falkenſtein: du kennſt ja die Burg im Schiltachthale, die ſteile, die gleich einem Adlerhorſte über den Felſen des Waldes ſchwebt.“ „Warum gerade von Falkenſtein, mein Sohn?“ — fragte Gertrude — „wohl weiß ich manche Geſchichte, die bei der Burg und unter ihren Mauern ſich zugetragen: wie Herzog Ernſt, der ungehorſame Sohn, gegen ſeinen Vater, König Konrad, die Fahne des Aufruhrs erhob und die zärtliche Mutter Giſela von ihrem Gemahle ſo oft Gnade für ihren Sohn erbat, wie er ſolche erhielt und deſſen ungeachtet in ſeinem aufrühreriſchen Treiben fortfuhr, wie ihn

dann Einer von Falkenstein längere Zeit in seiner Burg hegte und barg, und es zulezt nicht ferne von derselben zum mörderischen Kampfe kam, wo der edle Fürstensohn, umgeben von seinen treuen Vasallen, im ritterlichen Streite fiel. Dieß ist eine Kunde der Vorzeit, geschehen zur Warnung dem nachfolgenden Geschlechte und zur Lehre, welche ist, daß der Sohn folgen und gehorsam seyn solle dem Rathe liebender Eltern." „Das wollen wir seyn laßen für heute," — entgegnete Walther — „denn du weißt, liebes Mütterchen, daß ich auf dergleichen nicht gerne lausche; ein ander Mal erzähle mir Geschichten zur Lehre und Warnung, heute aber möchte ich lieber etwas Anderes von Falkenstein hören, etwa, wie die Burg erbaut wurde, oder, warum die Herren der Burg gerade diesen Namen und den Falken in ihrem Wappen führen? „Auch darüber" — versezte Gertrude — „kann ich dir Aufschluß geben" und nun erzählte sie ihm die Sage von Cuno von Falkenstein, die unsere Leser bereits aus der vierten Erzählung dieses Buches kennen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte Walther seiner Mutter zugehört, während der alte Luithold, der Anfangs ein nicht minder aufmerksamer Zuhörer gewesen war, so wie einige Knechte des Hauses, die sich auf der Ofenbank gelagert hatten, eingeschlummert waren und hiedurch kund thaten, daß Müdigkeit den Sieg über Aufmerksamkeit davon trage. „Habt Dank, liebe Mutter" — begann Walther, nachdem Gertrude ihre Erzählung geendigt

hatte — „für die schöne Mähre aus alter Zeit, die ihr mir da mitgetheilt habt; ich will euch zum schuldigen Danke hiefür eine Geschichte erzählen, die sich erst neuestens bei Falkenstein begeben, und thue es um so lieber jezt, da der alte Kauz schläft wie eine Katze und auch die Andern neben ihm ihre Köpfe bis auf den Bauch hängen."

2.

„Diesen Morgen" — begann Walther — „bin ich, wie ihr wißt, mit dem Frühesten ausgeritten, und mein Rößlein trug mich längs dem Thale der Kinzig über Höhen und Bergschluchten, und nie behagte mir das Herumschweifen im schattigen Walde mehr, als heute, ob ich gleich wenig oder gar Nichts erjagt habe, denn weil mir so wohl ums Herz war, wollte ich auch den armen Thierchen ihr Leben und ihre Freude gerne gönnen. So ritt ich aufwärts bis an den Ort, wo die Schiltach ihre Bahn über Felsen und Klippen hinab windet und in unser reizendes Kinzigthal einmündet. Hier, wo die Waldungen dichter stehen, als um unsere Burg, wo himmelhohe Tannen dem Blicke jede Aussicht entziehen, vernahm ich mit Einem Male, nachdem es eine Zeit lange still und ruhig um mich gewesen, Hundegebell und Hörnerklang von Jagenden aus ziemlicher Entfernung; ich hielt mein Roß an und horchte, jezt drang ein anderer Laut zu meinem Ohre, es war eine menschliche Stimme, die um Hülfe zu rufen schien; der Laut kam immer näher, er kam aus dem

Ida von Geroldseck dazu sagen, wenn ihr lieber Vetter seine Gunst einer Andern zuwendet, der Tochter eines Mannes, der nur der Vasall ihres Vaters ist?" „Ritter- oder Grafentochter, da kümmert sich Walther wenig darum; du sollst nur einmal Emma von Falkenstein sehen und Ida ihr gegenüber stellen: diese ist ein schmächtiges, furchtsames Ding im Vergleiche mit Emma, die in Jugendfrische Blühende, die so reizend im Jagdanzuge auf ihrem Zelter saß, wie unser Einer, und gleich einem kühnen Waidmann zwischen Hirschen und Reben herumpirscht." „Ob aber Fräulein Emma so guten und reinen Herzens ist, wie unsere Ida? das ist eine andere Frage" bemerkte Gertrude. „Das weiß ich freilich nicht, aber das weiß ich gewiß, daß ich von nun an bloß der Emma von Falkenstein zu Hofe reiten und nächster Tage bei ihrem Vater um ihre Hand werben werde, denn einmal habe ich ihr das Leben gerettet und habe, so zu sagen, Ansprüche auf ihren Besitz; dazu habe ich auch gesehen, daß ich wohl gelitten bin bei des Fräuleins Vater, denn er ist ein großer Liebhaber der Jagd, wie ich, auch führt er wacker den Humpen und das will auch ich nach und nach von ihm lernen." „Aber bedenke nur, mein Sohn" — versezte Gertrud — „daß das, was du da von dir rühmst, noch nicht den Ritter ausmacht; du hast bis jezt noch Nichts gethan, um dir die Sporen zu verdienen, als daß du die Thiere des Waldes erlegtest; ehe man um eine Braut wirbt, muß man auch Proben ritterlicher Thaten abgelegt haben, und so

lange du bloßer Junker biſt, wird dir auch der Ritter von Falkenſtein ſeine Tochter nicht zuſagen.“ „Laß uns ſehen, ob du Recht haſt, oder ich“ — lachte Walther und damit war für heute die Sache abgethan.

Von nun an beſuchte Walther jeden Tag Burg Falkenſtein, und war ſtets ein willkommener Gaſt daſelbſt. Er war in ſeiner Eigenliebe ſo viel als gewiß, daß Fräulein Emma ihn nichts weniger als mit gleichgültigen Augen anſehe. Ihre Blicke verriethen ihm, daß er ihre Huld gewonnen und ſie ſchenkte ihm auch, wenigſtens ſo lange er um ſie war, ihre volle Aufmerkſamkeit. Das Bild der ſanften Ida von Geroldseck, der holden Geſpielin ſeiner Jugendtage, ſchwand immer mehr aus ſeinem Herzen und er gab keinem andern Gedanken mehr Raum, als dem, wie er um Emma's volle Gunſt und Liebe ſich bewürbe. Nach wenigen Wochen ſtand ſein Entſchluß feſt, geradezu um ihre Hand anzuhalten und ſie als Hausfrau heimzuführen, denn der Weg, den er jeden Tag reiten mußte, um ſeine Huldin zu ſehen, fing an, ihm langweilig zu werden. Allein, bevor er dem Ritter von Falkenſtein ſeinen Wunſch vortrug, hielt er es für gerathen, zuvor der Tochter ſelbſt ſeinen Vortrag zu machen. Dieß geſchah mit einfachen Worten und ohne lange Umſchweife, denn Walther war noch nicht in der höfiſchen Sitte ſeiner Zeit bewandert, wo man zuvor in zarten Minneliedern die Wünſche des Herzens vor der Burg der Geliebten vortrug. „Liebt ihr mich, gnädiges Fräulein, und wollt ihr mir als Hausfrau die

Hand reichen, wenn euer Herr Vater ja dazu sagt?“ in diesen wenigen Worten ward Walthers Antrag ausgesprochen. „Daß ich euch liebe, Junker,“ — erwiederte Emma — „daran könnet ihr wohl nicht zweifeln;“ — sie sprach dieß mit einem Blicke voll liebevoller Freundlichkeit, konnte aber doch einen schalkhaften Zug in ihrem Gesichte dabei nicht verbergen — „ob ich euch aber so schnell, wie ihr wünschet, die Hand als Hausfrau reichen kann, ist wieder eine andere Frage, deren Entscheidung allein meinem Vater zusteht. Dabei bedenket auch, daß ich seine einzige Tochter bin, die er nicht so bald wird von sich lassen wollen, vor Allem aber erwäget eure Jugend und daß ihr die Ritterſporen noch nicht erworben habt.“ „Nur daran also hängt es, mein holdes Fräulein?“ — entgegnete Walther, ohne über die freie Abweisung verlegen zu werden — „das läßt sich schon machen; übrigens will ich das Nein eures Herrn Vaters vor der Hand noch nicht einholen, bis ich gewiß weiß, daß ich werth bin, das Ja zu erlangen.“ „Da thut ihr wohl daran, mein lieber Junker,“ bemerkte Emma mit einem etwas spöttischen Lächeln und bot zugleich dem jungen Walther die Hand zum Kuße, zum Beweise, daß er in Hulden entlassen sey, denn sie fürchtete, der Vater möchte sie allein mit ihm überraschen, und das wäre ihr nicht gleichgültig gewesen. Walther bedeckte die Hand des Fräuleins mit Küßen, drückte sie an sein pochendes Herz und sprach voll seliger Begeisterung: „gerne will ich harren, holde Emma, wenn nur eure Liebe mir gewiß ist;

durch ritterliches Thun will ich eurer werth werden und nicht eher wiederkehren, als bis ich im Ritterschmucke vor euch erscheinen kann.“ Mit diesen Worten verließ er Emma's Gemach, leerte noch einige Becher mit dem alten Herrn im hohen Ahnensaale und trabte, freilich etwas mißmuthig, auf seinem Rößlein zum Burgthore hinaus.

Der Mutter brachte Walther für diesen Abend keine Neuigkeit mit nach Hause, denn er hätte ihr ja gestehen müssen, daß sie Recht gehabt hatte, als sie damals zu ihm sagte, es würde mit dem Heimführen der Braut nicht so schnell gehen. Aber bald kam Frau Gertrude selbst auf den Gedanken, daß Etwas vorgefallen seyn müßte, denn Walther ritt seit dem Tage, da er mit Emma gesprochen, nicht mehr auf Burg Falkenstein, auch sah sie ihn mehr düster und in sich gekehrt, als freudig und wohlgemuth, wie er sonst zu seyn pflegte, ja, er ging, was er seit geraumer Zeit nur selten gethan hatte, jezt auch wieder öfter zu dem Oheime auf Burg Geroldseck und verweilte daselbst länger, als er sonst gewohnt war. Gertrude richtete über alle diese Veränderungen keine Frage weiter an ihren Sohn, im Gegentheile schien sie mit seinem jetzigen Benehmen recht wohl zufrieden zu seyn. Seine häufigen Besuche auf Falkenstein hatten ihr nie recht gefallen, besonders aber mißbilligte sie das Verhältniß, welches er mit Fräulein Emma angeknüpft hatte. Endlich entdeckte Walther seiner Mutter unaufgefordert die Ursache seines Wegbleibens von Falkenstein, that ihr aber zur

selben Stunde auch seinen Entschluß kund, das bisherige stille Treiben auf Burg Lützelhard mit dem Leben in Kampf und Krieg zu vertauschen. Es war nämlich in diesen Tagen eine Heerfarth gen Oesterreich am Rheine ausgerufen worden, und das däuchte dem tatenlustigen Junker eine schickliche Gelegenheit, seine erste Waffenprobe abzulegen, zumal, da auch sein Oheim, Graf Heinrich von Geroldseck, mit auszog.

3.

Große und wichtige Dinge hatten sich damals im deutschen Reiche ereignet. Graf Rudolph von Habsburg, unter dessen Hauptmannschaft die Straßburger ihre Kämpfe für Recht und Freiheit gegen Bischof Walther geführt hatten, fand nicht nur Anerkennung in dieser Stadt, wo man ihm eine Ehrensäule errichtete, sondern selbst ganz Deutschland hatte seinen ritterlichen Sinn kennen und schätzen gelernt. Im September des Jahres 1273 wurde er von den Churfürsten des Reichs einstimmig zum Könige der Deutschen erwählt und mit großem Gepränge zu Aachen gekrönt. Eine große Aufgabe war Demjenigen gestellt, der damals die Zügel des Reichs ergriff, nachdem dieses mehr als zwanzig Jahre hindurch eines Oberhauptes entbehrt hatte und durch Gesetzlosigkeit und Unordnung in allen seinen Grundvesten zerrüttet war. Wenn je Einer der Mann dazu war, die lange vermißte Ordnung und den Zustand des Rechts wieder herzustellen, so war dieß Rudolph von Habsburg. Vor Allem aber mußte einem Gegner

die Spitze geboten werden, der ſelbſt nach der deutſchen Krone geſtrebt hatte, ſich aber in ſeinen Hoffnungen getäuſcht ſah, und nun durch Widerſetzlichkeit gegen den Neugewählten ſich noch einige Wichtigkeit zu geben verſuchte. Es war dieß König Ottokar von Böhmen, aus dem uralten Stamm Przemysl, den die Seinigen rühmten als den Freigebigen, den Gaſtfreien, den Prächtigen, den Goldenen; dagegen nannten ihn auch Viele den Grauſamen, denn eine Menge grauſamer Handlungen bezeichnete die Tage ſeiner Herrſchaft. So traten zwei Gegner auf den Schauplatz, beide ausgerüſtet mit gleicher Kraft des Geiſtes, mit ritterlichem Muthe und allen edlen Anlagen, um für das höchſte Ziel ihrer Wünſche Alles zu wagen; aber dem Böhmen fehlte jener Biederſinn und jene Redlichkeit, die den deutſchen König auszeichnete, jenes Gefühl der Reinheit und Schuldloſigkeit gegenüber den Seinigen, deren ſich Rudolph rühmen konnte; Ottokar von Böhmen ermangelte jener Ruhe und bedächtigen Ueberlegung, womit Rudolph nicht nur im Kabinete, ſondern auch im Felde auftrat, ſein Rittermuth artete zuweilen in Tollkühnheit aus, und dieß wurde — verbunden mit dem Verrathe ſeiner Umgebung — die Urſache ſeines Falles, wobei jedoch ſelbſt der Feind ihm ſein Mitleid nicht verſagen konnte. Ottokar war Rudolphs erſter und lezter Gegner von einiger Bedeutung, und der Kampf mit ihm gab manche Tugend des edlen Habsburgers kund.

Auf dem erſten Reichstage, den König Rudolph zu Nürnberg hielt, ſollte auch Ottokar erſcheinen, um

vom Reiche sein Lehen zu empfangen, aber er stellte sich weder hier, noch auf zwei folgenden Reichstagen zu Würzburg und Augsburg, und als der König ihn durch eigene Gesandte zur Lehensentgegennahme aufforderen ließ, schickte er dieselben mit einer übermüthigen Antwort an Rudolph zurück. Ottokar wurde deßhalb in die Reichsacht erklärt, dessen achtete aber der Trotzige nicht, und nun entschloß sich Rudolph, ihm mit einem Heere zu Leibe zu gehen, worin er namentlich auch von den Großen der Länder, die Ottokar beherrschte und denen seine Herrschaft schon längst lästig geworden war, bestärkt wurde. Mit einem Heere, das sich von Tage zu Tage durch neue Zuzüge mehrte, rückte Rudolph in Oestreich ein, die meisten Städte öffneten ihm freiwillig ihre Thore und in Kurzem stand er vor den Mauern Wiens. Nachdem er diese Stadt längere Zeit belagert hatte, übergab auch sie sich in seine Huld und Gnade.

Der Abfall so vieler Städte, mit deren Treue die Macht des Böhmenkönigs stand und fiel, bestimmte diesen endlich, auf gütlichem Wege mit Rudolph zu unterhandeln, dessen Macht er, wie er nun wohl sah, nicht länger mehr widerstehen konnte; er demüthigte sich daher und ergab sich dem Oberhaupte des Reichs auf Gnade und Ungnade. Die Bedingung des Friedens war, daß Ottokar seine Länder von Rudolph als Reichslehen empfangen sollte. Wirklich schickte er sich auch bald dazu an, und erschien mit einer Menge von Pferden und Reisigen, die alle aufs herrlichste gekleidet waren, am königlichen Hoflager; er selbst

aber trug einen goldgestickten Leibrock und war allenthalben dicht mit Edelsteinen behängt. Als die Großen, die um Rudolph waren, den prächtigen Zug herannahen sahen, meldeten sie diesem voller Freude: „Herr, rüstet euch, wie es einem Könige geziemt, mit kostbaren Kleidern. Rudolph aber erwiederte ihnen: „Schon oft hat der Böhmenkönig meinen grauen Rock belacht, nun soll mein grauer Rock auch ihn einmal verhöhnen.“ Dann sprach er zu seinem Kanzler: „gib mir deinen Mantel, auf daß Ottokar über meine Armuth etwas zu lachen habe.“ Als nun Ottokar erschien, befahl Rudolph seinen Mannen, die Waffen anzulegen, die Roße zu besteigen und, wie gerüstet zum Streite, sich auf beiden Seiten des Wegs, den der Böhmenkönig kam, in Reihen aufzustellen, damit die fremden Völker den Ruhm der deutschen Waffen erblickten. Ottokar nahte, fiel zu den Füßen des Königs nieder und bat denselben demüthig um seine Belehnung. Diese wurde ihm denn auch ertheilt, Rudolph hob den Gedemüthigten wieder auf, umarmte ihn und nannte ihn seinen lieben Freund.

Die Freundschaft der beiden Könige war indessen nur von kurzer Dauer. Schon nach wenigen Wochen brach Ottokar den Frieden, hauptsächlich veranlaßt durch die Vorwürfe seiner herrschsüchtigen Gemahlin, die ihm die Tafel nur zur Hälfte decken ließ, „weil er kaum mehr die Hälfte seiner Staaten besäße.“ Die Feindseeligkeiten begannen damit, daß Ottokar mit einem Heere von 10,000 Mann, das er im Stillen gesammelt hatte, losbrach. Da er wohl sahe,

zusammen. Ehe der Kampf begann, kam ein Ritter, Herwart von Küllenstein, zu dem deutschen Könige und bot ihm gegen eine Belohnung seine Dienste gegen Ottokar an. Als Rudolph dieses Anerbieten verschmähte, wandte sich der Ritter an Ottokar; von diesem erhielt er den verlangten Lohn und versprach dafür, des deutschen Königs, wie sehr er sich auch in Acht nehmen würde, habhaft zu werden und ihn niederzuwerfen.

Beide Heere rückten einander allmählig näher, aber es wollte noch nicht sobald zum Angriffe kommen. Heinrich Scherlin aus Schwaben, ein Dienstmann des Bischofs von Basel, war der Erste, der den eigentlichen Kampf eröffnete. Er ritt einen unbändigen Streithengst, den er kaum zu zügeln vermochte; als ihm daher Scherlin die Sporen in die Weichen drückte, suchte dieser das Weite und trug seinen Reiter mitten unter die Feinde. „Es ist Zeit" — rief König Rudolph, der dieß sah, — „daß wir unserem Manne zu Hülfe kommen!" und nun begann der gegenseitige Angriff. Gleich beim ersten Zusammentreffen suchte Herwart den König auf, drang durch die dichte Schaar, die ihn umgab und stach sein Pferd nieder, so daß Roß und Mann in den nebenfließenden Bach fielen. Schnell waren die Getreuen des Königs beschäftigt, ihm wieder aufzuhelfen. „Seid doch nicht um mich besorgt" — rief Rudolph — „es ist jezt nicht an der Zeit, sich um einen einzelnen Mann zu kümmern; schreitet in den Kampf, und helfet den Andern." Auf dieses Wort rückten Alle vorwärts,

aber Einer ließ sich nicht abtreiben, sondern stellte sich vor den König, wie eine Mauer, und hielt jeden Angriff ab, der auf das Leben seines Herrn geschehen konnte, denn bald drängten sich mehrere Feinde herzu, die den König stürzen gesehen und trotz seiner unscheinbaren Rüstung wohl erkannt hatten. Wie ein Löwe focht der Unbekannte für das Leben seines Königs und machte rechts und links die Feinde nieder. Da, als er kaum der Uebermacht mehr widerstehen konnte, kam im rechten Augenblicke Berthold von Capellen, den der König mit 300 vom Kerne des Heeres auf einer Anhöhe aufgestellt hatte, herbei: wie ein Blitz fuhr er unter die Feinde und stäubte sie auseinander, dann half er dem Könige vom Boden, wo dieser, um weniger gesehen zu werden, bisher absichtlich, mit seinem Schilde gedeckt, liegen geblieben war. „Geschwind ein Roß her!“ — rief Rudolph, als er wieder auf den Füßen stand; man brachte eines herbei und nun erneuerte er den Kampf mit der Hinterhut, die der von Capellen herbeigeführt hatte. Er fiel dem böhmischen Heere in die Flanken, zersprengte es und griff die Hintersten kräftig an. Da riefen die Vordern unter Ottokars Leuten: „sie fliehen, sie fliehen!“ und wollten Rudolph damit täuschen; allein, je mehr jene schrieen, desto kräftiger hieben die Deutschen ein. Der Kampf dauerte so lange, bis die Hintersten von den Böhmischen die Flucht nahmen; diesen folgten dann bald auch die Andern, und ließen ihren König im Stiche. Viele wurden gefangen oder niedergehauen; Andere, die sich

durch die Flucht retten wollten, versanken in dem Marchfluße. Eine große Saat hatte der Engel des Todes an diesem Tage ausgestreut; man zählte mehrere Tausend Erschlagene; unter diesen Ottokar selbst, welcher einer der Lezten auf dem Schlachtfelde gewesen war. Als er sah, wie der größte Theil seines Heeres die Flucht ergriff, sezte er noch seine einzige Hoffnung auf die Nachhut, die er dem Ritter Milota anvertraut hatte. Aber auch dieser ergriff wegen einer Schmach, die der König früher seinem Hause zugefügt hatte, die Flucht. Jezt trachtete Ottokar, seines lezten Trostes beraubt, mit vier Getreuen, die allein noch um ihn waren, aus dem Felde zu kommen. Das sahen zwei Ritter aus Steiermark, die sich der König ebenfalls früher zu Feinden gemacht hatte, alsbald machten sie einen Angriff, fällten zwei seiner Getreuen an seiner Seite und schlugen ihn selbst vom Roße. Nur kurze Zeit dauerte der Kampf, bald war Ottokar wehrlos und bat nur noch um sein Leben. Aber die Beiden achteten nicht darauf, der Eine stieß ihm das Schwerdt in die Brust, der Andere den Dolch durch den Hals, daß er ohnmächtig zur Erde fiel, und ritten dann wieder zum Heere zurück. Nun kamen die Troßbuben und zogen dem Könige seinen kostbaren Harnisch und seine Kleider aus, so daß er ganz nackt und bloß dalag. Der Ritter von Perchtoldsdorf, der eben aus dem Streite ritt, nahm den Mantel von seinem Knaben, bedeckte damit des Königs Blöße, labte ihn selbst mit einem Trunke Waßer und in seinen Armen

verſchied Ottokar. Das war das Ende eines Fürſten, von dem ein Zeitgenoſſe aus Oeſterreich ſagt, „daß er der allertheuerſte Mann geweſen, der je eine Krone trug!“

Sobald König Rudolph die Nachricht von dem unglücklichen Ende ſeines Feindes erhalten hatte, ritt er nach dem Orte hin, wo Ottokars Leiche lag. Solch ſchneller Wechſel des Schickſals rührte ihn tief; Thränen füllten ſeine Augen und er ſprach zu den Umſtehenden: „Sehet da die Nichtigkeit aller Größe und alles Glückes auf Erden!“ Ottokars Leiche wurde nach Marcheck, hierauf von da nach Wien gebracht und ohne Sang und Klang im Schottenkloſter beigeſezt.

Noch am Abende des Schlachttages gab Rudolph, ehe er das Feld verließ, Denjenigen, welche ſich am meiſten ausgezeichnet hatten, Beweiſe ſeiner königlichen Huld und Gnade. Wer die Ritterwürde noch nicht beſaß, dem ſollte der Ritterſchlag Belohnung ſeyn. Dreihundert edle Jünglinge nahten dem Könige und beugten die Kniee vor ihm, demüthig flehend um den Ritterſchlag aus der Hand des geliebten Heerführers; hier, auf dem Felde des Todes, ſprachen ſie das Gelübde der Ritterſchaft knieend aus und Einer nach dem Andern fühlte auf ſeinem Nacken den ſanften Schlag des Schwerdtes, das Rudolph heute ſelbſt ſo ritterlich geführt hatte. Schon war die Reihe an den Meiſten vorüber — nur Wenige waren noch übrig, zulezt nur noch Einer, aber wohl hätte dieſer unter den Erſten ſtehen dürfen, vermöge

seiner Bravheit, die er heute an den Tag gelegt hatte. Um eines Hauptes länger ragte er über alle Andere, mit denen er zugleich knieete, hervor, und doch war er noch jugendlicher als die meisten seiner Schwerdtgenoßen. Wie er sich nun aufrichtete und in beinahe gleicher Größe der hohen, schlanken Gestalt des Königs gegenüberstand, betrachtete ihn dieser genauer und erkannte erst jezt in ihm den Jüngling, der ihn so ritterlich gedeckt hatte, bis der von Capellen mit seinen 300 zu Hülfe kam und ihn der Gefahr entrieß. „Folge mir in mein Zelt" sprach Rudolph mit freundlichem Blicke zu dem Jünglinge. Schüchtern befolgte dieser den Befehl des Königs, aber ein Anderer begleitete ihn von Ferne, der mit sichtbarer Freude das Wohlgefallen theilte, das der König an dem Jünglinge hatte. „Ihr habt mehr an mir verdient, als den Ritterschlag" — begann Rudolph, als sie allein beisammen in dem Zelte waren — „wäret ihr mir nicht zur Seite gestanden, bis mein Ritter Berthold von seiner Höhe herabkam, wer weiß es, ob mein Heer heute einen frohen Tag feiern könnte. Darum sagt an, womit ich euch lohnen kann, junger Rittersmann, denn Rudolph von Habsburg bleibt nicht gerne Jemanden seinen Dank schuldig." „Mein Herr und König" — entgegnete der Jüngling — „ich habe meine Pflicht erfüllt damit, daß ich Euch geschirmt habe vor dem Feinde, und was den Lohn betrifft, so habe ich volle Genüge, daß ich den Ritterschlag aus den eigenen Händen meines erlauchten Königs empfangen." „Ihr seyd allzu

bescheiden," — versezte Rudolph — „doch, wofern ihr nicht um eine Gnade bittet, muß ich selbst darauf denken, wie ich euch lohne" — mit diesen Worten löste er seine goldene Halskette ab und hing sie dem Jünglinge, trotz seines Widerstrebens, um.

Während dieser Handlung blickte der König dem jungen Ritter schärfer in die Augen; überrascht rief er aus; „wenn mich nicht Alles trügt, so seid ihr Einer, den ich schon gesehen habe, aber schon vor langer Zeit; ist nicht euer Name Walther, der Name eurer Mutter Gertrud, und wohnt ihr nicht auf Burg Lützelhardt, nahe bei Geroldseck?" „Es ist so" — entgegnete der Jüngling, — „auch bei mir ist es eine dunkle Erinnerung aus den Jahren meiner Kindheit, daß ich Euch, meinen Herrn und König, schon gesehen, ich meine bei der Stadt Straßburg." „So seyd mir doppelt willkommen" — rief der König freudig aus und bot Walthern die Rechte — „denn was ich in jener ernsten Stunde, da ich euch zum ersten Male gesehen, für euch wünschte, ist in Erfüllung gegangen, ihr seyd brav und wacker geworden; fahret so fort, junger Freund, daß eure Mutter und euer Oheim immer mehr Freude an euch erleben; gedenket zuweilen eures Königs, der auch euch nie vergessen wird, was ihr an ihm gethan." Walther konnte vor Rührung kein Wort des Dankes hervorbringen, er fiel vor dem Könige auf ein Knie nieder, bis dieser ihn freundlich erhob, und ihm noch einmal die Hand reichte, die Walther voll Dankgefühl an sein Herz drückte. Als er vor das Zelt hinaus

trat, stand sein Oheim Heinrich nicht ferne von ihm, der aufs freudigste überrascht wurde, als er am Halse seines Neffen die goldene Gnadenkette erblickte. Wäre Walther sein leiblicher Sohn gewesen, gewiß, Heinrichs Freude hätte nicht größer seyn können, besonders, als er noch vernahm, was und wie der König mit ihm geredet hatte. Die Ehre seines Neffen war ihm eben so viel werth, als der Dank, den der König an demselben Tage gegen ihn und alle Diejenigen ausdrückte, die ihm zu Hülfe gekommen waren und Blut und Leben in dem heißen Kampfe so treulich für ihn gewagt hatten.

Nach Verfluß von drei Tagen verließ König Rudolph das Schlachtfeld und zog nach Mähren und Böhmen, nachdem er den größten Theil seines Heeres in die Heimath entlassen hatte, unter denen auch Graf Heinrich von Geroldseck und Walther mit ihrem Fähnlein waren. Wir lassen sie ziehen und eilen voran an die Ufer der Kinzig, um zu sehen, wie dort indessen die Sachen standen.

4.

Während Frau Adelheid, Heinrichs Gemahlin, die Abwesenheit ihres Eheherrn schmerzlich empfand, war es gleichwohl immer ziemlich lebhaft um sie gewesen, denn ihre vier jungen Söhne, Walther, Heinrich, Gerold und Ottmar boten Allem auf, um der lieben Mutter durch Spiel und Unterhaltung die einsame Zeit zu verkürzen; ja, Frau Adelheid sehnte sich am Ende nach ihrem Gemahle hauptsächlich auch

um der Knaben willen, denn seit der Abwesenheit des Vaters waren sie bald so muthwillig und meisterlos geworden, daß die Mutter sie kaum mehr im Zaume zu halten vermochte. Ueble Noth hatte besonders der Burgkaplan mit ihnen, denn außer Junker Ottmar ließ sich keiner mehr auf der Schulbank des Lehrmeisters blicken, und viel lieber wären sie dem Vater mit Schwerdt und Lanze in den Krieg gefolgt, als zu Hause geblieben. Jezt, als die Mutter von der baldigen Wiederkehr des Vaters sprach, — denn sie hatte bereits Nachricht erhalten, daß er sich auf dem Heimwege befinde — ließen sich die Junker nimmer zurückhalten, man mußte ihnen einen Knecht mitgeben, in dessen Begleitung sie dem Vater bis in die Gegend entgegen ritten, wo die Höhen des Schwarzwaldes mit den Bergen der schwäbischen Alp zusammenstoßen. Nur Ottmar, der jüngste, blieb bei der Mutter zu Hause und wollte den Vater auf der Burg selbst erwarten.

So war doch immer noch einiges Leben auf Geroldseck; welches Bild der Verlassenheit und Oede gewährte dagegen Burg Lützelhard! Da war es wie ausgestorben, und wäre der alte Burgvogt Luithold nicht gewesen, der seine Gebieterin immer nur zu trösten hatte über die Abwesenheit ihres Sohnes, Frau Gertrud wäre vor Schmerz und Sehnsucht beinahe vergangen. War es doch das erstemal in seinem Leben gewesen, daß der junge Walther den Bann seiner Burg verließ, um in den Krieg zu ziehen, wer hätte also der besorgten Mutter verargen mögen,

daß ihr der Gedanke, den theuern Sohn ferne und in steter Gefahr zu wissen, eben so ungewohnt als schmerzlich war? Jezt aber, als die Blätter in den Wäldern gelb wurden und die Herbstnebel bereits um die Gipfel der Tannen strichen, blieb sie nimmer im Gemache, sondern stieg allstündlich hinauf auf den Söller, denn jede Stunde, meinte sie, sollte sie ihren Walther in der Ferne heranziehen sehen.

Eines Tages — die Abenddämmerung war schon angebrochen — kehrte Gertrud eben unmuthig in ihr Gemach zurück, denn abermals war ihre Hoffnung getäuscht worden, da ertönte das Horn des Thurmwächters, man hörte die Brücke rasseln, es klingelte auf der Treppe wie Sporengeklirr, und schnelle Tritte kamen der Thüre zu. Kaum erkannte die erstaunte Burgfrau ihren Sohn Walther in dem nun eintretenden ritterlichen Jüngling. In einfacher Knappenrüstung, mit rostiger Waffe, war er ausgezogen in das Feld und nun kam er wieder in vollem Schmucke des Ritters, im glänzenden Brustharnische und auf dem Haupte den Helm mit wallendem Busche, an der Seite das Schwerdt mit reichem Wehrgehänge und an den Füßen die ritterlichen Sporen. Mit Allem diesem hatte ihn der Oheim auf Geroldseck ausgerüstet, ehe er heimkehrte, denn er wollte die Bravheit seines Neffen ehren und zugleich seiner Mutter eine freudige Ueberraschung bereiten. Darum konnte sich auch Mutter Gertrud in dem ersten Augenblicke nicht satt genug sehen an ihrem im Ritterschmucke prangenden Sohne, und ihre Freude war so groß, daß sie kaum

dazu kommen konnte, ihr zu fragen, was sich Alles im Felde begeben hätte? Aber namentlich wurde ihre Aufmerksamkeit angezogen durch die schwere goldene Kette, die sich um den Halsberg von Walthers Rüstung schlang und bis auf den Brustpanzer herabhing. Da löste die mütterliche Neugier zuerst die Zunge, um zu fragen, wie denn der liebe Sohn zu dem prächtigen Kleinode gekommen wäre? und sie prieß mit mannigfachem Lobe bald den edlen König Rudolph, bald den Sohn, der sich so brav gehalten hatte. War die Verwunderung und Freude der Mutter groß, so war dieß nicht minder der Fall bei dem alten Luithold, der sich die Augen rieb, denn er wähnte, er habe geschlafen und träume noch fort in einem schönen Traume, als er seinen lieben Junker in solcher Herrlichkeit vor sich stehen sah. „Ei, ei, wer hätte das geglaubt," bemerkte der Alte, indem er Walthern auf die Schulter klopfte. Walther antwortete Nichts, dann aber sagte er, zu seiner Mutter gewendet: „was meinst du wohl, liebes Mütterchen, kann dein Walther jezt wohl erscheinen vor dem Fräulein von Falkenstein? wird sie mir jezt wohl Gehör schenken, wenn ich also vor ihr aufziehe?" Mit diesen Worten blickte er über sich und seinen schönen Anzug hin, man hätte sagen können mit einer gewißen Eigenliebe und Eitelkeit, allein böse können wir ihm darum nicht werden, ist doch diese Empfindung bei allen jungen Leuten bemerkbar, sobald sie fühlen, daß Etwas aus ihnen geworden ist. „In allewege" — entgegnete die Mutter — „darfst du dich vor dem

Fräulein sehen lassen, mein Sohn, denn du hast dein Wort würdig gelöst.

Nicht volle zwei Tage verweilte Walther auf Lützelhard, so ließ er schon sein Roß satteln, und wir sehen den ritterlichen Jüngling voll Hoffnung der Burg Falkenstein zureiten. Auch hier machte die Ankunft des neugeschlagenen Ritters bei Allen eine freudige Ueberraschung rege, doch bei weitem die größte Freude schien Fräulein Emma zu empfinden. Freundlich, wie noch nie zuvor, bewillkommte sie den wohlbekannten Hausfreund; mancher Becher goldenen Marggräflers wurde am Tische des Burgherrn auf die Wiederkehr des jungen Freundes geleert und Emma kredenzte so liebevoll, wie noch nie, wenigstens schien dieß Walther so. Aber, als das Stündchen nahte, wo er mit seiner Angeheteten allein seyn konnte — es war dieß nach geendeter Mittagstafel, wo der Ritter von Falkenstein seines Schläfchens pflegte — wie täuschte er sich da so schmerzlich in all den Hoffnungen, wozu er sich jezt berechtigt geglaubt hatte! Wir wollen unsere Leser nicht mit dem Verlaufe des ganzen Gespräches ermüden, der Inhalt desselben war jenem früheren nicht sehr unähnlich. Emma versicherte, wie damals, den jungen Walther ihrer unwandelbaren Liebe, aber das Ziel seiner Wünsche wurde abermal auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. „Warum doch, holdes Fräulein" — sagte Walther gegen das Ende der Unterredung — „wollt ihr euch immer noch nicht zu einem entscheidenden Jaworte entschließen, womit

ich zu eurem Vater eilen kann, daß er unſere Hände in einander lege? Habe ich nicht mein Wort gelöst und mir auf dem Felde der Ehre die Sporen des Ritters verdient? oder genügt es euch nicht, daß ſelbſt unſer glorwürdiger König mein Verdienſt erkannt hat?" „Das wohl" — entgegnete Emma — „aber ihr ſcheint mir immer noch nicht zu wiſſen , daß für einen Ritter, wenn er auch im Stillen das Herz ſeiner Huldin beſizt, noch mehr erforderlich iſt, um ihrer Hand auch in den Augen der Welt werth zu erſcheinen." „So nennet mir dieſes Mehr, damit ich euren Wünſchen in Allem genügen möge." „Vernehmet es denn!" — verſezte das Fräulein mit grämlich gebietender Stimme; — „Emma von Falkenſtein verlangt von ihrem Ritter, daß er ihre Farbe im Turniere trage und den Dank, den er als Sieger davon trägt, vor Aller Augen zu ihren Füßen niederlege." „Mit dieſen Worten reichte Emma, wie früher, Walthern wieder die Hand zum Abſchied; dieſer verbeugte ſich und verließ das Fräulein, aber nicht mit der liebevollen Stimmung, wie ſonſt. Mißmuthig ritt er aus Burg Falkenſtein weg, denn wohl fühlte er jezt, daß er Nichts weiter, als ein Spielball in der Hand der launiſchen Geliebten war, doch konnte er ihr um ihr Verlangen immer noch nicht böſe ſeyn, ſondern gelobte heilig und theuer bei ſich ſelbſt, Alles für ihren Beſitz zu thun. Die Gelegenheit, ſeinen Vorſatz auszuführen, bot ſich in Kurzem dar.

5.

Als König Rudolph den glorreichen Sieg über Ottokar auf dem Marchfelde erkämpft hatte, beeiferte man sich allenthalben, dieses Ereigniß durch Festlichkeiten aller Art zu begehen. Während der König zu Iglau in Mähren die Verlobung seiner beiden Kinder mit Ottokars von Böhmen Sohn und Tochter feierte, und bald darauf seinen Einzug in Wien hielt, bei welcher Gelegenheit ein glänzendes Turnier statt fand, wo der mehr als hundertjährige Ritter Otto von Haslau mit dem Sohne seiner Urenkelin eine Lanze brach: da wollte auch die Ritterschaft in den vier Landen hinter den Uebrigen nicht zurückbleiben, um den Ruhm ihres Königs zu verherrlichen, und ließ zu dem Ende ein großes Turnier nach Worms am Rheine verkündigen. Eine Menge Fürsten, Grafen und Herrn machte sich auf, um dieses Turnier zu besuchen, das eines der herrlichsten werden sollte, die je in den vier Landen des deutschen Reichs gehalten worden waren: es wurden im Ganzen 350 Helme aus edlem Geschlechte und 299 geschmückte Frauen und Jungfrauen gezählt, darunter waren 28 Herzoge und Marggrafen und 24 Damen fürstlichen Geblütes, als Turniervögte aber wurden zu Blatt getragen: Johann von Ingelheim für die Ritterschaft des Rheinstroms, Sieghard von Laubelfingen für Baiern, Heinrich von Geroldseck für Schwaben und Ludwig von Redwitz für Franken.

Unter den Rittern, welche in die Thore der Stadt

Worms einritten, um dem Turniere beizuwohnen, war auch Walther von Lützelhard. Mit düstern Ahnungen, daß diese Fahrt nichts Freudiges für sie bringen würde, hatte Mutter Gertrud ihren Sohn von Hause entlaßen, der durchaus darauf bestand, gen Worms zu ziehen, denn er hatte hoch und theuer bei sich gelobt, zu erfüllen, was Fräulein Emma von ihm als lezte Bedingung des Besitzes ihrer Hand verlangt hatte. Ebenso fruchtlos war bei Walther auch der Rath seines Oheims geblieben, der ihn so innig und herzlich bat, für dießmal zurückzubleiben, aus Gründen, die er jedoch dem geliebten Neffen nicht näher bezeichnete, um ihm nicht wehe zu thun. Begleitet von Luithold, dem alten Diener des Hauses, kam Walther zwei Tage vor dem Turniere in Worms an; er wählte absichtlich nicht die Herberge seines Oheims zu der seinigen; am andern Morgen aber mußte er diesen doch aufsuchen, denn so erheischte es die Sitte, daß Jeder, der am Turniere Theil nehmen wollte, vor dem Turniervogte seines Landes erscheinen mußte, um von demselben, in Gegenwart der Ehrenherolde, seinen Namen in die Liste eintragen zu laßen.

Nichts weniger als angenehm wurde Heinrich von Geroldseck überrascht, als sein Neffe bei ihm eintrat. „Warum du hier?“ war sein einziger Willkomm an Walther; und als dieser seine Bitte vortrug, war ein kurzes „nein“ die Antwort des Oheims. „Und warum wollt ihr denn meinem Gesuche durchaus nicht entsprechen?“ fragte Walther

in bitterem Tone. „Weil ich nach dem Turniergesetze nicht darf.“ Walther drang weiter in seinen Oheim, ihm doch die Gründe seiner Weigerung zu entdecken. „Soll ich dir wehe thun in Gegenwart der Turniervögte, die erwählt sind, um auf das Thun und Laßen der obersten Turnierrichter zu achten? verschone mich damit und eile heim auf deine Burg, daß du durch deinen Zug zum Turniere nicht geschmäht werdest, du selbst und mit dir“ — — Heinrich wollte noch weiter reden, aber — er hielt inne; man sah wohl, daß es ihm äußerst schwer fiel. „Redet immerhin, Herr Turniervogt“ — rief ihm jezt Walther von Lützelhard trotzig zu — „ich will hier Nichts verschwiegen haben, und wenn die ganze Welt Zeuge eurer Rede wäre; redet ihr aber nicht, so laße ich dennoch mein Wappenschild auf dem Turnierplatze zur Beschauung herumtragen. „Welches Wappenschild?“ — fiel Heinrich seinem Neffen plötzlich ein. „Den weißen Balken im goldenen Felde; das Wappen meines seligen Vaters, eures Bruders.“ „Wage dieß nicht, junger Mann, ich beschwöre dich bei der Seele deines Vaters, damit nicht zum ersten Male dieses Wappen meines Urahns, des erlauchten Gerold, ein Hohn der Leute werde!“ Dieses gesagt, wandte sich Heinrich tiefbewegt von seinem Neffen ab, und kein Wort kam weiter mehr über seine Lippen.

Mit verbißenem Grimme verließ Walther die Wohnung seines Oheims und, anstatt der so treulich gemeinten Warnung des väterlich gesinnten Freundes zu achten, hegte er nur strafbaren Argwohn gegen

denſelben im Herzen. In ſeine Herberge zurückgekehrt, befahl er dem alten Luithold, alsbald ſein Kampfſchwerdt, ſamt Schild, Helm und Kleinod auf das Rathhaus zu bringen und zugleich genau wahrzunehmen, wie es bei der Wappenſchau gehalten würde. Kaum war eine Stunde verfloßen, ſo kam Luithold, Schild, Helm und Schwerdt ſeines Ritters in den Händen haltend, mit tiefbetrübter Miene wieder zurück. „Was ſoll das" — rief ihm Walther entgegen — „daß du meinen Ritterſchmuck wieder zurückbringſt?" „Höret mich an, Herr" — begann der Alte — „und zürnet mir nicht, wenn ich euch unliebe Mähre verkündige. Wie ihr befohlen, ſo trug ich euer Wappen hinauf in das Haus, wo die Schau gehalten wird, ich ſtellte den Helm ſamt Kleinod auf den Tiſch, wo noch vieler andere Ritterſchmuck ſtand, nebenan aber lehnte ich euern Schild und euer Schwerdt. Kaum war ich aus dem Saale getreten, ſo kamen Ritter und Fräulein die Menge herein; vier der erſtern — es waren dieß die Wappenherolde — ſezten ſich an Plätze, von wo aus man den ganzen Saal überblicken konnte, die Frauen und Fräulein aber trippelten um die lange Tafel herum und betrachteten die Helme und Schilde von allen Seiten. Ich aber ſtellte mich hinter die Thüre des Saales, daß ich Alles, was vorging, wohl ſehen und hören konnte. Da auf einmal griff einer der Wappenherolde nach eurem Helme und hob ihn in die Höhe; neugierig ſammelten ſich die Frauenzimmer um den Herold und richteten die Blicke auf euern Helm, beſonders aber drängte

sich ein Fräulein herzu, und ihr zunächst ein Ritter, den ich auch schon auf Geroldseck gesehen habe, und nun gings bei diesen Beiden an ein Spotten und Lachen, während sie den Helm, wie ein seltsames Schaustück, lange bald nach dieser, bald nach jener Seite drehten. Aus dem Lästermunde des Fräuleins aber hörte ich deutlich die Worte: „mich wundert, daß dieser sogenannte von Geroldseck nicht auch noch eine Bischofsmütze zwischen sein Helmkleinod gesezt hat.“ Alle Umstehenden lachten über diese lose Bemerkung, besonders aber schlug der Ritter neben dem Fräulein ein gellendes Gelächter auf, so daß ich hätte hinzutreten und den Helm samt Kleinod an dem spöttischen Munde dieser Zween in Stücke zerschlagen mögen. Auch Andern im Saale erweckte dieses leichtfertige Thun Aerger, besonders sah ich eurem Oheime von Geroldseck, der unter den Turniervögten saß, wohl an, wie die Zornader auf seiner Stirne schwoll, und sein Töchterlein, die liebe, gute Ida, wurde roth bis an den Hals, wie sie den Spott mit anhörte, ja, sie trat in eine Ecke des Saals und wischte die Thränen ab, die ihr in das Auge getreten waren. Ich hatte genug, und wollte schon von dannen eilen, aber des Aergers sollte noch mehr werden. Der Ritter, den ich kenne und ihr vielleicht auch, nahm euern Schild, der an der Tafel lehnte, und trug ihn vor die Turnierkönige. „Mit Erlaubniß“ — rief der Naſenweise eurem Oheime zu, indem er das Schild dicht vor deßen Gesicht hielt — „trägt der, so dieses Wappen führt, dasselbe

mit Fug und Recht?“ „Darüber werden die Turnierkönige und Wappenherolde entscheiden, also ist eure Frage überflüßig, Herr Ritter“ — erwiederte euer Oheim. Da lachte der Ritter hoch auf; „wenn ein Baſtard von Geroldseck ins Turnier reitet“ — erklärte er unumwunden — „ſo bin ich der Erſte, der ihm den Harniſch vom Leibe ſchlägt!“ „Und ich, als Turniervogt des Landes zu Schwaben bin derjenige, der zur Stunde euern Namen für immer aus der Turnierrolle tilgt, nach Fug und Recht unſerer geheiligten Turniergeſetze, und wollet ihr den Grund hievon erfahren, ſo fraget die, welche als erwählte Richter hier neben mir ſitzen. Mit kräftiger Stimme, daß es hell durch den Saal klang, ſprach euer Oheim dieſe Worte; der Ritter aber ſtand da und erwiederte Nichts mehr, auch das Fräulein blieb regungslos, und ihre ſpöttiſche Miene war ſchnell eine ernſthafte geworden. Bald empfahl ſich auch der Ritter ohne Urlaub von ſeiner Huldin und verließ den Saal. Ich aber rächte mich an ihm, daß ich mich jezt noch darüber freue; denn als der Gedemüthigte wie ein Dieb fortſchlich, ſtellte ich mich breit unter die Thüre, daß er kaum Platz hatte durchzukommen; er blieb mit ſeinen Sporen an meinen Stiefeln hängen, glitt aus und lag, ſo lang als er war, auf dem Boden, daß ſein Harniſch auf den Steinplatten laut raßelte; ich aber trat in den Saal ein und der Gefallene wagte es nicht mehr, umzukehren und ſich bei mir für den erwieſenen Dienſt zu bedanken, er mag wohl das Gelächter der Fräulein, oder die Stäbe der

Herolde gefürchtet haben. Bei meinem Eintritte in den Saal sah mich euer Oheim, er winkte mir zu sich hin und ich trat hinter ihn. „Luithold“ — sagte er mir leise in das Ohr — „nimm Schild und Helm meines Neffen, damit sie nicht weiter Gegenstand des Gespöttes werden; melde ihm, was du selbst hier im Saale gesehen und gehört hast und sag' ihm dabei, daß ich ihn um Alles, was heilig ist, bitte, dem ersten tollkühnen Streiche keinen weitern beizufügen und nicht in die Schranken zu reiten: ich selbst müßte ihn sonst zurückweisen und so mein eigenes Geschlecht schmähen.“

Einen unbeschreiblich schmerzlichen Eindruck machte diese Erzählung Luitholds auf Walther; äußerlich schien er zwar ruhig, aber desto heftiger tobte es in seinem Innern. Lange schwieg er, endlich aber machte er seiner schrecklichen Stimmung durch Worte Luft. „Das also sprach mein Oheim?“ — wandte er sich zu dem Alten mit wilder Geberde — „und du kannst es mir bezeugen, daß er so sprach?“ „Ja, Herr“ — erwiederte Luithold — „bei unserer lieben Frau kann ich es bezeugen, daß euer Oheim so gesprochen, und ich glaube, daß er es gut gemeint und nur gesagt hat, weil die Frechheit des Ritters und des Fräuleins Spott ihn dazu gedrungen haben.“ „Und wer war denn jener Ritter, der es gewagt hat, mit meinem Wappen seinen frechen Spott zu treiben, und wer war das schnippische Fräulein?“ „Der Ritter ist Germar von Schramberg gewesen, ein junger Mann in euern Jahren, aber ganz unähnlich

seinem ehrenvesten Herrn Vater, dem wohlbewährten Waffengenoßen der Geroldsecker, und das Fräulein — so hörte ich sie wenigstens im Saale nennen — hieß Emma von Falkenstein." „Emma von Falkenstein," — wiederholte Walther ganz unwillkührlich, — „du irrst dich, Luithold; es ist nicht möglich!" „Heißt sie nicht so" — erwiederte Luithold kalt und gleichgültig — so heißt sie anders; aber als Wahrzeichen diene euch: sie ist kräftiger, schlanker Statur, geht stolz einher, hat dunkle Haare und schwarze Augen und, wie ich schon vorhin bemerkt habe, einen kleinen Lästermund." „Schweig, Alter!" — rief Walther tief bewegt — „ich habe genug deines Berichtes;" — er wandte sich weg von seinem treuen Diener und gab sich einem Gefühle hin, das viel zu schmerzlich war, als daß es sich in Thränen hätte kund thun können. Daß das Fräulein wirklich Emma von Falkenstein gewesen, daran konnte Walther jezt nimmer zweifeln; daß er sich schrecklich in ihr getäuscht habe, auch dieß konnte ihm bei ruhigem Nachdenken nicht lange mehr Geheimniß bleiben. „Daher also war es gekommen, daß sie mir, nachdem ich die erste Bedingung erfüllt, noch eine weitere stellte, daher ihre Unentschiedenheit, als ich das zweite Mal um ihr Jawort bat und sie mich doch nicht auch gerade zu mit einer Weigerung abfertigen wollte." So dachte Walther, und so war es auch wirklich.

Während Walther auf dem Marchfelde um Ritterschaft und Ehre stritt, hatte der von Schramberg Eingang auf Burg Falkenstein gefunden; es

war ihm ein Leichtes geworden, Emma's Herz für sich zu gewinnen, da ihre Liebe zu Walther noch nicht tiefe Wurzel gefaßt hatte und sie ihm mehr als ihrem Lebensretter, denn aus freier, herzlicher Neigung zugethan war. An eine Verbindung mit ihm hatte sie in letzter Zeit um so weniger mehr gedacht, da sie nach Walthers Abgange zu dem Heere so widrige Nachrichten über seine Verhältniße und seine Herkunft erhielt, daß sie befürchten mußte, nie die Einwilligung ihres Vaters zu erhalten, auch wenn es, was nicht einmal der Fall war, ihr eigener Wunsch gewesen wäre. Als aber Walther wieder aus Oesterreich zurückkehrte, hatte Emma dem Ritter von Schramberg bereits Herz und Hand zugelobt; doch wollte sie, eingedenk ihrer frühern Verbindlichkeit, Ersteren nicht geradezu abweisen, sondern legte ihm, klug ausgedachter Weise, eine zweite Bedingung auf, die er — das wußte sie wohl — vermöge seiner Geburt als Bastard unmöglich erfüllen konnte. Hierauf zog sie mit ihrem Ritter gen Worms, aus dem einfachen Grunde, um Zeugin der Schmach ihres Lebensretters zu seyn, der sich bisher von ihr hatte am Narrenseile gängeln laßen.

So schrecklich sich auch Walther durch Emma von Falkenstein getäuscht sah, und so gleichgültig es ihm jezt im Grunde hätte seyn können, ob er ins Turnier ritt, oder nicht, da des Fräuleins Wille kein Beweggrund mehr für ihn seyn konnte, und er von ihrer Hand wenigstens keinen Siegesdank gewinnen wollte, so besann er sich doch keines Beßern.

Seinem Oheime wollte er Trotz bieten, so widersinnig dieß auch in jeder Hinsicht war, denn der Grund, warum er nicht in die Schranken reiten durfte, war ihm ja kund geworden, und Niemand konnte diesen zufälligen Umstand abändern.

6.

Der Tag, an welchem das Turnier selbst beginnen sollte, war angebrochen, und Alles, was zu dem Feste gehörte, wohl bestellt und versehen. Auf einem schönen Anger vor der Stadt, der an den Rhein stößt, waren die Schranken aufgestellt, rings um diese befanden sich, außer da, wo die Wege zum Ein- und Ausreiten der Ritter gelaßen waren, erhöhte Sitze, höher oder niedriger, je nach dem Stande derer, die darauf ihren Platz nahmen. Von den fürstlichen Personen, welche in Worms anwesend waren, bestiegen dießmal nur Wenige als Zuschauer die für sie bereiteten Sitze, denn sie wollten, mit Ausnahme einiger Hochbetagten, die nicht mehr im Stande waren, an diesen Vergnügungen der Jugend Theil zu nehmen, alle selbst in die Schranken einreiten und an dem Kampfe Theil nehmen. Aber von fürstlichen Frauen und Jungfrauen wurden alle Emporen angefüllt; so oft wieder eine derselben auf dem Balkone sichtbar war, ließen die Trompeter und Pauker sich laut vernehmen und begrüßten die Ankommende: daßelbe geschah auch bei den Frauen und Fräulein aus den übrigen Ständen.

Wie nun die Stunde, wo das Turnier beginnen

ſollte, erſchienen war, wurde aufgeblaſen und Jedermänniglich ſchickte ſich an, in die Schranken zu reiten: voran die Herzoge und Marggrafen, dann die Grafen, Freiherrn, Ritter und Edlen, und Alle wurden mit Trompeten- und Paukenſchall bewillkommt. Mit dem Glockenſchlage zwölf auf der Liebfrauenkirche gingen die Schranken wieder zu. Die Turnierordnung wurde von den Herolden verkündet; eben ſollte der Kampf beginnen, die Ritter hatten ſchon die Lanzen eingelegt, um gegen einander anzurennen, da rief plötzlich einer der Turnierkönige — es war die kräftige Stimme Heinrichs von Geroldseck — ein lautes „halt!“ in die Schranken und rannte mit aufgehobenem Stichkolben zwiſchen zween Ritter, die ſchon die Lanzen gegen einander eingelegt hatten. Wie niedergedonnert blieben dieſe ſtehen; jeder zog mit der Linken ſeines Roßes Zügel an, um nicht vorzurennen, ihre zitternde Rechte aber ließ die Stechlanze zu Boden fallen. Auch die übrigen Ritter hielten ihre Roße und eine allgemeine Stille trat ein. Darauf ſtellte ſich ein Wappenherold zwiſchen die beiden Berufenen und verkündete laut: „Germar von Schramberg, ihr habt euch wider Fug und Recht in die Schranken gedrungen, ſo doch euer Helm nicht getheilt ward, und euer Name, als der eines Jungfrauenſchänders aus der Turnierrolle getilgt iſt; ihr ſeyd der Strafe verfallen, Schild, Helm und Roß zu verlieren und von den Rittern geſchlagen zu werden.“ Mit dieſen Worten ergriff der Herold das Pferd des Schrambergers beim Zaume; dann wandte er

ſich zu dem andern Ritter: „und ihr, Walther von Lützelhard, Baſtard von Geroldseck, habt euch eingedrungen in die Schranken, ungetheilt und mit dem Wappenſchilde, das ihr zu führen nicht befugt ſeyd; auch ihr ſeyd der Strafe verfallen, daß euch die Ritter ſchlagen und ihr Schild, Helm und Roß verlieret.“ Der Herold hatte geendet, und gerade wollte ein zweiter Herold Walthers Roß am Zügel faßen; da war der alte Luithold, der bisher in der Nähe gehalten hatte, ſchon bei der Hand; ſchnell riß er das Roß ſeines Herrn herum und — ſtracks dem Ausgange aus den Schranken zu, Walther mochte wollen oder nicht. Da war zum Unglücke ein Balken als Riegel vorgeworfen. „Stecht eurem Pferde die Sporen ein,“ — rief Luithold ſeinem Ritter zu — „ſonſt ſind wir verloren!“ Mit dieſen Worten ließ er Walthers Roße die Zügel, denn hinter ihm ſausten ſchon die Prügel der Turnierknechte, dafür faßte er ſeinen Streitkolben mit beiden Händen und rechts und links ſtürzten die Getroffenen nieder. Indeßen ſezte Walther mit einem kühnen Sprunge über die Planke am Ausgange; ihm folgte im gleich kräftigen Satze Luitholds Roß; Beide befanden ſich außerhalb den Turnierſchranken und langten in wenigen Augenblicken in ihrer Herberge zu Worms an. „Das war ein ſauberes Turnier“ — ſagte Luithold, als er ſeinem Herrn das Roß hielt, um abzuſteigen — „Hol' den Dank, wer da will, aber ihr dürft froh ſeyn, junger Herr, daß euch euer Harniſch noch am Leibe hängt.“ „Wollte Gott“ —

entgegnete Walther — „daß mein Roß an den Schranken todt mit mir niedergestürzt wäre, so hätte ich doch diese Schmach nicht überlebt; aber fürchterliche Rache dem Bruder meines Vaters, der sein eigen Geschlecht also zu Schanden machte; schrecklich wird der Bastard ihn dafür heimsuchen!“ So tobte Walther fort und brütete Rache, während der alte Luitheld ihn vergeblich zu überzeugen suchte, daß der Oheim nicht anders gehandelt habe, als ihm seine Pflicht als Turniervogt geboten, ja, daß er so habe handeln müssen, um nicht den Vorwurf der Partheilichkeit zu Gunsten seines Neffen auf sich zu laden.

Schlimmer ergieng es Germarn von Schramberg. Während der Waffenherold den Zügel seines Rosses fest hielt, hatten die Ritter um ihn Gelegenheit, die gebührende Strafe an ihm zu vollziehen. Mit gewichtigem Streitkolben fielen sie über ihn her, schlugen ihm zuerst seinen Helm samt Kleinod vom Haupte, daß er in Stücke flog, dann rißen sie ihm den Harnisch vom Leibe, bis Nichts mehr an dem ganzen Ritter zu schauen war, als sein lederner Leibrock. Nachdem dieß geschehen, rißen ihn die Turnierknechte mit dem Sattel vom Pferde, legten diesen auf die Schranken und sezten den Ritter darauf, der so lange in dieser Schmach verharren mußte, bis das ganze Turnier zu Ende war. Dieß Alles geschah unter den Augen des Fräuleins von Falkenstein, die sich auf einer der Schaubühnen befand, aber alsbald zurücktrat, und vor Scham über die Schande ihres Ritters bis an den Hals erröthete. Ihr widerfuhr,

was ſie mit ihrer Falſchheit verdient hatte, und ebenſo hatte Germar von Schramberg ſeinen Lohn empfangen: denn des Morgens zuvor, ehe er ſich in die Turnierrolle eintragen ließ, hatte er die Tochter ſeines Wirthes mit Gewalt zu ſeinem Willen gebracht und mit Geld ihre Verſchwiegenheit zu erkaufen geſucht; allein der Vater des Mädchens hatte die Schändung ſeiner Tochter bei dem Turniervogte des Landes Schwaben angeklagt, und das war in eben der Stunde geſchehen, da die Vögte ſich zur Schau und Theilung der Helme auf das Rathhaus begaben.

Wie Alles auf dem Turnierplatze zu Ende war, zog man wieder der Stadt zu, wo Abends auf dem Rathhauſe der Tanz abgehalten werden ſollte. Es ward verordnet, daß zuerſt jeder der fürſtlichen Herrn einen Vortanz haben und nach dieſem die Danke ausgetheilt werden ſollten. Die erſten fünf Tänze gab man dem Pfalzgrafen bei Rhein, zween Herzogen von Baiern und zween Marzgrafen; den ſechsten Tanz aber erhielt Albrecht von Habsburg, Landgraf im Elſaß, des Königs Sohn, mit Elsbeth, der Tochter des Grafen Mainhard von Görz und Tirol. Dieſe brachte ihrem Ritter als den beſten Dank, den er im Rennen und Stechen erworben hatte, eine goldene Kette, dreihundert Goldgulden an Werth, die hing ihm Fräulein Elsbeth um den Hals, und ſpäter wurde ſie ſelbſt ſeine ehliche Gemahlin. Nun wurden auch die übrigen Siegesdanke ausgegeben. Den erſten Grafendank erhielt Graf Eberhard von Würtemberg von einer Gräfin von Zollern, den

andern Graf Egino von Fürstenberg von einer Gräfin von Hohenlohe; beide bestanden in goldenen Ketten. Noch wurden drei Danke außer diesen unter die übrigen von Adel ausgetheilt. Den einen reichte Frau Adelheid von Staufenberg dem Ritter von Dalberg: das war ein Kranz, den sie ihm auf das bloße Haupt sezte; den andern gab Fräulein Hermegard von Adolzheim dem Schenken Eberhard von Erbach, ebenfalls ein Kranz, und den dritten Kranz flocht die hübsche Ida von Geroldseck dem Ritter Arnold von Langenstein in das goldene Lockenhaar. Nach diesen erhielten auch die vier Turnierkönige ihre Danke. Nach der Preisvertheilung fing man wieder an zu tanzen und gab Jedem, der einen Dank erhalten hatte, einen Vortanz mit der Frau oder Jungfrau, die ihm den Dank gereicht hatte. Wohl bis zwei Stunden nach Mitternacht währte der Tanz, wo dann Alles ein fröhliches Ende nahm. Auf den folgenden Freitag ließen sich sodann Alle, die turnirt hatten, einschreiben und nahmen ihre Turnierbriefe von den Vögten in Empfang. Die Fürsten, Grafen und Herren schieden sämmtliche als gute Freunde von einander und zogen jeder seiner Heimath zu.

Auch Heinrich von Geroldseck trat mit seiner Tochter Ida den Rückweg in die Heimath an. War sein ganzer Aufenthalt zu Worms über die Zeit des Turniers für ihn kein fröhlicher gewesen, und ebensowenig für Ida, da beide nur gezwungen an den Freuden, die auf das Turnier folgten, Theil nahmen: so war besonders sein Heimritt für ihn ein düsterer,

wo er allein war und sich dem Nachdenken über das Geschehene und Erlebte ganz ungestört überlaßen konnte. Doch, bei alle Dem, daß sein Neffe Walther über sich selbst, über ihn, den Oheim, und über das ganze Geschlecht eine Schmach herbeigeführt hatte, war ihm Heinrich nur in jenen Stunden, wo er thatsächlich Trotz geboten, eigentlich böse geworden, in seinem Herzen dagegen hatte er ihm bereits verziehen und hätte gerne gewünscht, daß er jezt zu seiner Seite ritte, um ihm dieß kund geben zu können. Allein, während Heinrich so liebevoll dachte, sah es mit der Gesinnung seines Neffen ganz anders aus. Walther war in diesem Augenblicke seinem Oheime nahe, aber nicht mit einem Herzen voll Liebe und Versöhnlichkeit, sondern voll Haß und Rachsucht.

Längst schon hatte Ersterer die Stadt Worms verlaßen und war mit dem alten Luithold auf dem Wege nach der Heimath vorangeeilt. Er sah nicht mehr den Einzug der Turnierritter in die Stadt, hörte nicht mehr den Pauken- und Trompetenschall der Lustbarkeit vom Rathhause her, denn ihm hätte doch nur Alles als ein Fastnachtspiel erscheinen müßen, zu nichts Anderem da, als um ihn zu kränken und ihm seine Schmach ins Gedächtniß zurück zu rufen. In wenigen Tagen war er wieder auf Burg Lützelhard; ein schmerzliches Wiedersehen für die bekümmerte Mutter. Lange ließ sich Walther nicht vor ihr blicken, bis sie den Heimgekehrten selbst aufsuchte im einsamen Gemache. Luithold hatte unterdeßen Frau Gertruden bereits berichtet, was nöthig war, um

den Grund der schrecklichen Gemüthsstimmung ihres Sohnes zu erfahren. Tröstend wollte sie dem Trauernden nahen, um ihn zu beruhigen; aber schreckliche Vorwürfe waren die einzigen Worte des Wiedersehens von Walthers Seite. „Verflucht sey die Stunde" — rief er seiner Mutter entgegen — „da mein Vater mich mit dir gezeugt hat, um eine ewige Schmach als Bastard durch das Leben zu tragen, als Bastard, der ausgeschlossen ist aus der Mitte der Rechtlichen, dem es Jeder ins Angesicht sagen darf, wobei er dann verstummen muß; als Bastard, der von den Gliedern seines eigenen Geschlechts verstoßen und verhöhnt wird, als wär' er nicht ihres Fleisches und Blutes. Verflucht sey die Stunde, die mir das Daseyn gab, und das Andenken deßen" — „Halt ein, mein Sohn!" — rief Gertrude — „und versündige dich nicht an dem Andenken deines Vaters, sondern wälze allen Fluch auf mich, denn ich bin die Schuldige und will gerne büßen für die Schwachheit meiner Jugend; du aber beruhige dich, denn du duldest ja ohne Schuld' und wenn dir je Schmach widerfährt, so gedenke, daß ein reines und rechtliches Leben dich von jedem Mackel der Geburt befreit und in den Augen der Welt rein macht." „Was soll mir diese Predigt frommen?" — unterbrach Walther seine Mutter mit höhnischem Tone — „was kümmert mich die Welt, die mich ausgestoßen; rein oder nicht rein, schuldig oder nicht schuldig vor ihr, das ist mir völlig gleichgültig; aber haßen will ich von nun an die Welt mit der ganzen Macht meines

Haßes: will ſie mich ausſtoßen aus ihrer Mitte, ſo ſoll ſie mich dagegen auch fürchten; ich will beginnen mit meinem Haße und meiner Rache bei dem Bruder meines Vaters, der ſein eigen Geſchlecht ſo ſchändlich geſchmäht hat!" „O Gott" — rief Gertrude — „was willſt du beginnen, mein Sohn! ich bitte, ich beſchwöre dich bei Allem, was heilig iſt, laß' ab von deinem Vorhaben, es iſt ein verdammliches, füge nicht zu der Schmach, die du zu dulden wähneſt, auch noch die Schuld vor Gott!"

Walther achtete nicht auf die Bitte ſeiner Mutter, die händeringend vor ihm ſtand; er ſtürmte hinaus und — es war Nacht. Er hatte drei ſeiner Knechte erleſen, von denen er wußte, daß ſie ſeines Winks unbedingt gewärtig waren, auch wenn es zu einer ſchlechten That führte; mehrere bedurfte er nicht zu ſeiner nächtlichen Jagd, war ja ſein Oheim von Berolsdeck nur mit zwei Knappen in Worms eingeritten, treu dem Turniergeſetze, vermöge deßen ein Graf nicht mehr als zwei Diener bei ſich haben durfte. Walthers Knechte mußten ſich bis über den Rock vermummen, er ſelbſt aber zog eine alte roſtige Knappenrüſtung an und ſetzte eine Helmkappe auf, die nur eine ganz kleine Oeffnung am Viſir hatte. Zu Roßen aber wurden die ſchlechteſten Mähren aus dem Stalle gewählt, die man ſonſt nirgens anders, als auf dem Acker brauchte, und zur Vorſicht wurden ihnen die Hufe umwunden. Verhaltungsbefehle gab Walther ſeinen Leuten ſchon jezt, damit es von ſeiner Seite keines Lautes mehr bedurfte, wenn ſie am

rechten Orte angekommen wären. Stille und unbemerkt ritten die Abentheurer aus der Burg, aber Einem Auge blieb Walthers Vorhaben doch nicht verborgen, es war das Auge deßen, der seit den Tagen seiner frühesten Jugend alle seine Wege und Stege beobachtet hatte, um ihn vor Argem zu bewahren. Der alte Luithold stand neben ihnen, als sie eben über die Brücke ziehen wollten. Zwar war derselbe, ermüdet von den Mühen des Weges, den er von Worms her zurückgelegt hatte, heute früher, als sonst, schlafen gegangen, aber — war es Zufall oder höhere Fügung — kein Schlaf wollte dießmal über ihn kommen, und als er im Hofe ein halblautes Geräusch hörte, stand er vom Lager auf, um als treuer Burgvogt nach der Ursache desselben zu spüren. „Bleibet!“ — rief er seinem Herrn zu, als er diesen erblickte, denn er durchschaute bald deßen Vorhaben — „bleibet, lieber, junger Herr, ihr seyd auf einem unrechten Wege, der zu eurem Verderben führt: folget eurem treuen Luithold, der euch um Gottes willen bittet, und gedenket des Jammers eurer Mutter.“ So bat und flehte der Alte, doch Walther hörte nicht, sondern gab seinem Roße die Sporen, um schnell von dem lästigen Mahner wegzukommen. Er brauchte nicht lange zu reiten, so hatte er das Opfer seiner Rache schon erreicht.

7.

Vier Tage war Heinrich von Gerolbseck von Worms bis in seine Heimath unter Wegs gewesen,

denn um seiner Tochter willen, die neben ihm ritt, konnte er seine Reise nicht beschleunigen. Am Abende des vierten Tages kamen sie zu Kloster Gengenbach an, allein mit aller Kunst der Ueberredung konnte es der Abt doch nicht dahin bringen, daß Heinrich seine Herberge im Kloster nahm; er war ja seiner Burg und den lieben Seinigen bereits so nahe, daß er seiner Sehnsucht nach dem Wiedersehen keine weitere Nacht mehr einen Aufschub setzen wollte. Darum zog er noch desselben Tages aus den Mauern des gastfreundlichen Gotteshauses, obgleich es schon ziemlich spät und die Nacht am Anbrechen war. Es dämmerte schon tief, als die Reisenden den Weg längs der Kinzig hinritten — sie waren nicht mehr ferne von der Stelle, wo einst das Häuschen stand, welches der alte Fährmann, Gertrudens Vater, bewohnt hatte, wovon jetzt nur noch einige Trümmer standen — hier bog der Weg von dem Flusse ab und rechts aufwärts der Burg Geroldseck zu; ein dichter Bergwald trennte Heinrich und seine Tochter noch von den heimathlichen Mauern. „Vater" — begann Ida zu dem Grafen, der in Gedanken versunken war, denn er gedachte beim Anblicke des Häuschens an der Kinzig alter Zeiten und so mancher Geschichten, die seitdem, daß er sich von den Wogen der Kinzig als Jüngling in dem Schifflein hatte schaukeln laßen, in seinem Geschlechte vorgefallen waren — „Vater" — wiederholte Ida, wir hätten doch lieber den Bitten des ehrwürdigen Abtes nachgeben und Herberge nehmen sollen in den Mauern

seines Klosters; seht nur, was für ein unheimlicher Wald noch vor uns liegt, und es ist bereits tiefe Nacht." „Wir sind in Gottes Hand" — entgegnete Heinrich seiner besorgten Tochter — „und was würde die Mutter dazu sagen, die schon von unserer Heimkunft weiß, wenn wir noch eine weitere Nacht ferne von ihr blieben?" „Da habt ihr allerdings Recht, bester Vater; lieber noch die ganze Nacht durch reiten über Stock und Stein, um nur recht bald Mutter und Brüder wiederzusehen; ich fürchte mich jezt auch nicht mehr, denn ihr reitet ja neben mir, und Gott und seine Heiligen beschützen uns." „Und überdieß" — fiel der Graf ein — „ist der Wald von jeher sicher gewesen, auch habe ich Niemanden in der Welt, der mir feind seyn könnte, außer dem Ritter von Schramberg, dem ich beim Turniere sein Recht erwiesen, wie es meine Pflicht erheischte, ob er gleich der Sohn eines befreundeten Geschlechtes ist." „Auch euern Neffen nicht zu vergeßen" — bemerkte jezt der alte Konrad, des Grafen Diener, der ihm zur Linken ritt — „der muß wohl großen Grimm gegen euch im Herzen tragen, denn es ist ihm übel mitgespielt worden beim Turniere zu Worms; — aber, das muß man gestehen, Entschloßenheit besizt der junge Herr, und der kühne Sprung, den er über die Planken that, ist so gut einen Dank werth, als ob er einen Gegner aus dem Sattel niedergeworfen hätte." „Wenn nur dem armen Walther bei dem Sprunge kein Unglück zugestoßen ist" — verseßte Ida — „er würde mich von ganzem Herzen dauern."

„Da dürft ihr wohl nicht besorgt seyn, gnädiges Fräulein“ — meinte Konrad — „der alte Luithold hat seinen Ritter gut davon gebracht; gewiß sind Beide längst gut und wohlbehalten auf Burg Lützelhard angekommen.“ „Das wollt' ich gerne wünschen“ — sagte Heinrich — „denn ich habe den Walther lieb, wie mein eigen Kind, wenn er auch manchmal eigensinnig und jähzornig ist.“

Der Graf hatte kaum geredet, als ein vermummter Reiter, der hinter den Trümmern des Schifferhäuschens hervorsprengte, sein Roß beim Zügel faßte. Drei andere Verkappte folgten dem erstern. Ida stieß bei diesem plötzlichen Anfalle einen lauten Schrei aus, Heinrich aber zog sein Schwerdt zur Gegenwehr und seine beiden Knappen mit ihm. „Konrad, bringe mein Kind in Sicherheit!“ — rief er dem alten Diener zu; — nur ungerne folgte dieser, denn er wollte seinen lieben Herrn in solcher Gefahr nicht verlaßen, aber er gehorchte, um Ida's willen. Wie Luithold damals beim Turniere zu Worms gethan, so faßte jezt Konrad des Fräuleins Roß und zog Pferd und Reiterin mit sich, so sehr diese auch widerstrebte, denn auch sie wollte nicht von des Vaters Seite weichen.

Ungestört ließen die Vermummten die Beiden abwärts ziehen; aber ein hitziger Kampf begann jezt zwischen ihnen und dem Grafen: Funken stoben von Helmen und Schildern in der dunkeln Nacht, wie aus einer Esse, wenn der Hammer das Eisen trifft. Obgleich nur zwei gegen vier standen, so blieb doch

der Kampf geraume Zeit unentschieden. Da sank des Grafen einziger Diener, nachdem er seinen Herrn lange getreulich vertheidigt hatte. Während der eine der Vermummten dem Grafen im Alleinkampfe gegenüber stand, fielen die andern ihm von hinten in die Arme, und hielten ihn so fest, daß der schon Ermüdete das Schwerdt nicht mehr zu schwingen vermochte.

Die Knechte rißen ihn jezt vom Pferde auf den Boden, schlangen ihm eine Binde um Augen und Mund, und Stricke um Arme und Leib, so, daß er sich nimmer von der Stelle bewegen konnte. Wie der alte Konrad dieß sah, vermochte er sich nicht zu halten. „Bleibet, mein Fräulein," — rief er Ida zu, — „und gebet nicht von der Stelle, ich muß eurem Vater zu Hilfe kommen!" Mit gehobenem Schwerdte rannte er auf die Angreifenden zu, und der Kampf erneuerte sich neben dem gebundnen Grafen. Aber es waren Vier gegen Einen; das Niederwerfen und Binden war ein Werk des Augenblicks gewesen, und Konrad kämpfte neben einem Unmächtigen gegen vier Kräftige. Ein Hieb, mit jugendlicher Kraft geführt, traf den alten Mann an die Helmkappe, betäubt stürzte auch er vom Pferde. Die Vermummten nahmen den Grafen schnell auf eines ihrer Pferde; zuerst wendeten sie sich dem Wege zu, den die Reisenden gekommen waren, gen Gengenbach, dort vorbei gingen sie waldeinwärts. Die ganze Nacht führten sie den Gebundenen im Dunkel des Waldes herum die Kreuz und Quere, immer weiter abwegs von den beiden Burgen Geroldseck und Lützelhard.

Ehe noch die Morgendämmerung anbrach, nahmen ſie den Grafen wieder von dem Pferde, ſie ſtanden jezt vor einem abgelegenen, aber denen auf Lützelhard wohl bekannten Felſenloche, zu dem nur ein kleiner Eingang führte. In dieſes warfen ſie den Grafen und verrammelten es mit Steinen ſo feſt, daß keines Einzelnen Macht weder von Innen noch von Außen es zu öffnen vermochte. Heinrich wurde in die hinterſte Ecke der Höhle gelegt, ſeine Augen blieben zugebunden, keines ſeiner Bande wurde gelöst, nur allein der Mund blieb frei zum Athmen. Nachdem ſie ſo das edle Wild in ſichere Haft gelegt hatten, wandten ſich die nächtlichen Jäger auf einer andern Seite der Burg Lützelhard zu. Noch ehe der Tag anbrach, kamen ſie daſelbſt an und Niemand fragte, was geſchehen war. Aber Walther rüſtete in aller Stille ein Gefängniß zu, das entlegenſte und ſchrecklichſte in der Burg: das ſollte der Verwahrungsort für das Opfer ſeiner Rache werden.

Wir kehren auf die Stätte zurück, wo die ſchreckliche That geſchehen war. Klagend mit gerungenen Händen ſtand Ida vor dem alten Diener, an dem ſie noch einige Zeichen des Lebens bemerkt hatte. Ihr lautes Klagen und Jammern rieß ihn aus ſeiner Ohnmacht, und er ſchlug die Augen wieder auf. Wie erſchrak er, als er nur das Fräulein und den erſchlagenen Knappen neben ſich, den geliebten Herrn ſelbſt aber von dannen geführt ſah! „Fräulein“ — war ſein erſtes Wort, als er wieder auflebte, — „wo iſt euer Vater hingekommen?“ „O Gott!“ —

ſchluchzte Ida, — „die Vermummten haben ihn von dannen geſchleppt, und ich konnte im Dunkel der Nacht nur ſo viel unterſcheiden, daß ſie den Weg ritten, den wir gekommen ſind.“ „So kehren wir nach Kloſter Gengenbach zurück, und hören nicht auf zu ſuchen, bis wir eine Spur von eurem Vater finden,“ — erwiederte Konrad, — „denn ohne den Vater dürfen wir nicht auf Geroldseck zurückkehren.“ Mit Mühe beſtieg Konrad ſein Pferd wieder; es war beinahe ſchon Tag geworden, als ſie auf dem Wege nach Gengenbach zogen. Wo ſie hinblickten, ſahen ſie die Spuren von Pferdehufen, aber dieſe gingen alle vorwärts. Im ganzen Kloſter wußte Niemand anzugeben, daß Leute die Straße her oder hingezogen wären. Troſtlos kehrten Beide die Straße, die ſie gekommen waren, zurück, und ſetzten mit düſterem Blicke und traurigem Herzen den Weg nach Geroldseck fort. So oft freut ſich der Menſch, wenn er nahe daran iſt, die Arme der Seinigen zu umfaßen; nicht ſo die arme Ida, die ſich ſo lange und ſo heiß nach dem Augenblicke des Wiederſehens geſehnt hatte! Es war ein Wiederſehen des Schreckens, als Ida zum erſtenmale die geliebte Mutter erblickte. Mit Schluchzen und Weinen ſank ſie ihr in die Arme. Worte konnte ſie keine hervorbringen, aber was ſie nicht ſprach, berichtete mit eben ſo ſchmerzlichem Gefühle der alte Knappe. Auch die vier Junker kamen herbei und vernahmen mit Schrecken die Trauerkunde. Aber ſie klagten und weinten nicht, wie die zarte Frauen, ſo ſchmerzlich auch der Eindruck geweſen

war, den die Nachricht auf ſie gemacht hatte, ſondern ſie handelten, anſtatt ſich ihrem Schmerze zu überlaßen. Während Ida bald ihre Mutter tröſtete, bald Frau Adelheid wieder ihre Tochter zu beruhigen ſuchte, beſtiegen die Junker, ſelbſt den jüngſten Ottmar, nicht ausgenommen, ihre Pferde, und ſchwuren hoch und theuer, nicht wiederzukehren auf Burg Geroldseck, bis ſie eine ſichere Spur von ihrem Vater aufgefunden hätten. Zuerſt ritten ſie hinüber nach Lützelhard, um bei ihrem Vetter Walther Erkundigung über den Grafen einzuziehen, denn noch wußten ſie nicht, was zwiſchen dieſem und ihrem Vater zu Worms Widriges vorgegangen war. Mit verſtellter Theilnahme hörte Walther ſie an, als ſie ihm die Nachricht brachten, wie Heinrich, ſo nahe vor ſeiner Heimkehr zu den Seinigen, im Walde überfallen und davon geſchleppt worden wäre. „Wie bedaure ich es jezt von ganzem Herzen“ — rief er mit erzwungener Rührung — „daß ich nicht länger in Worms geblieben bin, um euern Vater in eigener Perſon nach Hauſe geleiten zu können, vielleicht, daß ich das Unglück verhütet hätte!“ Alsbald ließ er ſein Pferd ſatteln und ſchloß ſich an ſeine Vettern an, um mit ihnen den Verlorenen aufzuſuchen. Während die Junker Alles als herzliche Theilnahme von Seiten Walthers aufnahmen, hatte dieſer es lediglich aus Schlauheit gethan. Indem er ſeine Vettern begleitete, hatte er die beſte Gelegenheit, ſie, ſtatt auf die rechte Spur zu leiten, gerade von derſelben abzuführen. Kein Dorf, kein Weiler, keine Burg blieb von ihnen unbeſucht,

wo sie sich nicht nach Einem erkundigten, der mit Gewalt durchgeschleppt worden wäre, und als sie sich nach den Wäldern wandten, die im Umkreise ihrer Burg lagen, blieb keine Schlucht undurchsucht, kein Felsloch unbeachtet, wo sich allenfalls ein Sitz von Räubern hätte befinden können. Aber gerade dasjenige wurde übergangen, wo der arme Graf schmachtete. Da sie, seit der Abwesenheit ihres Vaters, nur selten Burg Geroldseck verlaßen hatten, waren ihnen die Schluchten und Felslöcher viel weniger bekannt geworden, als ihrem Vetter Walther, der ja Tag für Tag in den Wäldern umherstreifte. Den ganzen Tag über suchten die Söhne nach dem Vater, sie gaben sich alle erdenkliche Mühe, aber es war vergebens. Als der Tag zur Neige ging, kehrten sie wieder um, und kamen mit betrübterem Herzen, als sie ausgezogen waren, wieder auf Geroldseck zurück. Damals hatten sie noch gehofft, nun waren sie ohne alle Hoffnung — aber im Stillen lachte Walther und freute sich in seinem Innern ob der gelungenen Unthat. Er verstand es nur allzu gut, die Wahrheit zu verbergen; denn als er seine Vettern spät Abends noch auf Geroldseck begleitete, nahm er eine so traurige Miene an, als ob er hauptsächlich durch das Unglück des Oheims den empfindlichsten Verlust erlitten hätte. Ja, als Frau Adelheid die, ohne den Vater wiederkehrenden, Söhne mit lautem Jammer und Wehklagen empfing, vermochte er die freche Verstellung so weit zu treiben, daß er in die Klage der Jammernden mit einstimmte, und nicht minder reichliche Thränen vergeß als die, welche um

Gatten und Vater ſich härmten. Nur den alten Konrad wollte es bedünken, als wäre die Theilnahme Walthers nicht ſo gar herzlich, und die Thränen, welche er ſonſt ſo ſelten in Walthers Augen ſah, konnten auch dießmal eben nicht viel zu bedeuten haben; wenigſtens wußte er all dieſes Weſen mit dem, was ſich zu Worms begeben hatte, nicht ganz zu reimen. Es war auch in der That die ſchrecklichſte Verſtellung, die man ſich nur denken konnte, denn kaum hatte Walther Burg Geroldseck verlaßen, die von nun an ein Haus des Jammers und der Klage war, ſo nahm er in der Stille der Nacht wieder Einen jener Drei, in ſeine böſe Abſicht Eingeweihten zu ſich, und ſtracks ging es nun durch das Dunkel der Wälder dem Felsloche zu, wo der Oheim gefangen lag. Walther fühlte kein Erbarmen, denn Grimm und Rachſucht hatten ſein Herz ganz in Stein umgeſchaffen. Er hatte die Thränen und den Jammer der Trauernden auf Geroldseck geſehen, denen er Alles geraubt hatte. Wäre ſeiner Rache nicht genug geſchehen geweſen, wenn er den Oheim jezt auf den nächſten Weg geſtellt hätte, um zu den Seinigen zurückzukehren? nein, er blieb beharrlich in dem, was er ſich vorgenommen: das Werk der Rache mußte vollendet werden, wie es beſchloßen war. Sie nahmen den Grafen, ſteckten ihm einen Knebel in den Mund und führten ihn der Burg Lützelhard zu. Auf ein verabredetes Zeichen zog der Thorwächter leiſe die Brücke auf; unbemerkt zog Walther und der Knecht mit dem Raube durch das Thor und ſchnell dem Verließe zu, das an dem abgelegenſten

Theile der Burg lag, wo seit Jahren keine Menschenseele hingekommen war, wo längst nur Kröten und Unken ihre Wohnung hatten. Walther selbst sezte den Unglücklichen auf den Haspel, die Binde wurde ihm von den Augen genommen, seine Bande wurden gelöst und er so hinabgelaßen in die Tiefe. Nun war der unglückliche Graf auf immer aus dem Kreise der Lebendigen gerückt, auch er war jezt eines jener Opfer, die langsam hinsterben in den Tiefen der Erde, ohne daß eine Klage des Jammers hinauf dringt, und ein Wort des Troſtes zu ihnen herunter kommt. Unten im Burgverließe war eine Streue von Stroh, wie man sie dem Vieh bereitet, um darauf auszuruhen; bald stand auch ein Krug Waſſer und ein Stück schwarzes Brod, was an einem Seile hinabgelaßen wurde, vor ihm. Heinrich aß nicht, ob er gleich seit der Stunde des Unglücks keinen Biſſen genoßen und keinen Tropfen Waßer getrunken hatte. Aber eines Schwammes bedurfte er, wie weiland jener unglückliche König, um seine Thränen abzutrocknen, die von nun an auf sein Lager floßen, ungesehen von den Menschen: doch Der, welcher ins Verborgne, selbst in die unterſten Gründe der Erde sieht, sah seine Thränen fließen und hörte seinen Jammer.

So hatte nun Walther sein schändliches Werk zu Ende geführt, und Niemand in der Burg, selbst Luithold nicht, der doch überall seine Augen hatte, dem Nichts entging, was innerhalb der Mauern geschah, wußte Etwas von dem Gefangenen; ja, sogar die Knechte, die Walther zum Ueberfalle des Grafen

mit sich genommen hatte, wußten nicht, was mit dem Manne weiter geschehen war, den sie in das Felsenloch gebracht hatten; noch viel weniger hatte das andere Gesinde in der Burg einen Gedanken davon, daß der Graf von Geroldseck in dem Verließe läge. Zum Thurm hatte Niemand einen Schlüßel, als Walther der Burgherr selbst, und zum Thurmhüter hatte er denjenigen seiner Leute ersehen, mit deßen Hülfe er den Oheim aus dem Felsloche abgeholt und in die Burg gebracht hatte. Dieser brachte dem Grafen von nun an jeden Tag Brod und Waßer, welches er an einem Seile in das Kerkerloch hinabließ; über dieses Geschäft beobachtete er fortwährend das tiefste Stillschweigen, und wenn auch der Gefangene in der Tiefe eine Frage an ihn richtete, um zu erfahren, wo er sich denn eigentlich befinde, so gab er nicht die mindeste Auskunft, denn ein hoher Schwur, den er seinem Herrn gethan, legte ihm ewiges Stillschweigen über diese Unthat auf.

8.

Zwei Jahre hatte dieser traurige Zustand des Grafen gedauert; wir übergehen hier, was in diesen Zeitraum fällt, denn es dreht sich Alles um ein trauriges Einerlei. Auf Burg Geroldseck nie aufhörender Jammer, nie endende Klage um den geliebten Vater, denn alle Nachforschungen, welche die vier Junker da und dort anstellten, waren vergebens geblieben; so daß am Ende alle Hoffnung, den Vermißten widerzufinden, aufgegeben und derselbe von Allen in der Burg, so wie von Jedermann in der

Umgebung, der ihn kannte, als todt betrauert wurde. Auf Burg Lützelhard dagegen war das rachsüchtige Herz des Burgherrn fortwährend daſſelbe geblieben, wie ſeit jener erſten Stunde, da er die Schmach zu Worms erfahren und ſo tief empfunden hatte. Faſt ſchien Walther ſelbſt zu vergeßen, daß unter den Gemächern der Burg, wo er täglich aus und einging, ein Mann ſchmachte, der ihn ſtets wie ein Vater und Freund geliebt hatte, und kam auch je einmal eine Stunde, die ihn wegen ſeiner großen Schuld anklagte, er war taub gegen die innere Richterſtimme, oder ſuchte ſich dergleichen Gedanken oder Grillen, wie er ſie nannte, durch Jagden und Zechgelage aus dem Kopfe zu vertreiben. Kein Tag verging, wo er nicht da oder dort in der Nachbarſchaft zechte und ſchwelgte, oder gleichgeſinnte Geſellen auf ſeine Burg einlud, um bis in die tiefſte Nacht zu ſchwärmen. Der zuvor ſo ruhige und ſtille Wittwenſitz Lützelhard war jezt ein Tummelplatz der Schwelgerei und Völlerey; und da ſteuerte keine Einrede der Mutter Gertrud, kein Wort des redlichen und frommen Luithold, der oft bedenklich den Kopf ſchüttelte, wenn er hinſah auf das Sündenleben, das ſeit zwei Jahren auf der Burg geführt wurde. Walther hörte nicht mehr auf die Mutter, nicht auf die Rede des Redlichen, ſondern lieh ſein Ohr allein dem falſchen Knechte Golo, der, ſeit er Theilnehmer ſeiner böſen That geworden war, ſein ganzes Vertrauen beſaß, und ihm nie von der Seite wich, um dem jungen Burgherrn ein Vorbild von Laſtern jeder Art zu werden. Ging es zu einem wilden Zechgelage auf

einer der benachbarten Burgen, so begleitete er seinen Herrn, und wenn dieser erst in spätester Nacht nach Hause kehrte, war gewiß der böse Golo derjenige gewesen, der den Herrn dazu veranlaßt hatte. Wie mußte es oft der unglückliche Graf im Kerkerloche entgelten! wie oft unterließ es Golo, ihm seine bestimmte Nahrung zu reichen, wenn er und sein Herr, taumelnd vor Trunkenheit, auf die Burg zurückkehrten!

Eines Tages zogen Beide wieder einmal aus der Burg, um ihrem gewohnten Sündenleben nachzugehen; Walther, in welchem immer noch ein Gefühl für Recht und Ordnung lebte, so lange der Wein seine Kraft noch nicht an ihm äußerte, wollte, als es Nacht geworden war, mitten unter den Freuden des Bechers aufbrechen, aber der Knecht Golo war noch nicht mit dem Willen seines Herrn einverstanden. „Laßt uns warten, Herr Ritter" — rief Golo, der voll von Wein war, lallend — „bis der Tag kommt, denn die alte Eule, der Luithold, wird sich ungerne aus dem Schlafe wecken laßen, um uns Herren das Thor zu öffnen; oder wartet doch wenigstens so lange, bis der Vollmond am Himmel steht." Dießmal war es das erste Mal, daß Walther seinem lieben Golo nicht nachgab; er mußte satteln, und sie ritten bei stockfinsterer Nacht der Burg Lützelhard zu. Ihr Weg führte sie über die Stelle, wo der Graf von Geroldseck vor zwei Jahren unter ihren Händen erlegen und gebunden davon geschleppt worden war. „Schaut" — rief Golo seinem Herrn zu — „hier zur Stelle, da hab' ich dem Knappen eures Oheims den Garaus gemacht, als er seinem Herrn den

Schild vorhielt; von hinten hab' ich ihm das Schwerdt durch den Leib geſtoßen." „Nimm dich in Acht" — ſcherzte Walther — „ſein wandelnder Geiſt dreht dir ſonſt den Hals um, wenn du nicht ſchweigſt." „Ah bah" — rief Golo mit lautem Lachen — „der bleibt, wo er iſt." Er hatte das Wort noch nicht geſprochen, ſo ſtieg ein blaues Flämmchen ganz nahe vor dem Kopfe des Pferdes, das Golo ritt, aus dem Boden empor und verſchwand plötzlich wieder. Erſchrocken fuhr das Thier mit dem Kopfe zurück und ſchäumte und tobte. Da ſtieß ihm Golo die Sporen in die Seite, aber das Pferd bäumte ſich hoch auf und warf den Reiter ab. Golo that einen ſo ſchweren Fall, daß er nimmer aufſtand, denn er hatte den Hals gebrochen. Ohne ſich nach dem Genoßen ſeines Verbrechens umzuſehen, ritt Walther im Fluge von dannen: denn ihm, der ſich ſonſt weder vor Lebendigen noch vor Todten gefürchtet hatte, war mit Einem Male Furcht und Grauen überkommen. Ganz in nüchternem Zuſtande kam er nach Mitternacht auf Lützelhard an.

Wohl hätte ihm dieſer ſchreckliche Vorfall eine Bußglocke werden ſollen, von ſeinem böſen Leben abzulaßen; dem war aber nicht ſo. Der einzige ſchmerzliche Eindruck, den der Vorfall auf ſein Herz machte, war der, daß er den Genoßen ſeiner Bosheit und ſeinen vielgetreuen Thurmhüter verloren habe, und dieß legte ſich ihm um ſo näher, als er dieſen Verluſt durch keinen Andern aus dem Burggeſinde zu erſetzen wußte. Er überlegte lange hin und her, was er thun ſollte, da kam er endlich auf den Gedanken, einem ganz fremden Menſchen den Schlüßel

zum Thurme und die Beſorgung des Gefangnen anzuvertrauen. Seine Wahl fiel auf einen jungen, gutmüthigen Mann aus dem Litſchenthale, das zur Herrſchaft der Grafen von Geroldseck gehörte, aber doch von beiden Burgen ziemlich ferne lag. Dieſer übernahm ſein Amt und dieſelben Verpflichtungen, wie der erſte Thurmhüter; aber auch er wurde nur unter der Bedingung angenommen, daß er ſeinem neuen Herrn feierlich gelobte, weder dem Burggeſinde, noch ſonſt Jemanden eine Mittheilung über ſeinen Beruf zu machen, vor Allem nie eine Frage an den Gefangnen zu richten, noch ihm auf eine Frage von ſeiner Seite etwas zu antworten. Einige Zeit verſah der neue Diener ſeinen Beruf, getreu ſeinem gegebenen Verſprechen, bis einmal ein Zufall die Veranlaßung wurde, daß er das Gebot des Stillſchweigens übertrat.

Die einzige Oeffnung, die ſich an dem Burgverließe befand, wo der Graf ſchmachtete, beſtand in einem kleinen Luftloche, das von Zeit zu Zeit geöffnet werden mußte, um den üblen Geruch, der aus dem Kerkerloche hervorging, abzutreiben, damit der Gefangene nicht bei lebendigem Leibe vermoderte, und auf dieſe Weiſe früher, als es dem ewigen Rächer gefiel, aus ſeinem jammervollen Daſein gerißen würde. Wenn man dieſe Oeffnung aufmachte, ſo geſchah es ganz im Geheimen, und wo möglich gegen Abend, wenn Niemand mehr darauf achtete. Da geſchah es eines Tages, daß, während daſſelbe offen ſtand, ein Gaſt über die Brücke ritt, und Einlaß begehrte. Der Thurmwächter ſtieß in das große

Horn, wodurch man die Ankunft von Fremden anzumelden pflegte, so daß der Ton desselben durch den offenstehenden Luftzug in den Kerker des Gefangnen drang. Da däuchte es dem Grafen, als seien ihm dieß bekannte Töne, und habe er dieses Horn schon öfter blasen hören. Bald darauf erschien der Kerkerhüter und brachte ihm seine Nahrung.

Während der Gefangene diese in Empfang nahm, rief er hinauf und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihm und dem Hüter:

Graf: Sag' an, mein Freund, ist das Horn, dessen Töne zu meinem Ohre gedrungen, das Horn des Burgwächters auf Lützelhard? es sind mir bekannte Töne.

Wächter: Ich kann und darf dir keine Auskunft geben; mein Herr hat es mir strenge verboten, als er mich auf die Burg nahm.

Gr.: Wie nennt sich der Herr, in deßen Diensten du stehst?

W.: Ich darf dir seinen Namen nicht nennen.

Gr.: Aber doch deinen Namen darfst du mir sagen?

W.: Auch das nicht.

Gr.: Doch den Namen deines Vaters darfst du mir sagen?

W.: Meinen Vater heißen die Leute den Rublehen.

Gr.: Und wo wohnt dein Vater?

W.: In dem Litschenthale hat er sein Häuschen.

Gr: Ist es das Litschenthal, das zu der Herrschaft Geroldseck gehört?

W.: Wie, kennest du denn das Litschenthal?

Gr.: Wohl kenne ich es, mein Freund, und ich

kenne auch deinen Vater, den guten Rublehen, der lange auf Burg Geroldseck diente, ehe er deine Mutter als ſein Weib ins Litſchenthal heimführte.

W.: Alſo haſt du meine ſelige Mutter auch gekannt?

Gr.: Die gute Hermegard, ob ich die gekannt habe? ja, ſo gut, als ich meine eigene Mutter kannte, denn ſie war ja meine Amme.

W.: O, du lieber Himmel, ſo biſt du mir ja kein Fremder, ſondern ein bekannter Mann.

Gr.: Ja, mein Freund, ich bin ein dir bekannter Mann, bin dein rechtmäßiger Herr, und dein Vater iſt einer meiner Inſaßen aus dem Litſchenthale.

W.: Doch ſeyd ihr nicht gar etwa mein gnädiger Herr von Geroldseck?

Gr.: Kein anderer als der; ja, ich bin dein unglücklicher Herr von Geroldseck, der ſchon zwei Jahre lange ſchmachtet in ſchnöder Haft, und ſich umſonſt ſehnet, ſeine Gemahlin und Kinder wieder in die Arme zu ſchließen, die ihn längſt für todt halten.

W.: So ſey es Gott geklagt, daß ihr, mein gnädiger Herr von Geroldseck, euch auf Burg Lützelhard und in der Hand des wilden Walthers befindet, und daß ich der unglückliche Mann bin, der ſeinen natürlichen, rechtmäßigen Herrn unerkannt bisher als einen gemeinen Gefangenen behandeln mußte; — möge mein Ritter dieß verantworten.

Gr.: Nun denn, ſo gemahne ich dich der Treue und Pflicht, die dein Vater und alle die Deinen vor dir als Hinterſaßen mir bisher erzeigt haben: handle auch du alſo, und ſchaffe, daß ich ledig werde von

dieſer meiner Haft, worin mein Fleiſch und Gebein vermodern muß, wie der Leib des gemeinſten Mörders und Miſſethäters, ſo ich doch Nichts Böſes gethan habe gegen meinen Neffen Walther, den Herrn dieſer Burg.

Der unglückliche Gefangene bat nicht vergebens; war doch das Herz des Thurmhüters über den Jammer des Grafen ſchon ſo gerührt, daß er Thränen vergoß: „ja, es ſoll geſchehen, ich will euch herausbelfen, mein gnädiger Herr, ſo es in meinen Kräften ſteht, und will kein Gut nehmen oder auch nur anſehen, euch länger im Gefängniße zu behalten; deßen getröſtet euch, aber harret in Geduld, bis Zeit und Stunde kommt, wo eure Rettung am füglichſten ins Werk geſezt werden kann.

Dieſe Stunde der Erlöſung erſchien bald; lange genug hatte Heinrich von Geroldseck unverſchuldeter Weiſe im Kerker geſchmachtet.

Die heilige Zeit der Oſtern war gekommen; zweimal eine düſtre und traurige für den armen Dulder, denn er brachte ſie ja zu in der Nacht des Kerkers; zu ihm in die Tiefe drang nicht der Ton des Glöckleins, dem er ſonſt, da er noch auf ſeiner Burg lebte, ſo gerne gefolgt war, um an der Andacht der Frommen in der Kapelle Theil zu nehmen. Wäre er aber auch frei gewandelt auf Burg Lützelhard, er hätte doch keinen Glockenton vernommen, denn ſchon lange wurden hier die heiligen Tage und Feſte nicht mehr gefeiert; ſeit das Leben in Sauß und Brauß begonnen hatte, zog man die Glocke nimmer an zur heiligen Andacht, ſang keine Meße

mehr in der Burgkapelle, denn Walther, der Burgherr, hatte allen Gottesdienſt daraus verbannt, weil er von Nichts der Art mehr hören wollte. Darum gingen die noch Frommgeſinnten auf der Burg an Sonntagen hinab in das Dörfchen Seelbach, das unter der Burg Lützelhard liegt; ob gleich der Weg dahin ſteil und mühſam war, Walthers Mutter und der alte Luithold ließen ſich dadurch nicht abſchrecken, ja, ſie verſäumten keine Meße, und wenn ſie auch noch ſo frühe begann, denn dem Frommen iſt kein Weg zu rauh und zu weit, der zur Kirche führt, und keine Stunde zu unbequem, die zur Andacht ruft. An heiligen Tagen und Feſten fehlten auch diejenigen von der Burg nicht, welche ſich ſonſt weniger um Gott und Kirche bekümmerten. Darum, als der heilige Tag der Oſtern angebrochen war, da wallete Alles hinab in das Kirchlein zu Seelbach, und die Burg wurde ſo leer, daß nur der Wächter des Thurms oben blieb. Auch Walther, der Burgherr, verließ heute ſeine Wohnung, aber nicht, um den Gottesdienſt zu beſuchen; zwei mit ihm gleichgeſinnte Junker aus der Nachbarſchaft hatten ihn zu ſich geladen, um das heilige Oſterfeſt auf ihre Weiſe zu feiern — nicht bei Glockenklang und heiligem Geſange, ſondern unter dem Klange der Becher. Walther hatte ſich durch das Zureden der Mutter und des treuen Dieners nicht abhalten laßen, wenigſtens auf der Burg zu bleiben, damit er, wenn er auch nicht als Chriſtenmenſch den Tag in der Kirche feiern wolle, doch durch ein ſolches Treiben ſchon in der Morgenſtunde dieſes heilige Feſt nicht, gleich einem Heiden, begehen

möge. „Die Rüden mögen die Burg hüten, bis ich wiederkehre, und ist das nicht genug, so betet ihr heute zur heiligen Jungfrau, daß sie ihre Schürze über das alte Felsennest ausbreite, und es bewahre für das Häuflein ihrer frommen Schaafe.“ Mit höhnischem Lachen rief er diese Worte, gab dem Pferde die Sporen, und sprengte auf einer andern Seite die Burg hinab. Statt mit freudigem Gefühle, trat Mutter Gertrude mit traurigem Herzen über die Schwelle der Kirche, und während sie einstimmte in die Andacht der Frommen, betete sie flehentlich zu Gott, daß er die Seele ihres Sohnes zum Beßern wenden möge. Ein Anderer betete zu derselben Stunde; war es gleich nicht vor dem Altare in der Kirche, sondern in der Nacht des Kerkers, er betete doch vor Dem, der ins Verborgene sieht, der das Seufzen der Betrübten hört, und die Thränen der Weinenden trocknet. Der Graf lag auf den Knieen, wie er jeden Tag in der Frühe zu thun pflegte, mochte es ein gewöhnlicher, oder ein Tag des Herrn seyn; er bat um Erlösung von seinen Leiden, und ahnte nicht, daß die Erlösung so nahe war. Noch war er im Gebete begriffen, da hörte er über sich bekannte Tritte, und bald darauf die Stimme des Rubleben: „Herr“ — rief dieser, — „es ist Ostern, wo der Heiland aus dem Grabe ging, auch ihr sollt heute hervorgehen aus des Kerkers Nacht: die Burg ist leer, die Leute sind alle in der Kirche zu Seelbach, aber eilen müßen wir, ehe sie wiederkehren.“ Zu gleicher Zeit setzte er den Haspel an, und ließ ihn in die Tiefe gleiten. Der Graf hielt sich daran, und in kurzer

Zeit war er in die Höhe gezogen, aber der Rublehen hatte alle seine Kräfte zusammen nehmen müßen.

Ermattet sank Heinrich um, als er sich oben im ersten Stockwerke des Thurms befand, und den frischen Luftzug aus den Oeffnungen desselben zum ersten Male wieder einathmete. Schnell nahm ihn der treue Knecht auf seine Schultern, und eilte mit ihm aus dem Thurme. Während er ihn davon trug, erwachte der Graf wieder aus seiner Ohnmacht, aber er blickte nicht auf, denn seine Augen waren ungewohnt, das Tageslicht zu ertragen. Nun stellte sich aber den Beiden noch eine weitere Schwierigkeit entgegen. Da nämlich alle Bewohner der Burg nach Seelbach hinab gegangen waren, so waren die Thore fest verschloßen, daß man weder von außen noch von innen aufriegeln konnte. Dafür hatte jedoch der Rublehen schon gesorgt, und ein Jagdgarn auf der Mauer über der Pforte zurecht gelegt. Sie stiegen hinauf, und während der Diener das Garn über die Mauer hielt, trat der Graf hinein, und glücklich kam er auf den Boden. Ihm nach stieg der Rublehen, aber noch hatte er den Boden nicht berührt, so riß das Garn, und der Getreue wäre ohne Weiteres über die Mauer auf die Felsen des Grabens gestürzt, wenn nicht der Graf, bei all seiner schwachen Kraft, ihn noch aufgefaßt und festgehalten hätte. Schnell eilten sie jetzt der Burg Geroldseck zu; aber, als sie kaum aus dem Bereiche von Lützelhard waren, da ging es wegen der großen Entkräftung des Grafen nur in langsamen Schritten, und es nahte schon der Abend heran, als sie vor die Pforte

von Geroldseck kamen. Da nahm der Rublehen von dem Grafen Abschied; er warf sich vor ihm nieder, umfaßte seine Kniee und sprach: „Herr, verzeihet mir, so ich euch, meinem natürlichen Herrn, dem ich mit Pflicht und Eid verwandt bin, irgend ein Leides zugefügt habe, während ich euch im Kerker hüten mußte.“ „Nein, vielmehr,“ — entgegnete der Graf, indem er ihn aufhob, — „bin ich dir mit Dank verpflichtet, daß du mir herausgeholfen aus dem Kerkerloche und mich hieher gebracht; bleibe bei mir, daß ich dir lohnen kann.“ Aber der Rublehen ließ sich nicht halten, denn er wollte zurück in sein Thal, wo er zuvor gewesen war. Da sprach der Graf: „so will ich dir und allen deinen Nachkommen lohnen, was du Gutes an mir, deinem Herrn, gethan, auf ewige Zeiten.“

Nachdem der Knecht weggegangen war, schlug Heinrich an die Pforte seiner väterlichen Burg. „Wer ist unten?“ — rief der Thorhüter, der bei dem Laute auf die Zinne heraus trat.

„Ein bekannter Mann, der die vier Junker auf der Burg allein zu sprechen begehrt.“ Der Thorhüter ging und meldete es den Junkern; diese erschienen alsbald vor der Pforte.

Wie wurden sie überrascht, als ein Mann mit schneeweißen Haaren und langem Barte ihnen entgegen kam, und unter Thränen ausrief: „Gott willkommen, ihr lieben Söhne, daß mein Aug' euch wiedersehen darf!“ Betroffen fuhren sie zurück, als der Mann in zerlumpten Kleidern und von gar jämmerlichem Aussehen also sprach, und wollten schon wieder die Pforte vor ihm verriegeln. „Bin ich nicht

euer Vater," — fuhr der Graf fort — „und ihr wollet mich verſtoßen? ſchauet mich recht an, liebe Söhne; ob ich gleich in jämmerlicher Geſtalt vor euch ſtehe, ich bin doch der, als den ich mich ankünde, ein euer leiblicher Vater." Da rief Walther, der älteſte unter den Brüdern: „ſo müßten die Todten wieder auferſtehen." „Iſt nicht heute der heilige Tag, wo die Todten auferſtehen?" entgegnete Heinrich.

„Ihr ſeyd ein Betrüger," — rief der zweite von den Junkern, — „daß ihr euch für unſern Vater ausgebet, ſintemal derſelbe ſchon ſeit zwei Jahren nimmer am Leben iſt. „So ſeyd ihr die Getäuſchten", — fuhr der Graf fort, — „daß ihr mich unter den Geſtorbenen wähnet; bin ich nicht weggeſchleppt worden unter den Augen des alten Konrad und meiner eigenen Tochter? ja, meine Söhne, vernehmet das Schreckliche, daß Walther auf Lützelhard mich gefangen davongeführt und bisher in trauriger Haft gehalten hat, wo meine Haare weiß geworden ſind, und mein Bart lang gewachſen iſt, und ich alſo verändert worden bin in meiner Geſtalt, daß ihr mich nimmer erkennen konntet. Doch, weil ihr zweifelt, daß ich euer leiblicher Vater ſey, ſo rufet mir eure Mutter und Schweſter her, ehe ich eintrete in die Burg." Drei von den Junkern gingen in die Burg zurück, um die Mutter zu holen, aber Ottmar, der jüngſte, blieb an der Pforte ſtehen, er trat ſeinem Vater näher, um ihn hereinzuführen, der aber ſchlang die Arme um ihn, und drückte ihn an ſein Herz, denn er war dem Vater unter den Vieren immer der liebſte

gewesen, und Ottmar blieb in seiner Umarmun
denn, als er an des Mannes Herz ruhte, war
ihm, als ob er schon öfter an demselben geru
hätte. Während dessen kam Frau Adelheid mit ih
Tochter; auch sie wollten im ersten Augenblicke
Gemahl und Vater nicht wieder erkennen, weil
so gar verändert und entstellt war. Als er jed
der edlen Frau näher trat, und den Aermel
Gewande zurückschlug, wo sie ein bekanntes M
am Arme erblickte, und zugleich seine Stimme v
nahm, da schlang sie ihre Arme um ihn, und ri
„ja, du bist es, mein verlorner Gemahl! tr
herzu, Söhne und Tochter, ihr sollt wahrlich wiß
daß das euer leiblicher Vater ist. Da trat Ida her
hing sich an seinen Hals und weinte vor Freud
Die drei Söhne aber fielen dem Vater zu Füß
und baten ihn um Verzeihung, daß sie ihn n
gleich Anfangs erkannt hatten. Heinrich hob sie
auf, drückte sie an seine Brust, und nun war
gar rührend anzusehen, wie Mutter, Söhne
Tochter den Wiedergefundenen umgaben. Wie
Triumphe führten sie ihn in die Burg ein; plötz
kamen alle Bewohner und Dienstleute herbei
begrüßten ihren geliebten Herrn, den sie so la
mit Schmerz vermißt hatten. Jetzt erst erzählte
Graf den Seinigen die ganze Geschichte seiner Leid
die er bisher erduldet hatte. Frau Adelheid stau
über die Bosheit Walthers, und noch mehr über s
Verstellungskunst, wie er einst so theilnehmend
ihrem Jammer sich benahm, während er doch sein b
Werk erst vollendet hatte; die Söhne aber schwu

einen hohen Eid, den Vater zu rächen an dem grausamen, entarteten Vetter. Und dieser Schwur war nicht umsonst gethan.

Ohne langen Verzug sandten die Söhne von Geroldseck Botschaft an alle Freunde und Lehensmänner des Vaters, machten diesen eine genaue Mittheilung von Allem, was geschehen war, und boten sie auf zu einem Zuge gegen Walther von Lützelhard. Alle kamen unverweilt, und nun zogen, während der Graf, in Folge seiner Entkräftung, das Lager hüten mußte, die Söhne mit den Ihrigen aus, und legten sich vor Burg Lützelhard. Als Walther die Menge der Ritter und Reisigen erblickte, die rings seine Burg umgaben, da erkannte er bald, auf wen dieser Zug abgesehen war. Das Wappen von Geroldseck, das er einst wider Fug und Recht sich angemaßt hatte, prangte auf den Schildern der vier Anführer. Walther gedachte seiner Missethat, und so entsank ihm beim Gefühle seiner schweren Schuld aller Muth. Dazu wußte er, daß Niemand auf der Burg, der die Waffen tragen konnte, für ihn gerne sein Leben einsetzen würde, daher stellte er sich gegen die Belagerer, als ob er sich rüste mit aller Macht, um lange Zeit Widerstand zu leisten; aber eines Tages, während die Feinde zum ersten Male stürmten, verließ er heimlich die Mauern, und entfloh durch einen verborgenen Ausgang.

Nachdem der Burgherr seine eigenen Leute auf so feige Weise im Stiche gelaßen hatte, stiegen diese von den Zinnen der Mauern, warfen die Waffen von sich und übergaben die Burg auf Gnad' und Ungnade

denen von Geroldseck. Diese zogen nun in das ohne Schwerdtschlag gewonnene Nest ein. Obgleich der Vogel ihnen schon entflogen war, so verfuhren die Rächer doch nicht feindselig gegen die Burgbewohner, sondern alle durften abziehen, ohne daß ihnen irgend ein Leid geschah; Walthers Mutter aber und der alte Luithold wurden auf Geroldseck gebracht, und da es sich erfand, daß sie nicht den geringsten Theil hatten an Walthers Missethat, wurden beide freundlich daselbst aufgenommen und immerdar wohl gehalten. Als die Burg leer war von allen ihren Bewohnern, ließen die Junker ihre Mauern und Thürme niederreißen; derjenige aber, wo ihr Vater so lange geschmachtet hatte, wurde bis auf den Grund geschleift, daß man keine Spur mehr davon sah. Ehe sie abzogen, ließen sie Feuerbrände in die Burg werfen, und bald zeigte ein Trümmer- und Aschenhaufen, daß die Rächer der Missethat hier gewesen waren. Von Walther hörte man Nichts mehr seit jener Stunde; Gertrud, seine Mutter, wurde nie froh mehr in ihrem Leben — sie betrauerte ihren verlorenen Sohn, und der einzige Gegenstand ihres Flehens zu Gott war, daß er doch noch seiner Seele gnädig seyn möge. Auf Burg Geroldseck kehrte wieder die Freude ein, und der Graf vergaß seinen Retter nicht. Er verlieh ihm und seinen Nachkommen besondere Freiheiten, deren sich das Geschlecht der Rublehen noch bis in die neueste Zeit erfreute.